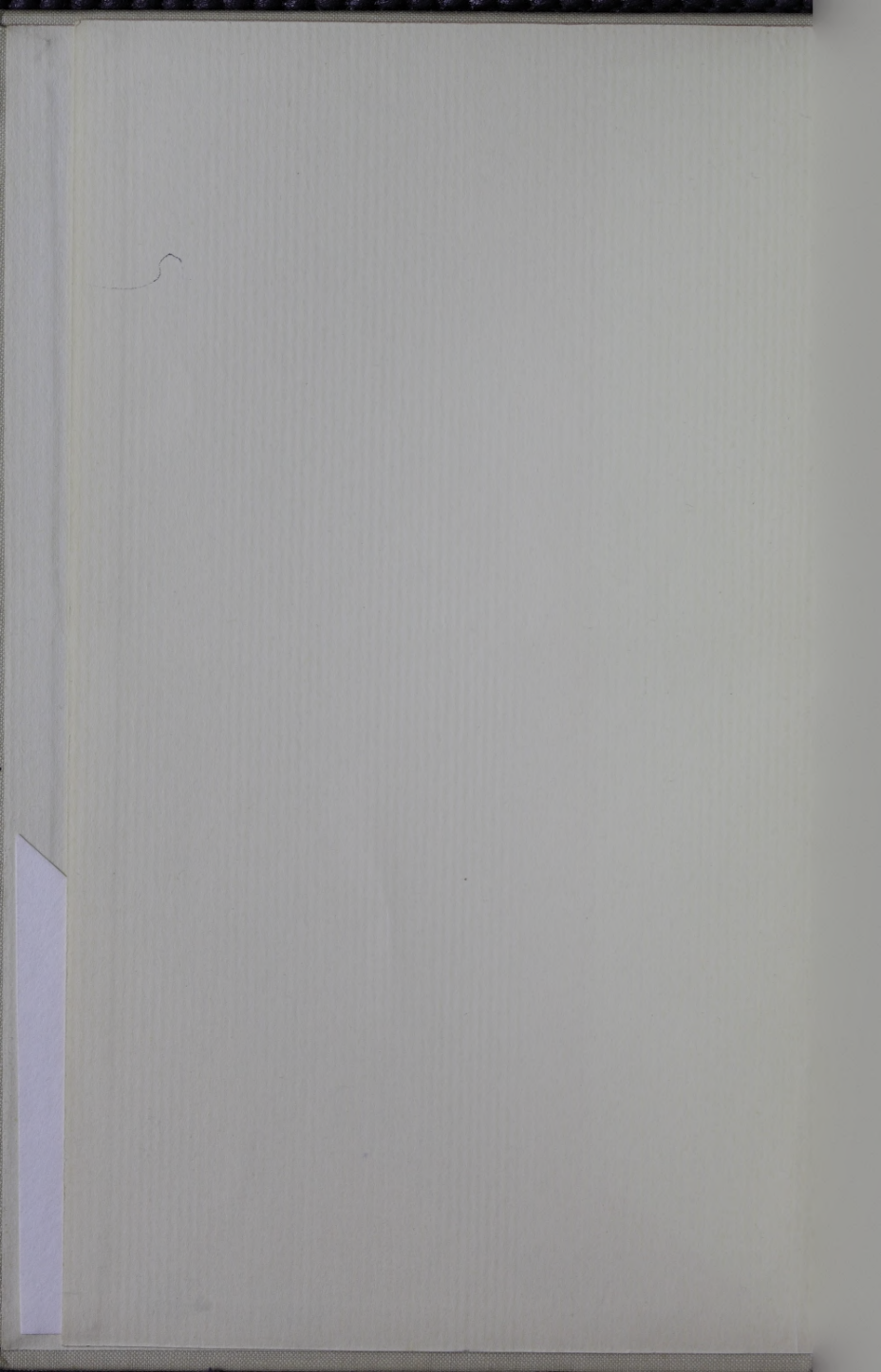


B

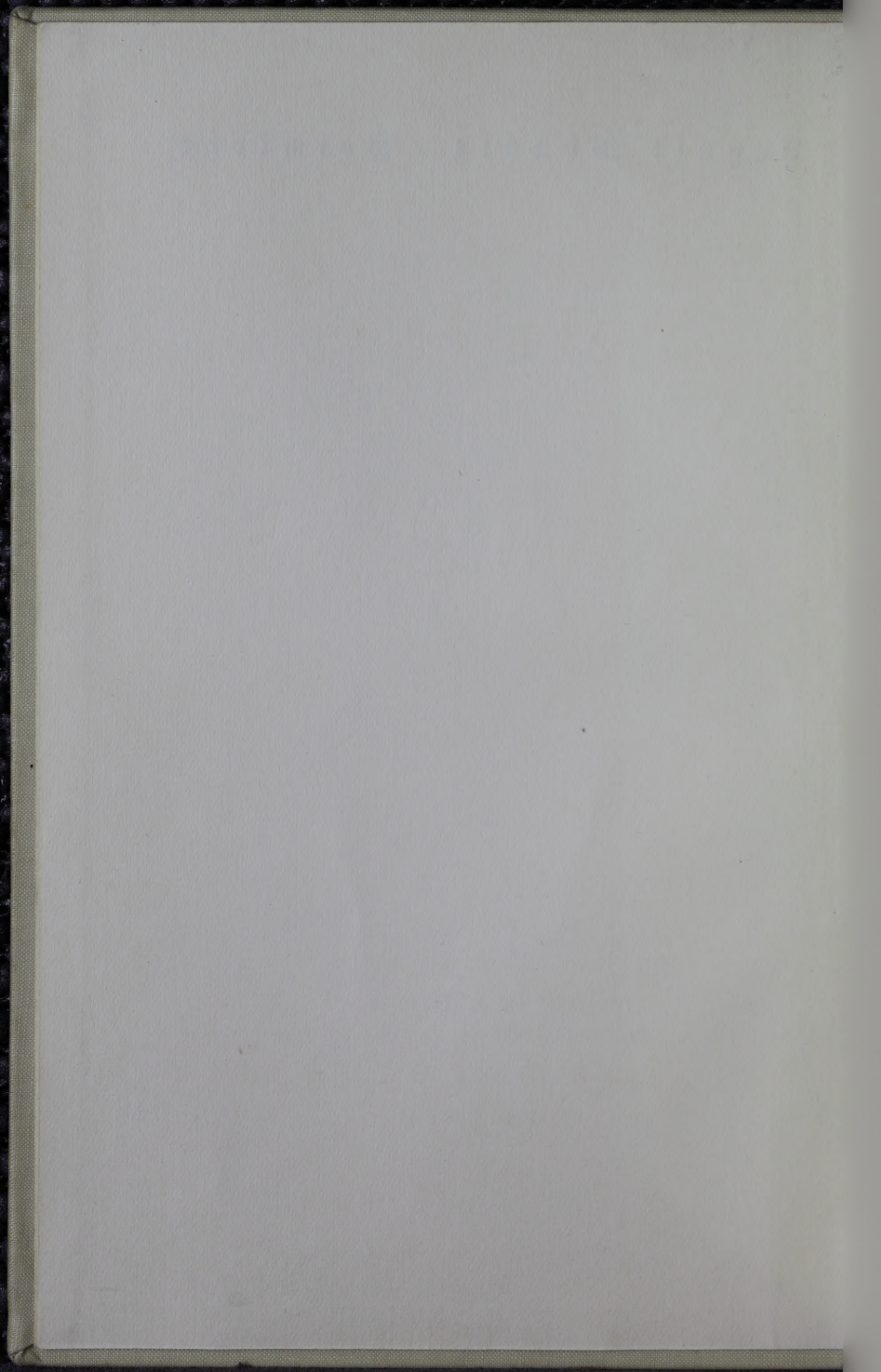
9042

AUGUST
WINNIG

Heimkehr



August Winnig / Heimkehr



5
S(L)2

A u g u s t W i n n i g

Heimkehr

Einmalige Ausgabe

Deutsche Hausbücherei
Hamburg

Band 4 der 20. Jahresreihe

Dieses Buch erscheint hiermit in einer Einmaligen Ausgabe für die Deutsche Hausbücherei, Hamburg 36, Schließfach 233, und wird nur an Mitglieder innerhalb einer Jahresreihe abgegeben. Einzeln ist es nur im Buchhandel in der Originalausgabe der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg 36, zu haben. Der Einbandentwurf stammt von H. Bohn. Der Druck und das Einbinden erfolgten in der Hanseatischen Verlagsanstalt A. G., Hamburg 36 und Wandsbef. Copyright 1935 by Hanseatische Verlagsanstalt in Hamburg. Printed in Germany

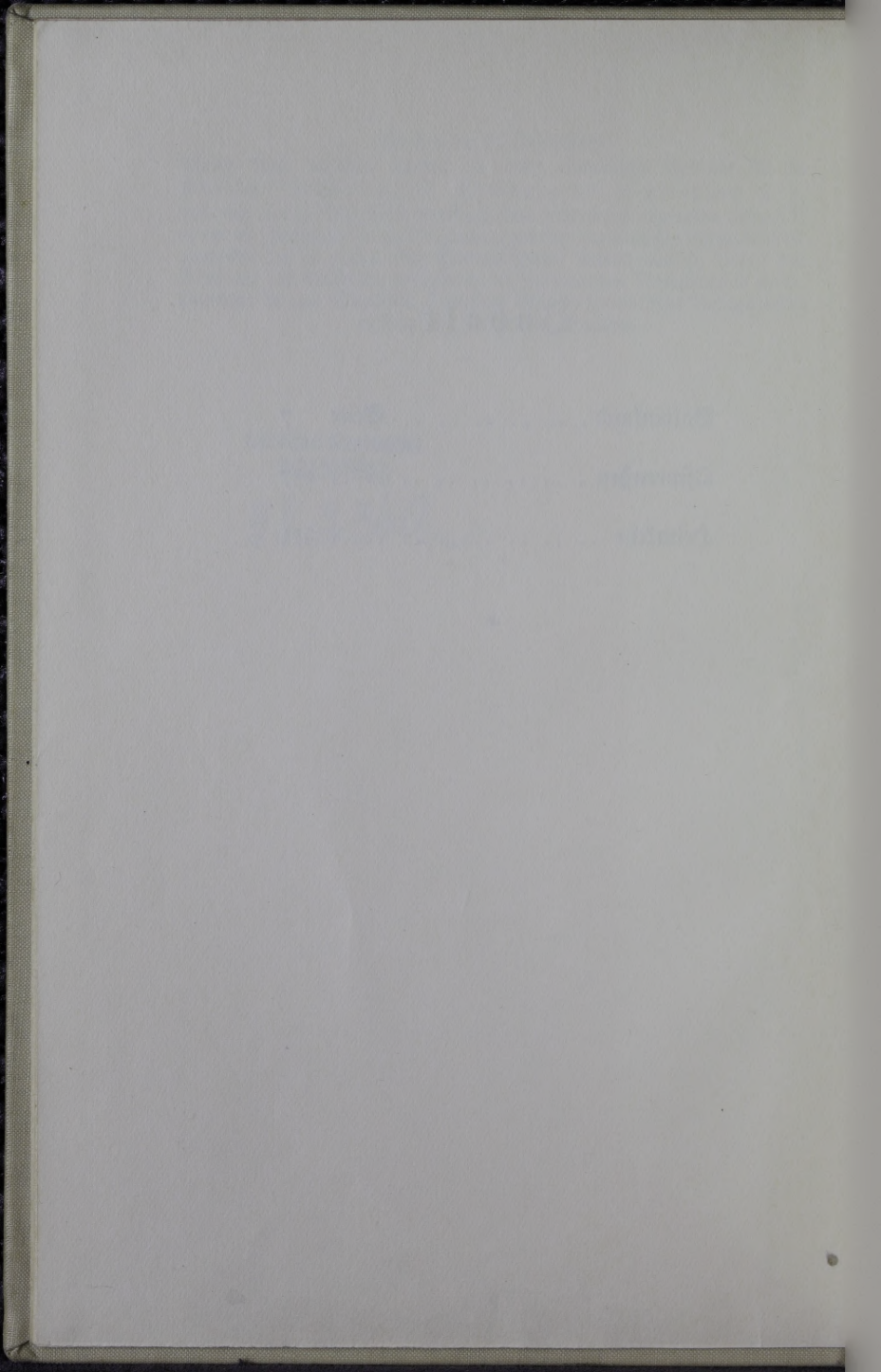
Latvijas Nacionālā
BIBLIOTĒKA

98-2.360a

Inhalt

Baltenland	Seite 7
Ostpreußen	137
Heimkehr	351

*



Baltenland

1879

Wenn doch nur ein einziger Sonnenstrahl in diese grauen Novembertage gefallen wäre! Der ewig graue Himmel und der zähe bleiche Dunst in den Straßen waren schwer zu ertragen. In meiner Arbeitsstube am Thronfolgerbollwerk brannte das Licht auch bei Tage. Tag und Nacht unterschieden sich bei mir nicht allzusehr und gingen fast ineinander über.

Der Fernsprecher stand auf einem Tische neben meinem Bett. Es klingelte, und ich war sogleich wach und meldete mich. Da war es etwa der Forstbeamte von Luffum. Ich hörte, daß er achthundert Festmeter Kiefern-Nußholz in seinen Forsten zur Abfuhr liegen habe, daß nun aber eine lettische Ortsobrigkeit bei ihm sei und die Übergabe des Holzes fordere. Was solle er tun? Ich fragte, ob er eine Möglichkeit habe, das Holz wegzuschaffen, Fuhrwerke und Leute? Nein, die hatte er nicht. Dann solle er das Holz mit gutem Gewissen den Letten überlassen. Er dankte für die Entscheidung und wünschte Gute Nacht. Es war drei Uhr morgens.

Die Ordnung klopfte. Ich meldete mich und hörte, es seien vier Soldaten draußen, die mich sprechen wollten. Da stand ich auf und ging in die Stube. Vier Soldaten, mit vollen Tornistern aus dem nördlichen Livland nach Riga marschirt, wollten von mir einen Schein, der ihnen ein Recht auf bevorzugte Heimbeförderung geben sollte. Ich ließ sie erzählen. Sie waren Ausreißer, die mit der Heimfahrt nicht warten wollten, bis sie an die Reihe kamen. Hätte ich solche Scheine gegeben, so wäre unsere mühsam aufgestellte Abmarschordnung in

wenigen Tagen zerstört worden. Brummend zogen sie ab. Da war es fünf Uhr morgens.

Nun hätte ich versuchen können, noch zwei Stunden zu schlafen. Aber es fiel mir ein, daß ich eine Beschwerdeschrift des Soldatenrates von Alt-Auß erhalten hatte, die ich ihrer schlechten Schrift wegen am Abend nicht mehr hatte entziffern wollen. Das konnte ich jetzt nachholen und sogleich die Antwort schreiben. Bei solcher Antwort mußte ich jedes Wort abwägen. Ich spürte den bösen Geist und das Mißtrauen und wußte, daß alles Geschriebene von mir auf Herz und Nieren geprüft wurde.

Da ging es auf sieben. Nun aber ohne Säumen noch etwas geschlafen! Aber dann hörte ich Türen öffnen und schließen, hörte Besen und Schrubber am Werke und sah durch die Spalten der hölzernen Fensterläden den fahlen Morgen. Der Tag begann und er war so grau und hoffnungslos wie alle Tage jener beladenen Zeit. So reichten sich Tag und Nacht die Hand.

Die Esten hatten ihren ‚autonomen Staat‘ ausgerufen. Drei ihrer Leute erschienen, um von mir den Abzug der Truppen und die Übergabe der Verwaltung zu fordern.

Einen Tag mußte ich sie warten lassen, um erst mit den Soldatenräten ins Reine zu kommen. Die hatte ich zum siebzehnten November, der ein Sonntag war, nach Riga berufen. Dort tagten sie als „Soldatenkongreß der achten Armee“. Es waren ihrer doppelt soviel erschienen, wie im Saale des Soldatenheims Platz fanden, und nun schwärmte und lärmte es durcheinander, bis ich in einem kleinen Nebenzimmer mit den lautesten ihrer Führer fertig geworden war und in die wogende Unruhe hineinsprechen konnte. Da wurde es still,

so still, daß mir später ein Hauptmann sagte, es habe wie ein Gottesdienst ausgesehen. Ich sprach über ‚die Lage des Reichs‘.

Danach wählten die Soldaten einen großen Rat, wählten Namen, von denen sie nichts weiter wußten, als daß ich sie verlesen hatte, und gingen auseinander.

Während dieser Zeit wandelten die drei Esten im Flur auf und ab und schickten mir des öftern Zettel in den Saal, daß sie jetzt bestimmt nicht länger warten würden. Sie mußten aber warten, bis ich eine haltbare Ordnung gebaut hatte. Diese Ordnung war nötig, denn es standen im Baltenslande einhundertfünfzigtausend Mann, unter denen es nur wenige gab, die nicht meinten, sie müßten die ersten bei der Heimfahrt sein.

Gegen Ende der Tagung, die doch bald wieder in schwärmende Unruhe zurückgefallen war, sprang noch ein Soldat, ein kleiner härtiger Landstürmer, auf die Bühne und rief mit gellender Stimme, wir hätten bisher die Hauptsache ver-gessen: Vor seiner Stellung bei Dünaburg stehe die Rote Armee und bereite den Vormarsch vor; man müsse unsern Leuten dort zu Hilfe kommen und Verstärkungen schicken. Aber der Kongreß war nicht mehr zu sprechen; es mußte ge-nügen, daß ich den Notruf gehört hatte.

Der Abend dieses Tages brachte mir noch auf ungewöhn-lichem Wege eine wichtige Mitteilung. Ich hatte einige Gäste bei mir, hamburgische Landstürmer und Bekannte aus Riga. Gegen zehn Uhr klingelte der Fernsprecher im Nebenzimmer; ich ging und hörte eine unbekante Stimme, die mich auf-forderte, in die Anlagen zwischen Thronfolger- und Alex-anderbollwerk zu kommen, wo man mich an einer näher be-zeichneten Stelle erwarten und mir Papiere mit wichtigem

Inhalt aushändigen würde; ich müsse aber sogleich und allein kommen; brächte ich Begleitung mit, so würde ich niemand antreffen. Wohl regte sich ein Verdacht, daß mir hier eine Falle gestellt werden solle und Gefahr drohe; aber ich war nun schon an Wagnisse gewöhnt und nicht unempfindlich für den Reiz des selbsteigenen Einsatzes, so daß ich zusagte und sogleich ging. Zu meiner Sicherheit steckte ich einen russischen Armeerevolver ein, den ich zwar geladen, aber noch nicht eingeschossen hatte.

Es war eine finstere Gegend, in die ich mich begab. Eine Weile stand ich allein an der bezeichneten Stelle, den Revolver in der Tasche gefaßt. Ein Mann ging an mir vorüber und verschwand in der Dunkelheit. Bald kam er zurück, und gleichzeitig tauchte ein zweiter auf. Sie waren die Leute, die mich erwarteten. Ich hatte beide schon gesehen; von dem einen kannte ich den Namen. Es gab eine kurze Unterhaltung, in der ich versprechen mußte, sie nicht zu verraten. Dann erhielt ich die Mitteilung, daß die Lettenführer aus dem ganzen Lande im Laufe des Tages in Riga eingetroffen seien und am kommenden Dienstag zweieinhalb Uhr nachmittags im lettischen Theater die Republik Latwija ausrufen wollten. Man übergab mir den Wortlaut der Proklamation sowie eine Liste mit den Namen und Quartieren der angekommenen Führer. Die beiden forderten, ich solle die Letten jetzt in der Nacht aufheben lassen und so die Ausrufung des lettischen Staats verhindern.

Sie waren recht enttäuscht, als ich nicht darauf einging, sondern sagte, daß ich ihre Mitteilung so verwerten würde, wie es im deutschen Interesse läge. Ich war mir sogleich darüber klar, daß ich diesem Unsinnen nicht nachgeben durfte. Immerhin war es gut, daß ich so früh von dem Vorhaben der Letten

Kenntnis erhielt, und ich vergalt diesen Dienst mit einem Geldgeschenk.

Die beiden Männer waren nicht etwa Deutschbalten, sondern lettische Parteigänger, die sich übervorteilt und beiseite gedrängt fühlten.

Das ganze Abenteuer mochte eine halbe Stunde gedauert haben; meine Besucher hatten sich in dieser Zeit so gut unterhalten, daß meine Abwesenheit sie gar nicht gestört hatte.

Am andern Morgen kamen die Esten zu Wort. Es stellte sich heraus, daß ein Mitglied ihrer einstweiligen Regierung noch als politischer Gefangener in Dünamünde saß. Ich rief den Kommandanten in Dünamünde an; er entließ den Mann und beförderte ihn nach Riga. Nun saß er finstern Blickes zwischen uns und sagte kaum je ein Wort. Dafür sprachen die andern um so mehr, und es machte Mühe, ihre Ansprüche überhaupt erst zu klären; war das gelungen, so mußte ich sie mit dem Maßstabe des Möglichen messen und die Esten dahin bringen, sich mit diesem Maß zu begnügen. Das dauerte den ganzen Tag und bis in den Abend hinein. Als wir am Ende waren, zeigte die Uhr ein Viertel nach zwölf, worauf sich ein neuer Streit zu entspinnen drohte, ob dieser ‚Frieden zu Riga‘ das Datum des achtzehnten oder des neunzehnten November tragen sollte. Als ich den achtzehnten vorschlug, waren die Esten für den neunzehnten; als ich sagte: Gut, dann solle es der neunzehnte sein, meinten sie, der achtzehnte sei eigentlich richtig. In der Hauptsache aber kam es ihnen darauf an, von den im Lande erhobenen und von uns verwalteten Steuern Geld zu erhalten, damit das Regieren beginnen konnte.

Tags darauf riefen die Letten ihren ‚autonomen Staat‘ aus und schickten ihre Regierung zu mir, die mir davon förm-

lich Kenntniß gab. Da ich nicht überrascht war, konnte ich auf die vorbereitete Ansprache ebenso vorbereitet erwidern.

Schon am nächsten Morgen begannen die deutsch-lettischen Verhandlungen.

Es ist einmal gesagt worden, die Behörde, die von Krieg und Zusammenbruch am wenigsten gemerkt habe, sei unser Auswärtiges Amt gewesen; zwar hätten die Minister gewechselt, aber der Beamtenstab sei von allen Ereignissen unberührt geblieben und habe sich nicht aus seiner Ruhe bringen lassen. Ich war in Riga dem Auswärtigen Amt unterstellt und habe nach meiner Erinnerung nie ein Schriftstück von ihm erhalten. Sollte aber doch etwas eingegangen sein, so könnte es sich nur um eine Rechnungssache oder dergleichen gehandelt haben; eine politische Weisung oder auch nur Äußerung habe ich bestimmt nie empfangen.

Das Abkommen mit der estnischen Regierung hatte ich auf eigene Verantwortung unterschrieben. Die Verhandlungen mit der lettischen Regierung waren ungleich wichtiger, weil wir während der langen Besatzungszeit beträchtliche Werte im Lande festgelegt hatten. In diesem Falle wollte ich Weisungen haben und sandte dem Amt einen in nächtlichen Stunden geschriebenen gründlichen Bericht, dem ich die Leitsätze beifügte, die ich in den Verhandlungen beobachten wollte. Das Amt sollte sie gutheißen oder ändern, aber auf jeden Fall sich dazu äußern. Ich sandte den Bericht, ohne mir die Zeit zu einer Abschrift zu gönnen, durch Kurier dem Amte zu. Aber auf die Weisungen wartete ich vergeblich, so daß ich auch in diesem Falle selbständig und unberaten verhandeln mußte.

Es waren mühselige Verhandlungen, die sich fast zwei Wochen hinzogen und eine schwer aufzubringende Selbstbeherrschung von mir forderten. Manchmal bat ich Herrn

v. Gofler, den Chef unserer Zivilverwaltung, und einige seiner Referenten dazu. Die fragten, als uns die Letten verlassen hatten: Wie können Sie das täglich aushalten? Es mußte eben ausgehalten werden. Ich mußte es aushalten, daß der Ministerpräsident Ullmann jeden Tag mit neuen Forderungen auftrat, die er mit triumphierendem Hinweis auf den Waffenstillstandsvertrag begründete; daß der Innenminister Walter die unglaublichsten Beschwerden gegen unsere Beamten erhob und sich doch nur auf Gerüchte beziehen konnte; daß der Kriegsminister Saliths, des Branntweins voll, wetterte und fluchte, ohne selber zu wissen, was er damit wollte.

Die Deutschbalten hatten oft von dem Deutschenhaß der Letten gesprochen; ich hatte es angehört, aber nicht geglaubt. Man mußte ihm erst Auge in Auge gegenüber gesessen, man mußte ihn in den Blicken und Mienen gesehen, im Ton der Stimme gehört, in den Bewegungen gespürt haben, ehe man ihn kannte.

Aus der Presseabteilung des Armeeoberkommandos hatte man mir Herrn Erich Köhrer als Gehilfen geschickt. Köhrer war Jude, Mann des Berliner Tageblattes, Pazifist und was dem anhängt. Er wohnte den Verhandlungen bei, um Verlauf und Ergebnisse für meine Akten festzuhalten. Der sagte eines Tages, als wieder eine Sitzung überstanden war: „Ihre Ruhe geht zu weit und ist unnatürlich. Ich bin Pazifist, aber hier werde ich zum Chauvinisten.“

Einmal war auch meine Geduld zu Ende. Da sagte ich zu Ullmann: „Herr Ministerpräsident, ich brauche weder Sie noch Herrn Walter oder Herrn Saliths anzuhören. Ich kann Ihnen anheimgen, mir Ihre Wünsche und Beschwerden schriftlich einzureichen, und sie nach gehöriger Zeit schriftlich

beantworten. Ich sitze mit Ihnen zusammen, damit sich Deutsche und Letten näherkommen. Verleiden Sie es mir nicht.“ Ullmann wußte, daß ich so handeln konnte, und zügelte danach sich und die Seinen, dafür aber wurde die lettische Presse um so zudringlicher.

Zuerst hatte ich meine Aufgabe darin gesehen, die Meuterei zu bändigen und die geordnete Heimkehr der Soldaten zu sichern. Als das durch den Soldatenkongreß teils erreicht, teils in die Wege geleitet war, stand diese Aufgabe der Auseinandersetzung mit Letten und Esten vor mir. Während ich noch Zeit und Mühe daran verschwendete, schob sich langsam eine andere Sorge in den Vordergrund. Angemeldet hatte sie sich in dem Warnruf des kleinen härtigen Landstürmers, der das Ohr des Kongresses nicht mehr erreicht hatte. Jetzt erschien sie hin und wieder am Rande des Blickfeldes, und bald verschwand sie nicht mehr und kam jeden Tag etwas näher.

Eines Abends erschienen drei lettische Bolschewiken bei mir, zwei Männer und eine Frau, und forderten allgemeine Presse- und Versammlungsfreiheit. Ich hatte die Zensur aufgehoben, die Neugründung von Zeitungen jedoch von meiner Genehmigung abhängig gemacht; ebenso bedurften Versammlungen unserer Erlaubnis, die ich für Riga nur selber erteilen konnte. Ich war bereit, eine Probe zuzulassen, um die Partei und ihre Menschen kennenzulernen, gestattete ihnen drei von den sieben Versammlungen, die sie für den kommenden Sonntag geplant hatten, und knüpfte daran die Bedingung, daß ich in jeder Versammlung erscheinen und das Wort nehmen würde. Damit mußten die Leute wohl oder übel zufrieden sein.

Das Gouvernement hielt für alle Fälle ein Bataillon bereit, doch verlief der Tag ohne Gewalttätigkeiten. Den Veranstaltern brachte er eine Enttäuschung; von den drei Versammlungen waren zwei so schwach besucht, daß man sie nicht eröffnete; nur in einer traf ich einige hundert Menschen. Da man nur lettisch und russisch sprach, war ich auf einen jungen Übersetzer angewiesen, der mich begleitete. Auch meine Ansprache wurde übersetzt. Man verfuhr dabei etwas willkürlich, doch verschwieg man die Hauptsache nicht, und die bestand in einer Warnung und in dem Versprechen, daß kein Aufruhrversuch glücken werde, solange wir noch im Lande seien. Als das übersetzt wurde, gab es Zurufe, die mir zeigten, was ich da vor mir hatte. Nach meinem Weggange kam es zwischen dem Leiter und einem Teilnehmer zu einem Frage- und Antwortspiel. Eine Stimme rief: „Warum hat man den deutschen Menschewiken sprechen lassen?“ Der Leiter antwortete: „Weil er uns sonst die Versammlungen nicht erlaubt hätte.“ Die Stimme: „Wir fühlen uns beleidigt!“ Der Leiter: „Das hättet ihr ihm sagen können, als er sprach.“ Die Stimme: „Wir werden es ihm noch sagen! Wir werden noch bis an die Knöchel im Blute der Deutschen gehen!“ Der Leiter: „Das ist unsere Hoffnung, aber wir dürfen noch nicht davon sprechen; der Menschewik hat jetzt die Macht.“

Bald kamen die Bolschewiken wieder und forderten die Erlaubnis zur Herausgabe einer Tageszeitung. Sie waren zäh und setzten mir hart zu: ich könne ihre Forderung nicht ablehnen, denn ich hätte hier die deutsche Regierung zu vertreten und die stehe auf dem Standpunkt uneingeschränkter Pressefreiheit. So wenig Eindruck das auf mich machte, sie wiederholten es fort und fort. Da ich nicht Lust hatte, meine Ab-

Lehnung ebensooft zu wiederholen, sprach ich überhaupt nicht, sondern sah sie nur schweigend an. Schließlich hielten auch sie den Mund, und nun saßen wir zu vieren still um den Tisch, saßen fünf geschlagene Minuten, ohne ein Wort zu wechseln. Für mich bewunderte ich die Zähigkeit der Leute, fühlte mich aber zugleich sicher, in dieser Eigenschaft nicht hinter ihnen zurückzustehen. Die Frau brach das Schweigen zuerst und begann: „In Deutschland herrscht Demokratie — —.“ Ich fiel ihr ins Wort: einstweilen herrsche dort Anarchie, doch werde man bald damit fertig werden; hier aber hätte ich dafür zu sorgen, daß es nicht erst zur Anarchie komme.

In der Zeitungssache machte ich den Bolschewiken diesen Vorschlag: sie sollten mir den Nachweis liefern, daß es in der Räterepublik nichtbolschewistische Zeitungen gebe; wenn ihnen dieser Nachweis gelinge, sollten sie wiederkommen.

Sie verließen das Haus mit Verwünschungen und kamen nicht wieder.

Gleich nach meiner Ernennung, noch ehe ich mir die Amtsräume am Thronfolgerbollwerk einrichtete, sah ich beim Heraustrreten aus dem Hotel einen Leutnant umherirren, der mich, als er meiner ansichtig wurde, fragte, ob der Generalbevollmächtigte in diesem Hause wohne. Der junge Mann hieß Willi Becker und stammte aus der Börde, war bei Kriegsbeginn als Freiwilliger eingetreten, vielfach verwundet worden und, da er auch ein Auge verloren hatte, zuletzt beim Landeshauptmann von Estland in der Verwaltung tätig gewesen. Von dort war er jetzt nach Riga gekommen, empört über die Erlebnisse in Reval, die ich von ihm erfuhr, und suchte Gelegenheit, sich nützlich zu machen. Er war ein frischer Junge und gefiel mir.

In Reval war es zu offener Meuterei gekommen. Der Militärbefehlshaber hatte sich verlassen gesehen und ohne ernstlichen Widerstand das Feld geräumt, worauf auch der Landeshauptmann mit seiner Verwaltung die Akten zusammengepackt hatte. Die Soldaten hatten sich sogleich mit den estnischen Führern verbrüderet und ihnen die Vorräte ausgeliefert, die in beträchtlicher Menge in Reval und im Lande lagerten. Große Verpflegungsvorräte, ein mächtiges Lager Flachs, das unsere Verwaltung dort zusammengekauft hatte, und dreißigtausend Gewehre japanischen Ursprungs, Beute aus dem russisch-japanischen Kriege, waren den Esten in die Hände gefallen. Becker wollte nach Reval zurück und diese Bestände wieder in unsern Besitz bringen. Mit zwanzig tapferen Soldaten — und so viel hoffte er zusammenzubringen — würde er schnell die Ordnung wiederherstellen; er brauche nur den schriftlichen Auftrag und die nötigen Vollmachten von mir.

Ich konnte nicht wissen, ob die Lage in Reval einem solchen Versuch Erfolg versprach, wollte aber dem Wagemut des braven Jungen nicht den Weg versperren und stattete Becker mit den erforderlichen Papieren aus, gab ihm noch einen Brief an den Vorsitzenden des Revaler Soldatenrates mit, der sich auf dem Kongreß als ein Gewerkschaftsbeamter Sauer aus Mannheim vorgestellt hatte, und half Becker, ein Flugzeug aufzutreiben, mit dem er nach einigen Stunden abflog.

Nach drei Tagen kam er zurück, war aber mit dem Ausgang seines Unternehmens wenig zufrieden. Es war ihm nicht vergönnt gewesen, an der Spitze treuer Soldaten mit stürmender Hand einen ruhmvollen Sieg zu erfechten, sondern es war zu einem der lächerlichen Kompromisse gekommen, in denen sich von nun an die Verlegenheit der Revolutionäre offenbarte:

man hatte die Entscheidung über das Recht an den Vorräten späteren Verhandlungen überlassen und die Vorräte einstweilen unter gemeinsame deutsch-estnische Obhut gestellt, indem man sie von je einem deutschen und einem estnischen Posten bewachen ließ. Es war klar, daß dies nur eine Verschleierung des deutschen Verzichts sein konnte.

Becker blieb bei mir und übernahm die Sorge für die Unterbringung und die tägliche Ordnung der kleinen Behörde, die ich mir schaffen mußte. Zu meinem Vertreter ernannte ich Dr. Burchard, dessen Diplomatie meine Ernennung herbeigeführt hatte; er brachte einen Freund, den Assessor v. Erdmannsdorf, mit. Vom Oberkommando erhielt ich außer dem Pressemann Köhrer den Rittmeister v. Scheubner-Richter, einen Mann von ausgeprägter Eigenart, der das politische Abenteuer liebte und suchte und eine bemerkenswerte Begabung für Aufgaben hintergründiger Art besaß. Er war Führer einer politischen Kriegsexpedition nach Persien und Afghanistan gewesen, dann an der Ostfront politisch verwendet worden und hatte zuletzt der achten Armee in ähnlicher Weise gedient. Er konnte mit schwierigen Aufgaben fertig werden, wenn sie im Bereich seiner Begabung lagen, war jedoch im geordneten Geschäftsgange kaum verwendbar. Ich sah ihn zuerst mit vielen Zweifeln an, lernte ihn aber bald als einen ehrenhaften Charakter schätzen. In Rußland aufgewachsen, neigte er zur Redseligkeit, war jedoch in allen wichtigen Dingen zuverlässig verschwiegen. Später trat noch der Nachrichtenoffizier v. Tresckow vom Stabe des Armeekorps zu mir, ein kenntnisreicher und tatkräftiger Mann, wie ich ihn mir nur wünschen konnte.

Zuerst konnten mir alle diese Mitarbeiter wenig helfen. Die Besucher mußte ich größtenteils selber anhören, um zu er-

fahren, was geschah und nottat, und um nicht in einem leeren Raume zu leben. Die Verhandlungen mit den Letten konnte ich nicht in andere Hände legen, und der Verkehr mit den Soldatenräten mußte gleichfalls bei mir bleiben. Außerdem war ich von der natürlichen Kinderkrankheit aller neuen Machtträger befallen, nämlich von dem Wahne, daß ich alles selber machen müsse. Erst allmählich lernte ich Arbeit abzutreten und zu verteilen.

Der Verkehr mit den Soldatenräten hatte seine Dornen und Stacheln, doch konnte ich ihn bald in erträgliche Formen bringen. Ich hatte für den Großen Soldatenrat Leute aus den verschiedensten Standorten vorgeschlagen und auf diese Weise dafür gesorgt, daß er nie wirklich arbeitsfähig wurde. Später hatte ich ihn bewogen, den Soldatenrat des Standortes Riga mit seiner ständigen Vertretung zu beauftragen. Das hatte ich tun können, weil hier ein altgedienter Feldwebel als Obmann amtierte, auf dessen gute Gesinnung ich mich verlassen durfte. Den suchte ich zuweilen auf oder lud ihn zu mir ein. Dann erzählte ich von meiner Arbeit und hatte gewöhnlich eine verhältnismäßig harmlose Angelegenheit zur Hand, die ich seinem Räte unterbreitete. Er durchschaute wohl meine Absicht und sagte einmal: „Sie brauchen mir solche Fragen nicht vorzulegen. Ich weiß nur, daß Sie es besser verstehen als ich. Diese Rätegeschichte ist doch nur ein Theater, wir aber brauchen kein Theater zu spielen.“ Ich sagte ihm, er müsse doch hin und wieder etwas zu berichten haben, und zu diesem Zweck sei es bestimmt. Da verstanden wir uns gut.

Schwieriger war der Rat beim Armeeeoberkommando. Es gehörten ihm, soweit ich seine Mitglieder kennenlernte, meistens Unteroffiziere und ordentliche Leute an, doch waren sie

von dem Wunsche besessen, mit der Roten Armee in Verbindung zu treten, und rückten mir oft mit diesem Vorschlage zu Leibe. Ich hielt ihre Absicht für gefährlich und suchte sie davon abzubringen, machte ihnen klar, daß ein solcher Schritt außenpolitische Bedeutung habe und der Reichsregierung überlassen bleiben müsse, konnte aber immer nur einen Aufschub erreichen; der Plan einer Fahrt zum Hauptquartier der Roten Armee, das man bei Dünaburg vermutete, spukte fort und fort und war den Leuten nicht auszureden.

Am wenigsten befriedigend war mein Verkehr mit dem Armeeoberkommando. Hier stieß ich, so oft ich eine Annäherung versuchte, auf Mißtrauen und Ablehnung. Ich bat Herrn v. Gofler um seine Vermittlung. Er ging mit mir zum Oberkommandierenden. Aber eine Besserung trat nicht ein. Man sah in mir den ‚Genossen‘, und das hieß eine Verkörperung der Umsturzkräfte, die Meuterei und Zusammenbruch verschuldet hatten. Die Wand dieses Mißtrauens war nicht zu durchbrechen, so daß wir ohne Fühlung nebeneinander arbeiteten. Ich hatte gebeten, mich von den Vorgängen an der Front zu unterrichten, aber auch das geschah in unzulänglicher Weise. An diesem Punkte sollte es bald zum Bruch zwischen uns kommen.

Der Fluß der Ereignisse hatte mir noch eine andere Aufgabe zugetragen. Die lettische Regierung kehrte ihre Deutschfeindlichkeit heraus, wo sie nur konnte, und hatte dementsprechend den deutschen Teil der Landesbevölkerung von jeder Vertretung ausgeschlossen. Es gab keinen deutschen Minister, es gab keinen deutschen Abgeordneten im Volksrat. Man hatte nicht einmal die rechtsgerichteten Letten zugelassen, weil sie die Deutschfeindlichkeit der lettischen Linksparteien nicht

teilten. Volksrat und Regierung waren das Ergebnis eines unverhüllten Schachergeschäfts der Linksparteien mit dem lettischen Bauernbund, der in Ullmann einen begabten Führer hatte. Dieser Bauernführer war, seiner deutschen Herkunft ungeachtet, ein Deutschenhasser von besonderen Graden. Wie er das hatte werden können, vermag ich nicht zu erklären. Seine Vorfahren waren einst als Ansiedler ins Land gekommen, er selber hatte in Leipzig Agronomie studiert und hätte seiner Erscheinung nach auf einem hannoverschen oder westfälischen Hofe sitzen können. Was außer ihm der Regierung angehörte, waren politische Reisläufer, Geschäftemacher, die auf andern Gebieten nicht vorangekommen waren; Ullmann war mehr und stärker als sie, leider auch in seinem Deutschenhaß, der so weit ging, daß er alsbald seinen deutschen Namen ablegte und sich Ullmanis nannte.

Unter diesen Umständen sah ich schwarz in die Zukunft der Deutschbalten und hatte zu erwägen, was wir, solange wir noch im Lande waren, zu ihrem Schutze tun könnten. Ich sah die Zerstörung des deutschen Schulwesens und die Enteignung des deutschen Grundbesitzes kommen, und sah, daß mir hier eine Aufgabe gesetzt war. Ganz hoffnungslos war die Lage nicht. Es schien, als würden diese beiden kleinen Völker, Esten und Letten, noch gezwungen werden, ihre jungen Staaten mit den Waffen zu verteidigen. Ich hatte zwar keinen Einblick in die russischen Absichten, aber geheuer war es im Osten nicht. Stand die russische Gefahr auf, so konnten die Letten der Hilfe der Deutschbalten nicht entraten. Waren sie aber auf die Balten angewiesen, so mußten sie zu politischen Zugeständnissen willig sein.

Nach einigen Vorgesprächen fand ich beide Teile bereit, sich unter meiner Leitung zu einer Aussprache zu treffen. An

einem Abend Ende November kamen wir zusammen. Zum ersten Male saßen sie, geschworene Feinde, an einem Tisch nebeneinander. Es durfte mich nicht überraschen, daß sie alsbald scharf aufeinander losgingen. Es war, als hätten sie sich ihr Lebelang gesucht, um alte Rechnungen zu begleichen.

Ich hatte einen fertigen Plan in meiner Akte. Im Volksrat Lettlands, der hundert Abgeordnete zählte, sollte man den Deutschen fünfundzwanzig Sitze einräumen. Diese Forderung ging sehr weit, denn der deutsche Anteil an der Gesamtbevölkerung des Staatsgebiets wurde nur auf etwa zehn vom Hundert geschätzt; die Letten sagten sechs. In der Regierung sollten die Deutschbalten durch zwei Minister vertreten sein; ich dachte dabei an Kultus und Landwirtschaft. Aber diesen Plan zog ich nicht hervor, um nicht die Letten sogleich zu vertreiben, sondern warf ihn stückweise, scheinbar als Eingebung des Augenblicks, in die Erörterung.

Ullmann hielt sich zurück und ließ den Innenminister Walter sprechen, der die für solche Debatten erforderliche Wendigkeit besaß. Walter bemühte sich in meiner Gegenwart, einen schwachen Schein von Mäßigung zu wahren; er hatte vor dem Kriege von Riga aus Aufsätze über die russische Arbeiterbewegung geschrieben und gelegentlich auch meinen ‚Grundstein‘ mit einem Beitrage bedacht. Wir ließen diese Beziehung beiderseits als alte Bekanntschaft gelten und zogen zuweilen einen kleinen Nutzen aus ihr.

Die lettische Regierung, sagte Walter, als er nach meiner kleinen Einführungsrede das Wort nahm, beabsichtige nicht, die deutsche Bevölkerung von der Mitarbeit auszuschließen, verlange aber zuerst die vorbehaltlose Anerkennung des lettischen Staates und der feierlich verkündeten Staatsgrundsätze. Der Sprecher der Balten, ein siebenmal gesiebter

rigaischer Advokat, erwiderte mit kühler Überlegenheit, der lettische Staat ändere an der Aufgabe der Balten gar nichts; sie hätten unter der langen russischen Herrschaft nur der Bewahrung ihrer deutschen Kultur und Art gelebt und würden im Lettenstaat nichts anderes tun. Ihre Aufgabe könne vom Wandel der äußeren politischen Formen nicht geändert werden. Dieser neue Staat sei die Sache der Letten, aber nicht der Balten.

Es war nicht zu verhindern, daß Walter sich diesen unerwartet kriegerischen Ton sogleich zueigen machte, und daß danach wieder der Balte ihm nichts schuldig blieb. Ich war eine Weile Zuschauer dieses Waffenganges, schaltete mich dann ein und konnte nun die eigentlichen Fragen in einem Wechselgespräch mit Walter erörtern. Walter erklärte, die Letten seien bereit, den Deutschen einen ihrer Zahl entsprechenden Anteil an der Volksvertretung und an den Regierungsämtern einzuräumen. Ich führte dagegen aus, die Zahl dürfe hier nicht Maßstab sein, vielmehr müsse man den Wert der deutschen Landesbevölkerung berücksichtigen, der höher sei als ihr zahlenmäßiger Anteil. Das wäre die Verleugnung der Demokratie, erwiderte Walter; an der Demokratie aber würden die Letten nicht rütteln lassen, denn sie sei die Grundlage des lettischen Staates und verbiete jeden andern Maßstab als die Zahl der aufzubringenden Wahlstimmen. Das sei ein Irrtum, hielt ich ihm entgegen; man habe bei der Zusammensetzung des Volksrates keineswegs demokratisch gehandelt, sondern etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung unberücksichtigt gelassen; so habe man außer den Deutschen und den rechtsstehenden Letten die Kommunisten ferngehalten, obwohl man allgemein annehme, daß etwa ein Drittel der Bevölkerung zu ihnen gehöre. Walter fragte, ob ich es lieber sehen würde, wenn die Kommunisten mit beteiligt seien. Ich

erwiderte, ich wolle ihn nur davon überzeugen, daß schon im Falle der Kommunisten der Maßstab der Zahl beiseitegestellt worden sei und man sich an den Wert gehalten habe. So solle man auch bei den Deutschen verfahren und ihren Wert berücksichtigen; was den angehe, so wisse er besser als ich, was die Deutschen für die Landwirtschaft, für den Handel und für die Kultur Lettlands ausmachten; er habe ja ein schönes Buch darüber geschrieben, dessen Erscheinen leider an der Engherzigkeit der Militärzensur gescheitert sei. Hiermit sei die Kardinalfrage gestellt, meinte Walter: es gehe jetzt wirklich um die Demokratie; nie aber werde der lettische Staat das demokratische Prinzip aufgeben! Prinzipien, erwiderte ich, dürften nur Werkzeuge in der Hand des Staatsmannes sein, und wenn er wirklich Staatsmann sei, würde er sich ihrer bedienen, aber nicht von ihnen beherrschen lassen. Hier gehe es darum, dem lettischen Staat die wertvolle Mitarbeit der Deutschen zu sichern.

An diesem Punkte wurde unser Gespräch unterbrochen. Ein Balte namens Rosenberg, den ich an diesem Abend zum ersten Male sah, mischte sich ein und erklärte, die Balten erkannten den Standpunkt der lettischen Regierung an und verzichteten auf jede Vorzugsbehandlung; die Zeit der Privilegien sei vorbei, und im Namen der ‚Deutschbaltischen Fortschrittspartei‘ spreche er hier die vorbehaltlose Anerkennung des lettischen Staates und seiner Grundsätze sowie die Bereitschaft zur Mitarbeit aus.

Da war ich geschlagen. Der baltische Baron Rosenberg trat vor die Demokratie, um sie vor den reaktionären Anschlägen des deutschen Gewerkschaftsführers zu schützen. Jeder genoß die Würze dieses Vorganges auf seine Weise, am tiefsten genossen sie die lettischen Minister.

Nachdem die Front der Balten von ihnen selbst durchbrochen war, ließ ich von weiteren Bemühungen dieser Art ab, behielt aber das Ziel im Auge und blieb zu neuen Versuchen unter geänderten Umständen bereit.

An einem der nächsten Morgen kam Walter zu mir und fragte, noch ehe sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, was nun geschehen solle?

Ich wußte nicht, was er meinte, merkte aber seiner bestürzten Art an, daß sich irgendein Unglück ereignet haben mußte. Da ich es nicht für gut hielt, mich als ununterrichtet zu bekennen, tat ich, was man in solcher Verlegenheit zu tun pflegt: ich erging mich in unbestimmten Redensarten von ‚neuer Lage‘ und ‚neuen Entschlüssen‘ und dergleichen, vermutete einen neuen revolutionären Umschwung in Berlin und hoffte, auf diese Weise von Walter zu hören, was geschehen war. Es war ein großes Unglück geschehen: die Rote Armee war überraschend in unsere Stellungen bei Narwa eingefallen und hatte, nachdem unser Landsturm abgezogen war, den Vormarsch nach Süden angetreten. Unsere Front vom Finnischen Meerbusen bis zur Düna war dadurch unhaltbar geworden. Das mußte ich, der deutsche Generalbevollmächtigte, erst von einem lettischen Minister erfahren!

Im Oberkommando erhielt ich die Bestätigung.

Auch ich stellte nun die Frage: Was soll geschehen? Mein Vorschlag, eine Nachhut aus Freiwilligen zu bilden, die imstande sei, kämpfend die Abbeförderung der Armee und des Heeresgutes zu decken, fand im Oberkommando kein Gehör. Ein zweiter Gang mit Gopler zum Oberkommandierenden trug mir nur die Zusicherung ein, daß man meinen Vorschlag prüfen werde. In einer gemeinsamen Besprechung am

folgenden Morgen wurde er wieder als unausführbar abgelehnt.

Nun griff ich, ungern, aber mit allem Nachdruck, zu einem letzten Mittel: ich rief den Soldatenrat des Oberkommandos zusammen, stellte ihm die Lage dar, erörterte meinen Vorschlag und forderte die Unterstützung des Soldatenrates.

Wieder fühlte ich mich auf einem verlorenen Posten. Wie konnte ich von diesen Leuten, die fort und fort ins Hauptquartier der Roten Armee fahren und sich mit ihr ‚verständigen‘ wollten, erwarten, daß sie der Bildung einer Kampftruppe gegen die Rote Armee zustimmen würden! Doch siehe da: sie stimmten zu und gingen mit mir zum Oberkommandierenden. Dort folgte eine bewegte Auseinandersetzung, die peinlich zu führen und noch peinlicher anzuhören war. Nun gab der alte Herr nach. Die Truppe sollte aufgestellt werden. Aber die Werbungen sollten mir und den Soldatenräten überlassen bleiben.

Das war der Ursprung der ‚Eisernen Division‘. Unter diesem Namen wurde für sie geworben. Bewähren sollte sie ihn freilich erst später, als die letzte Spur soldatenrätlichen Einflusses aus ihr getilgt war.

An den gleichen Tagen, es waren der letzte November und der erste Dezember, konnten endlich die Verhandlungen mit der lettischen Regierung vorläufig abgeschlossen werden. Den Vertragsentwurf sandte ich dem Auswärtigen Amt und tat es mit dem Gefühl einer großen Erleichterung; es wollte wirklich etwas bedeuten, mit dieser Arbeit fertig zu sein.

Jetzt begannen Fahrten zu den Hauptstandorten, wo ich die Soldaten versammelte und zu ihnen sprach. Der Einbruch der Roten Armee war überall bekanntgeworden, und nun brachen dort und hier einzelne Leute, Gruppen, Züge, Kompanien und

selbst ganze Bataillone auf, um nach Hause zu kommen. Schon sammelten sich in Riga bedenkliche Massen und forderten Verpflegung, Unterkunft und vor allem einen Platz zur Heimfahrt. Auf dem Bahnhof sah es manchmal beängstigend aus. Einmal stürmten die aufgestauten Massen einen einfahrenden Leerzug und zwangen die Eisenbahner zur Abfahrt. Sie sollten es bitter bereuen, denn nach zweistündiger Fahrt war der Kohlenvorrat zu Ende, und da in der Nähe keine Kohlen aufzutreiben waren, mußten die Leute im Fußmarsch weiter.

Dieser Vorfall war der bescheidene Anlaß einer phantasievollen Zeitungsschreiberei, die den Abmarsch der achten Armee mit dem Rückzuge der Großen Armee Napoleons verglich. Ein solcher Vergleich war lächerlich. Die Soldaten waren gut ausgerüstet, keiner war ohne Mantel, keiner ging in zerrissenen Schuhen, keiner hat gehungert. Das Wetter war so milde, wie es nach Zeit und Ort nur sein konnte; wir hatten einige Grade Frost und leichten Spurschnee; nur auf dem livländischen Höhenrücken war voller Winter. Köhler mußte diese Entstellungen, die schnell ins Ausland gedrungen waren, in der Berliner Presse berichtigen.

Es kam jetzt viel darauf an, daß das mit seinem Stabe in Dorpat stehende Estorffsche Korps nicht in die Auflösung seines nördlichen Nachbarkorps hineingezogen wurde. Darum fuhr ich nach Dorpat und sprach dort zu den Soldaten. Dreimal hatte ich Tausende im größten Hörsaal der Universität versammelt und sprach zu ihnen von unserer Lage und unseren Pflichten. Ich konnte mit der Wirkung zufrieden sein; auch die Meldungen Freiwilliger blieben nicht hinter meinen Erwartungen zurück; sie wurden dem Oberkommando zugeleitet, wo sie, wie ich annahm, weiter bearbeitet wurden.

Ich war schon drei oder vier Tage von Riga fort und ge-

dachte jetzt umzukehren. Unterwegs wollte ich die an der Straße liegenden Standorte besuchen und am siebten Dezember wieder in Riga sein.

Da erhielt ich ein Ferngespräch, das mich zu größerer Eile mahnte. Der Soldatenrat des Oberkommandos hatte nun doch noch eine Abordnung zur Roten Armee geschickt. Diese Nachricht mußte mich beunruhigen. Allerdings hatten sich Tresckow und Becker eingeschaltet und waren mitgefahren.

Außerdem hörte ich, daß zur Aufstellung der ‚Eisernen Division‘ noch nichts geschehen sei, daß zwar achthundert Meldungen im Oberkommando lägen, aber niemand den Auftrag habe, sie zu bearbeiten. Da bestellte ich für morgens fünf Uhr den Wagen.

In einen Schafpelz und etliche Decken eingewickelt, trat ich in schwärzlicher Dunkelheit die Fahrt an. Ich war allein und konnte mit mir zu Räte gehen, was jetzt geschehen müsse. Ich hatte meine Beziehung zum Oberkommando immer im Lichte überlieferter Erfahrungen betrachtet. Wie oft schon hatte zivile Regierungsgewalt die militärischen Absichten durchkreuzt und gelähmt, und wie oft war solche Einmischung zum Schaden des Ganzen ausgeschlagen: der zivile Staatsbeamte, der sich in militärische Dinge einmischte, war mir immer eine verächtliche und hassenswerte Erscheinung gewesen. Darum hatte ich mich zurückgehalten, bis mich die Ablehnung meines Vorschlages, eine freiwillige Truppe zur Sicherung des Abmarsches zu bilden, aufgebracht und zum Handeln gezwungen hatte. Als mein Vorschlag durchgedrungen war, hatte ich mich wieder zurückgezogen, um das Oberkommando nicht durch weitere Einmischung zu kränken und ihm die Arbeit nicht durch unverständige Maßnahmen zu erschweren. Nun war nichts geschehen. Eine ganze Woche war versäumt worden.

Ich mußte nach Berlin! Hier taten neue Männer not! Außerdem fehlten Geschütze. Die achte Armee hatte kaum noch Artillerie. Was brauchbar gewesen war, hatte der Westen gefordert; was man ihr gelassen hatte, war ausgeschossen und abgenutzt. Marschierte die Rote Armee wirklich, so konnten wir sie ohne Geschütze nicht aufhalten. Ich mußte nach Berlin!

Ein Heereskraftwagen im Herbst 1918 hatte seine Verdienste, aber auch mancherlei Gebrechen. Ich fuhr auf Straßen, die in den letzten vier Jahren viel erlebt hatten, aber wenig gepflegt waren. Der Ostwind saß hinter mir, aber seine Kraft konnte nicht die Widerstände ausgleichen, die Weg und Wagen meinem Drang nach vorwärts entgegensetzten. Es ging viel langsamer, als ich wünschte.

Ich fühlte die Gefahr, die diesen Ländern drohte. Mit blutiger Mühe waren sie dem russischen Machtbereich abgerungen und wollten jetzt zu einem Eigenleben emporkwachsen. Was bedeuteten diese ‚autonomen‘ Staaten? Konnten sie überhaupt leben? Was wollte die Geschichte, die jetzt die großen Reiche zerschlug und all diesen kleinen Völkern ein Eigenleben gestattete? Aber was geht mich der verborgene Wille der Geschichte an? Ich habe zu handeln. Hier ist jetzt mein Platz und meine Pflicht. Diese kleinen Völker, die wir dem Moskwitertum entrungen haben, sind jetzt mir anvertraut. Wieviel Herren haben sie schon gehabt: der Orden hat sie vor siebenhundert Jahren erobert und dem Abendlande zugeführt. Dann sind Polen, Schweden, Dänen, Russen in wechselvollem Durcheinander ihre Herren gewesen. Zweihundert Jahre hat die russische Herrschaft gedauert, und deutsche Waffen haben ihr ein Ende gemacht. Was kommt jetzt? Wäre es nicht ein seltsamer und versöhnender Kreislauf, wenn

Deutschland diesen Ländern, die es einst ihrem Eigenleben entrissen hat, ihre Unabhängigkeit zurückgabe?

Aber das kann nur gelingen, wenn wir den russischen Vormarsch aufhalten. Ob ein Peter oder Alexander, ein Nikolaus oder ein Lenin die Armeen marschieren läßt, es ist immer Rußland, das da marschirt. Jetzt muß ich schnell nach Riga und muß schnell nach Berlin, damit wir die Rote Armee aufhalten können. Wenn nur der Wagen schneller liefe! Wenn ich jetzt fliegen könnte!

Das Gelände stieg allmählich an. Ich merkte es an der zunehmenden Vereisung der Straße, deren Wölbung uns in Gefahr brachte und den Fahrer zur Vorsicht zwang. Sobald der Wagen die Straßenmitte verließ, um auszuweichen oder zu überholen, begann er abzugleiten; zweimal, dreimal, viermal verlor der Fahrer die Herrschaft über ihn. Wir standen im Graben und mußten den Wagen auf die Fahrstraße zurückbringen. Dann ging es in glatter Fahrt weiter.

„Nehmt uns mit!“ rief es vom Straßenrande. Dort hielt eine Familie mit einem Wägelchen hoch voller Hausrat. Ich ließ anhalten. Wer seid ihr? „Deutsche Leute aus Estland auf der Flucht vor den Roten!“ Soweit war es schon: die deutschen Bauern flohen! Aber ich hatte Eile. „Nehmt nur die Frau und die Kinder mit!“ bat der Mann. „Sie können nicht mehr laufen! Nehmt sie mit! Nur bis Wolmar!“ — „Bis Wolmar herein!“ Die Frau stieg zum Fahrer, die zwei Kinder vergruben sich in meine Decken. Vorwärts! Die Kinder sahen aus ihren Decken ängstlich auf den fremden Mann, der sie nicht hatte mitnehmen wollen.

Bald rief es wieder vom Straßenrande: „Halt! Halt!“ Ich ließ halten, und wieder hieß es: „Deutsche Leute aus

Estland! Nehmt dies alte Mütterchen mit!“ — „Ich bin kein Rotes Kreuz und kann nicht alle Kinder und Mütterchen mitnehmen!“ — „Nehmt sie mit! Nehmt sie mit um Gottes willen!“ — „Aber nur bis Wolmar!“ — „Bis Wolmar auf den Markt! Tausend Dank!“ Das alte Mütterchen kroch herein und kam an meine Seite.

Noch dreimal rief es vom Straßenrande Halt! Aber nun fuhren wir vorüber, es war kein Platz mehr frei. Auf dem Markt zu Wolmar stiegen meine Gäste aus.

Schnell verließen wir die Stadt und jagten weiter. In einer Ortschaft hielt uns ein Soldat an und bat um Platz für einen Verwundeten. Der Verwundete wurde herangebracht. Es war ein Hauptmann, der auf dem Rückmarsch von Esten angeschossen war und in Riga operiert werden mußte. Er war matt, und wir saßen still nebeneinander.

Die Hälfte des Weges lag hinter uns, doch führte unsere Straße jetzt über die höchsten Lagen der Bodenschwelle, die man als Livländische Schweiz bezeichnet. Hier war das Land verschneit und die Eisdecke auf der Straße ganz geschlossen. Auf dieser Strecke ereignete es sich, daß der Fahrer an einer stark abschüssigen Stelle eine scharfe Biegung der Straße nicht rechtzeitig erkannte und dann, als er sie sah, den Wagen nicht mehr rechtzeitig herumzureißen vermochte; auch die Bremse half uns nicht mehr — es ging die Böschung hinunter. Das geschah schneller als ich's begriff. Ich war vornüber aus dem Wagen herausgeschleudert, den Verwundeten hatten die Decken geschützt, dem Fahrer war nichts geschehen, der Wagen stand unverfehrt. Ich konnte einstweilen meine Beine nicht gebrauchen und saß im Schnee, bis man zweiundzwanzig Pferde von vorbeikommenden Fuhrwerken angehalten und mit ihnen

den Wagen wieder auf die Straße geschleppt hatte. Da hatten wir zwei Stunden verloren. Es dunkelte, als wir endlich weiterkamen.

Um acht hielten wir vor meiner Thür, und Becker und die Ordonnanz halfen mir, aus dem Wagen und ins Haus zu kommen. Becker war nicht viel früher von der Fahrt zur Roten Armee zurückgekehrt und zeigte mir einen Vertrag, den er mit dem russischen Abschnittskommandeur geschlossen hatte. Nach seinem Bericht versprochen die Russen, unsere Truppen bei der ‚Wiederbesetzung des Gouvernements Riga‘ nicht zu bedrängen und ihnen in mindestens zehn Kilometern Abstand zu folgen. Zurückgelassenes Heeresgut solle nicht als Beute betrachtet und zurückbleibende Kranke sollten wie eigene gepflegt und auf ihren Wunsch nach Deutschland geschickt werden. Es solle zwischen uns Freundschaft herrschen, ich aber solle in Riga bleiben und die Rote Armee dort erwarten; man werde gern mit mir zusammenarbeiten.

So erzählte Becker, und ungefähr so stand es wirklich in dem Vertrage. Ich hätte gern noch mit Tresckow gesprochen, konnte ihn aber nicht erreichen. Im Laufe des Abends kam ein Feldscher, der meine Beine behandelte und verband. Am folgenden Tage fuhr ich nach Berlin.

Mit Grauen trat ich die Reise an. Doch galt es nicht der unbestimmbaren Dauer der Fahrt, auch nicht den Schmerzen, die mir jede Bewegung eintrug. Ich dachte daran, wie ich Deutschland wiedersehen würde.

Herr v. Gofler, der jetzt seine Aufgabe als beendet ansah und sich schon vor meiner Abfahrt nach Dorpat von mir verabschiedet hatte, benutzte den gleichen Zug zur Heimreise. Wir saßen zusammen, doch waren unserer Unterhaltung durch zuhörende Nachbarn Grenzen gesetzt.

Wir fuhren durch Litauen. Es war ein grauer Tag, der den Eindruck der Dürftigkeit, den man hier im Gegensatz zu Kur-land immer hatte, noch verstärkte. Von unserer Besatzung sah man nur einzelne Besatzungsposten mit roten Armbinden, sonst war es leer; hier warteten die Soldaten geduldiger, weil keine Rote Armee drohte. In Ostpreußen änderte sich das. In Gumbinnen und Insterburg waren die Bahnhöfe belebt, es gab Gedränge und Geschrei, Paßprüfungen, lange Aufenthalte und Störungen anderer Art. In Königsberg tauchten die ersten Matrosen auf, kamen in unseren Zug, sahen uns an, fragten mich, wer mir das Recht zur Bahnfahrt gegeben habe, und liefen fort, um festzustellen, ob ich den Zug verlassen müsse oder weiterreisen dürfe. Nach einiger Zeit kamen sie zurück: ich könne sitzen bleiben, aber eigentlich hätte ich kein Recht darauf.

In später Nacht, fast schon gegen Morgen, hielt der Zug zu meiner Überraschung in Posen. Den Grund der Umleitung erfuhren wir nicht. Als ich Posen ausrufen hörte, konnte ich's nicht unterlassen, aufzustehen und an die Tür zu treten. Wir sollten eine Viertelstunde Aufenthalt haben. So wollte ich doch wenigstens den Bahnhof meiner alten Garnison sehen. Hier war ich vor achtzehn Jahren als Rekrut angekommen, von hier war ich vor sechzehn Jahren an einem schönen hellen Herbstmorgen, das Herz voller Jubel, nach Hause gefahren. Aber kaum hatte ich den Fuß auf den Bahnsteig gesetzt, als ich von einem gewehrtragenden Posten angeschrien und gestellt wurde. „Keiner darf in Posen aussteigen! Sofort in den Zug zurück!“ Der Mann gebärdete sich auf meine Einsprache, als handele es sich um ein todeswürdiges Verbrechen. Verstimmt ging ich zurück und erwartete ungeduldig die Weiterfahrt.

Der Zug hatte sich schon wieder in Bewegung gesetzt, als eine Gruppe von Soldaten den Gang entlangstürmte. Als

sie unser Abteil erblickten, rissen sie die Thür auf und drängten herein. Wir mußten zusammenrücken und Sitzplätze für sie schaffen. Zu zwölfen aneinandergedrückt fuhren wir weiter.

Es war eine Abordnung des Soldatenrats von Posen, der in wichtiger Angelegenheit zur Regierung nach Berlin fuhr. Keiner fragte sie, doch erzählten sie prahlerisch und prahlend, in welcher Sendung sie reisten. Morgen würden sie mit den Volksbeauftragten verhandeln. Man müsse Blutvergießen verhindern. Die Militaristen und Haktatisten und alles, was sonst noch zur Reaktion gehöre, bereite die Gegenrevolution vor. Man müsse ihnen die Waffen nehmen und die Ordnung dem Soldatenrat der Stadt Posen anvertrauen. Ich fragte irgend etwas. Da meinten sie überlegen, ich müsse mich wohl auf dem Monde aufgehalten haben: den Polen solle jetzt ihr Recht werden; Posen und Bromberg, Thorn und Graudenz müßten Polen zufallen, daran sei nicht zu rütteln. Manche meinten, auch Danzig, aber so weit wollten sie nicht gehen. Das alles werde friedlich verhandelt werden, sie seien gegen jede Gewalt und ganz für Gerechtigkeit, wie sie Wilson wolle.

Ich merkte nun, daß diese deutschen Soldaten Polen waren, und fragte, ob auch ein Deutscher unter ihnen sei. Selbstverständlich sei ein Deutscher bei ihnen, sei sogar der Führer der Abordnung, hier sei er!

Der Mann saß neben mir. Er war Feldwebel und ein Thüringer, wie er sagte. „Ja“, sagte er, „wir machen alles paritätisch.“

Das war das deutsche Schaf. Ich erkannte es, wie es da neben mir saß und verlegen lächelte, so wie Schafe zuweilen lächeln, gutmütig und dumm.

Es war um die Mittagszeit, als wir in Berlin auf dem Schlesischen Bahnhof einliefen. Aussteigen durften wir nicht, es

war da wohl noch irgendeine Meinungsverschiedenheit zu beheben. Ein Soldat saß auf einem Bahnsteig der Nordseite hinter einem Maschinengewehr und ließ knattern. Es schoß in östlicher Richtung, doch war ein Gegner nicht zu erkennen. Einmal stellte er das Feuer ein, erhob sich und schneuzte sich, ging einige Schritte hin und her und sprang dann wieder an sein Maschinengewehr. Als er den Gurt ausgeschossen hatte, ersetzte er ihn durch einen neuen und schoß noch eine Weile weiter. Ob wirklich eine Meinungsverschiedenheit ausgetragen wurde, oder ob es nur das menschliche Vergnügen dieses Mannes war, konnte ich nicht ausmachen, ich konnte nur diesen Mann betrachten und sah in ihm den traurigen Herrn und Helden dieser Zeit, wie ihn unzählige Beschreibungen und Bilder für die Nachwelt festgehalten und aufbewahrt haben. Als wir aussteigen durften, verließ ich den Zug und den Bahnhof und fuhr mit einer Pferdedroschke zu einem Hotel am Potsdamer Bahnhof. Auf dieser gemächlichen Fahrt, die mich vom Berliner Osten durch die Dorotheen- und Friedrichstadt führte, konnte ich das revolutionäre Berlin betrachten. So ungefähr hatte ich es mir vorgestellt: die Verwahrlosung war allem aufgeprägt: den Land- und Seesoldaten, die sich in marschierenden Trupps oder in losen Gruppen herumtrieben, der schau- und schreilustigen Menge, die herumstand oder kolonnenweise durch die Straßen zog, den verschmutzten Straßen und den mit Aufrufen beklebten Häusern. Zuweilen sah ich einen Mann oder eine Frau mit scheuen, bekümmerten Blicken durch dieses Treiben schleichen; das war das ewig leidende Volk, der stille, dulddende Grund, der das alles hinnahm und ertrug und nur die Sorge hatte, nicht ganz zertraten zu werden, aber unbeachtet im Nichts versank, wenn der harte Tritt des grausamen Geschehens ihn traf.

Ich hatte viel zu tun und mußte zäh und beweglich hinter den Möglichkeiten her sein, wenn ich meine Dinge fördern wollte. In den Ämtern wußte man wenig von den Ereignissen im Baltenslande und hatte keine Lust, von ihnen zu hören. Außenminister war Dr. Solf, der mich empfing und einige Zeit für mich übrig hatte. Ich erfuhr, daß mein langer Bericht viel gelesen und bis zu ihm gedrungen sei, und er lobte ihn als vorbildlich. Das war mir angenehm zu hören, aber als ich dann fragte, warum ich keinerlei Antwort und Anweisung erhalten hätte, lächelte er entsagend und meinte: „Was sollen wir Ihnen raten? Auf uns stürmen viel größere Dinge ein. Ich soll täglich hundert Entscheidungen treffen. Das Baltensland ist ein Nebenschauplatz. Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie es gut machen werden. Aber ich bin hier nur kurze Zeit und nur ein Platzhalter. Sprechen Sie auch mit den Volksbeauftragten.“

Dieser Rat war leicht gegeben. Zweimal versuchte ich es vergeblich, einen der Volksbeauftragten zu treffen. Bei einem dritten Besuch in der Reichskanzlei stieß ich im oberen Flur mit Lensch zusammen.

Hallo! Ja, Hallo! Jetzt saßen wir in dem Dreck, in den wir nicht hineingewollt hatten. Wir sahen uns an und wußten, daß uns die gleichen Wünsche bewegten.

Lensch kam aus Wilhelmshöhe, wo er der Obersten Heeresleitung als politischer Beauftragter beigegeben war.

„Ich habe das Ultimatum in der Tasche“, sagte er. „Entweder raffen sich die Volksbeauftragten jetzt auf und bändigen den Mob, oder die Oberste Heeresleitung schmeißt ihnen den Kram vor die Füße.“

Wir hatten keine Zeit zu längerer Unterhaltung. Lensch mußte sich zu ‚Ebert und Scheidemann‘ durchdrängeln, und

ich wurde von dem Volksbeauftragten Landsberg erwartet, der den Wunsch geäußert hatte, mich zu sprechen.

In meiner Erwartung, bei ihm Unterstützung in meinem Anliegen zu finden, sah ich mich leider enttäuscht. Als ich einiges erzählt hatte, unterbrach er mich: Das wolle er nicht von mir hören, aber es sei ihm zu Ohren gekommen, ich hätte von der estnischen Regierung für die baltischen Barone eine den Esten gleich starke Vertretung im Parlament gefordert — ob das wahr sei?

Ich konnte mir sogleich denken, was dieser Frage zugrunde lag, es konnte nur meine Verhandlung mit den Letten und Balten sein. Daß Landsberg von Esten sprach, beruhte auf seinem eignen Irrtum, die Frage an sich auf einer Ohrenbläserei, die mein Verhalten entstellt hatte. Ich berichtigte das und fragte Landsberg, ob das der einzige Punkt meiner Tätigkeit sei, für den er sich interessiere? Er fragte zurück: „Was gehen uns die baltischen Barone an?“

Hier, das sah ich, konnte ich keine Unterstützung erwarten; ich war auf mich selber angewiesen. Ein Bekannter, der mir über den Weg lief, riet mir, den Vollzugsausschuß des Zentralsoldatenrates aufzusuchen, der im Abgeordnetenhaufe saß. Das war ein seltsamer Rat, aber warum sollte ich's nicht versuchen? Es regierten dort neue Leute mit klangvollen Namen, wie Brutus, Colin-Roß, die ich gern einmal kennenlernte. Ohne besondere Mühe war ich alsbald durch den Bienenschwarm von Türhütern, Ordonnanzen und Leibgarden hindurchgedrungen und saß mitten unter den Brutussen, ließ die argwöhnisch bohrenden Blicke von mir abgleiten, erzählte von der Gefährdung des Rückmarsches der achten Armee durch die vorgehenden Russen und fragte, ob der Vollzugsausschuß einen Weg wisse, wie unsern Soldaten zu helfen sei. Als sie

keinen Weg angeben konnten, fragte ich, ob sie etwa auf die Räteregierung einzuwirken vermöchten, daß sie ihre Truppen zurückhalte, bis wir fort seien.

Einer war unter den Leuten, der mich wohl kennen mußte, ein früherer Redakteur des ‚Vorwärts‘ namens Däumig. Der wußte mehr als die andern und fragte mich, ob es wahr sei, daß ich die Aufstellung einer weißgardistischen Armee betriebe.

„Wer kann an dergleichen denken“, antwortete ich; „wir sammeln ein paar Freiwillige als Nachhut für die Verwundeten und Kranken.“

„Ich habe andere Nachrichten“, sagte Däumig; „aber nehmen Sie sich in acht! Wir werden jeden weißgardistischen Militarismus im Keime ersticken!“

Von hier ging ich zum Kriegsministerium und konnte bald den Obersten Reinhardt sprechen, trug ihm alle meine Wünsche vor und wurde schnell mit ihm einig, daß ich mich zu einer abschließenden Unterhaltung mit dem Minister bereithalten würde.

Damit hatte ich einstweilen alles getan und wartete den Nachmittag geduldig auf den Bescheid aus dem Ministerium. Bei diesem Warten kam mir in der Einsamkeit des kleinen kahlen Hotelzimmers der Wunsch, einige Bekannte in Berlin anzurufen. Groß war die Auswahl nicht. Am nächsten lag mir die Berliner Vertretung unseres Verbandes.

Der Mann dort hatte kaum Namen und Stimme gehört, als er erschreckt rief: „Wie kannst du dich nach Berlin wagen! Die Spartakisten bringen dich um, sobald sie dich kriegen. Rosa Luxemburg hat schon ein paarmal deinen Kopf gefordert!“

„Ich gehe seit zwei Tagen frei durch Berlin.“

„Dann hast du viel Glück gehabt. Du ahnst nicht, welche Wut man auf dich hat. Dein Name ist verrufen, auch bei unsern Mitglidern. Verschwinde, so schnell du kannst!“

Die mir angeblich drohende Gefahr und den Rat, schnell zu verschwinden, beachtete ich nicht, aber ich hörte immer wieder das Wort: Dein Name ist verrufen! Warum war er das?

Ich hatte die Sache der Revolution verlassen. Einst hatte ich zu ihr gestanden. Als mein Revolutionsdrama aufgeführt war, hatte ich im Dichterstolz ein Lied gedichtet. In diesem Liede rief ich die Armen und Elenden an:

Wer elend ist, ich bin es auch,
Hier ist ein Bundeszeichen:
Ein Bundschuh und ein Rutenstrauch,
Ein Schrecken für die Reichen!

Darum ihr Armen: hoch das Haupt!
Ich will euch Waffen geben!
Euch ward ein heilig Recht geraubt,
Das heilige Recht aufs Leben.

Trag's, wer's noch länger tragen will,
Wer gähmend sich mag strecken;
Ihn wird mein Kampflied grell und schrill
Aus seinem Schlafe schrecken!

Doch wenn zum letzten Sturmeslauf
Einst die Fanfaren klingen:
Heraus mein Schwert! dann hör ich auf,
Zu dichten und zu singen!

So hatte ich gedichtet und gedacht, als ich siebzehn Jahre alt war. Das Gedicht war gedruckt worden, viele Menschen mußten es gelesen haben. Es war nicht spielerischer Kling-Klang gewesen. Hinter diesen Versen hatte das Herz gepocht. Hätte sich damals eine Revolution erhoben, ich wäre zu ihr geeilt und hätte jauchzend den Tod umarmt. Jetzt war die Revolution da, und ich stellte mich ihr entgegen.

In meinem Zimmer begann der Abend zu dämmern. Ich ließ es dämmern und ließ es dunkel werden und mochte kein Licht. „Dein Name ist verrufen!“ Wie konnte es anders sein? Ich hatte die Treue gebrochen und war ein Abtrünniger geworden. Warum? Ich hatte wachsam gelebt und konnte viele Erlebnisse und Eindrücke aus der Vergangenheit herausholen und ihre Bedeutung wägen; ich konnte sie in schöner Ordnung aneinanderreihen und sagen: hier ist die Antwort! Aus ihr ergab sich, daß ich durch die Erlebnisse und Eindrücke gewandelt worden war. Ich hatte gelernt. Ich konnte nicht ewig an eine Entscheidung gebunden sein, die ich einst als halbes Kind getroffen hatte. Es ist das Recht des Menschen, zu werden, zu wachsen und zu reifen. Wenn dabei die Ideale der Jugend schwinden, sich wie Dunst und Nebel auflösen — bricht man dann die Treue? Wem wäre ich Treue schuldig gewesen: jenen Idealen, die ich als Kind und in Kinderträumen aufgebaut? Geschriebenen Ideen und Programmen, die ich mir zu eigen machte, als ich sie noch nicht verstand? Oder den Genossen, mit denen ich mich verbunden hatte, den Kameraden, die nicht die Kraft des Werdens und Wachsens in sich trugen, sondern dort haften blieben, wo sie einmal Halt gemacht hatten? Kein vernünftiger Mensch konnte mich verurteilen, daß ich eine solche Treue von mir wies.

Aber gab es nicht jenseits aller Vernunft ein Gebot, das mich zur Selbstverleugnung um der Treue willen verpflichtete?

Eine Stunde oder länger saß ich in der Dunkelheit des kalten Zimmers und fühlte, es gab keine Hilfe und keinen Ausweg; ich mußte tun, was ich tat, auch wenn ich darüber untreu würde.

Von unten hörte ich das Leben der Stadt. Das ist das Volk, dachte ich. Aber dieser Gedanke war kaum gedacht, als ich ihn unwillig von mir wies. Nein, das war nicht das Volk. Gab es überhaupt noch ein Volk? Nein, es gab keins mehr. Es gab Millionen gute Deutsche, trauernde Deutsche und empörte Deutsche. Aber es gab jetzt kein Volk. Denn Volk ist Gemeinschaft des Fühlens und Wollens. Das gab es jetzt nicht. Wir alle, die wir als Volk fühlten, standen in hilfloser Vereinzelung. Als Menschen waren wir noch da, aber die Seele des Volkes war von uns gewichen. Sie schwebte vielleicht über uns von Schmerzen durchwogt und suchend und wartend, ob sie sich einst wieder auf uns herabsenken könne. Der Himmel hing schwer und grau über der Stadt, und ich sah ihn an, als ob die entwichene Seele dort zu finden sei; das tat ich wohl in der Hoffnung, daß ich, wenn sonst nirgend, so doch vor der ewigen Seele des Volkes entschuldigt und vielleicht gerechtfertigt würde.

Es war gut, daß ich diese dunkle Stunde angenommen hatte. Ich hatte gewußt, daß sie mir bevorstand. Diese Stunde war die erste ihrer Art; ich kannte mich gut genug, um zu wissen, daß ihr noch manche folgen würde.

Das Kriegsministerium war, wie alle wichtigen Behörden, von den Posten der Soldatenräte besetzt. Es waren überall

die gleichen Gestalten : junge, etwa zwanzigjährige Leute, die ihre Freiheit auskosteten, indem sie sich in Anzug und Haltung vernachlässigten. So oft ich sie ansah, wurde ich mir des menschlichen Wandels bewußt, der dem politischen Wandel so ganz entsprach. Wenn meine Brüder auf Urlaub gekommen waren, so hatten sie, ehe sie das Haus verließen, des Putzens und Bürstens kein Ende gewußt. Auf dem Kernwerk zu Posen hatten wir in unserer Kompanie wohl einige Burschen gehabt, die sich gern etwas gehen ließen, wenn sie hoffen durften, damit durchzukommen, aber sie waren keine Vorbilder, sondern schweigend abgelehnte Ausnahmen gewesen. Der Krieg hatte die natürliche Soldateneitelkeit gedämpft, aber wo er ihr Raum gelassen hatte, war sie immer wieder dagewesen und hatte den Mann angehalten, sich ein gutes Aussehen zu geben. Das war jetzt anders. Nicht der ordentliche Kerl, sondern der verwahrloste Lummel hatte den Vordergrund gewonnen. Diese Burschen waren das Gleichnis der Zeit. Sie standen vor den Loren und Türen, ohne zu wissen, warum.

Im Kriegsministerium sah man wenig Offiziere in Uniform. Wo ich eine Uniform sah, fehlten ihr die Rangabzeichen. Die Männer arbeiteten schweigend an ihren Stehpulsten, der Druck, der auf dem ganzen Lande lag, schien sich hier am dichtesten zu ballen.

Ich besprach mein Anliegen zuerst mit dem Obersten Reinhardt. Der war ein ernster, kluger Mann, der aufmerksam anhörte, was ich zu sagen hatte. Als wir damit fertig waren, stellte ich einige Fragen nach dem Verlauf der Ereignisse am neunten November. Warum hatte man sich nicht gewehrt? Reinhardt erzählte, was ihm bekannt war : man hatte den zunehmenden Druck der aufgeheßten Massen wohl bemerkt und vorsorglich zuverlässige Truppen an Berlin herangezogen,

war aber in der Beurteilung der Lage nicht einig gewesen. Man habe die Stellung der Sozialdemokratie für stärker gehalten, als sie wirklich war, und im Vertrauen auf Eberts unantastbare Loyalität die Gefährlichkeit der Lage unterschätzt. Auch Ebert habe sie unterschätzt und noch am Abend des achten November versichert, seine Partei werde dem Druck der Massen standhalten. Um so größer sei dann die Bestürzung gewesen, als am frühen Vormittag des neunten die Meldung eingelaufen sei, im Osten und Norden Berlins hätten sich mächtige Züge gebildet, die zur Wilhelmstraße marschierten. Es seien sofort Befehle ausgegeben worden, die Truppen herbeizurufen und die Massen aufzuhalten, es sei sogar der klare und eindeutige Befehl zum Schießen erteilt worden. Hier aber liege der unaufgeklärte Zwischenfall: der Befehl zum Schießen sei widerrufen worden, und man wisse nicht, wer es getan habe. Alle Nachforschungen seien vergeblich gewesen, und fest stehe nur, daß der Gegenbefehl telephonisch gegeben worden sei. Die Verwirrung der Stunde sei schuld daran, daß man nicht daran gedacht habe, die Echtheit des Gegenbefehls durch Rückfrage festzustellen.

Reinhardt hatte ich es zu danken, daß es zu einer gut vorbereiteten Aussprache mit dem Kriegsminister kam. Sie fand in den frühen Abendstunden statt und hatte Ergebnisse, wie ich sie mir inmitten dieser Verwirrung nicht besser wünschen konnte. Ich erhielt die Zusage des erbetenen Wechsels im Oberkommando und der Zuteilung ausreichender Artillerie. „Wir wollen die Befehle noch heute ausgeben“, sagte der Minister; „ob sie ausgeführt werden, ob die Geschütze bis zu Ihnen durchkommen werden, kann ich Ihnen nicht versprechen.“ Mit dieser Zusage mußte ich mich begnügen.

Wir waren schon aufgestanden und im Fortgehen, als der

Minister fragte, ob ich trotz der Versäumnisse noch Freiwillige genug zu finden hoffte.

Das war der schwache Punkt in meinem Planen. Ich hatte mir die gleiche Frage gestellt, aber keine andere Möglichkeit gesehen, als eben die Werbungen in der achten Armee aufs nachdrücklichste zu betreiben.

„Lassen Sie doch hier werben“, sagte der Minister und ging.

Ich griff das Wort sogleich auf und fragte Reinhardt, ob das Ministerium die Werbungen betreiben würde. Aber Reinhardt schüttelte den Kopf: „Wir können das nicht. Täten wir es, so würde sich der Vollzugsausschuß sofort rühren und es verbieten. Versuchen Sie Ebert dafür zu gewinnen.“

Das war eine neue Aufgabe. Ich verlängerte meinen Aufenthalt um einen weiteren Tag und ging wieder zur Reichskanzlei. Dort stand und saß ich als einer der vielen herum, die bis zu den Volksbeauftragten, möglichst bis zu Ebert, vorzudringen suchten. Wäre es der Reihe nach gegangen, so hätte ich vier Stunden oder mehr warten können. Aber während ich schauernd diese Möglichkeit bedachte, kam mir der Gedanke, es mit einem Dakschisch zu versuchen, ich drückte dem ein- und ausgehenden Diener einen Geldschein in die Hand und konnte alsbald die Schwelle zu Eberts Sprechzimmer überschreiten.

Ich fand Ebert unfrisch und in gedrückter Stimmung. Er begrüßte mich mit der freundlichen Vertraulichkeit, die vom ersten Tage unserer etwa fünf Jahre alten Bekanntschaft an zwischen uns bestanden hatte. Wir sahen uns an, und ich dachte an unser letztes Gespräch vor meiner Abreise ins Baltentland, an sein letztes Wort, mit dem er mich damals beruhigen wollte: „Der Kaiser wird nicht abdanken!“ An dieses Wort dachte ich und sagte: „Es ist anders gekommen!“

Ebert machte eine müde Handbewegung, die wie eine Bitte wirkte: Sprich nicht davon!

Ich sprach nicht davon, aber ich sprach von meinen Eindrücken in Berlin und von der Notwendigkeit, den Druck der Straße zu beseitigen und der Regierung freie Hand zu schaffen. Ich fragte, ob es nicht möglich sei, aus den zurückkehrenden Regimentern die besten Leute auszumustern und mit ihnen eine Ordnung herzustellen, in der wieder regiert werden könne.

Da war es, als ob etwas wie Hoffnung und Kraft über Eberts müde Züge flog. Aber es war nur ein Vorüberhuschen. „So reden viele“, sagte er. „Lensch war hier. Ihr werdet euch getroffen haben. Du redest, wie Lensch geredet hat. Aber ihr kennt nicht den Zustand der Truppen. Es ist alles morsch.“

„Nicht alles“, sagte ich.

„Am zweiten Dezember kam ein Gardekavallerieregiment zurück. Von dem hieß es, es sei gesund und für uns zu gebrauchen. Wir ließen den Leuten drei Tage Ruhe. In diesen drei Tagen sind sie alle Spartakisten geworden. Es ist alles morsch.“

„Ihr durftet sie nicht nach Berlin kommen lassen. Draußen mußten sie bleiben und mußten bearbeitet werden, und die Schlechten und Unsicheren mußte man nach Hause schicken.“

„Das haben wir gewollt. Aber wir sind nicht allein! Wir haben die Unabhängigen neben uns!“

„Die Soldaten werden euch von ihnen erlösen.“

„Das wäre der Bürgerkrieg!“

„Es ist soviel gutes Blut geflossen. Warum sollen wir das schlechte extragen?“

„Bürgerkrieg!“ sagte Ebert mit hartem Vorwurf.

Da stand ich auf und trat an ihn heran: „Trix, das Tor der

Geschichte ist weit vor uns aufgeschlagen, wir brauchen nur hineinzugehen. Im Sommer war noch alles zu retten; heute geht es um das Letzte. Aber es geht nicht ohne Soldaten. Ihr sollt Frieden machen: was für ein Friede wird werden, wenn ihr keine Soldaten habt?"

"Glaubst du, daß wir noch einmal Krieg führen könnten? Es ist genug des Mordens!"

Ich ließ mich von der Aufgeregtheit, mit der dies gesagt war, nicht anstecken, setzte mich wieder und sagte nach einer kleinen Pause: „Ein Friedensschluß ist das Ergebnis der im Augenblick vorliegenden Machtverhältnisse. Man wägt ab, was hüben und drüben ist, und Plus und Minus werden in den Vertrag hineingeschrieben. Wer am stärksten ist, hat das größte Plus.“

"Wir können nicht zur Gewaltpolitik zurückkehren. Wir müssen ganz kühl mit dem rechnen, was noch bei uns möglich ist."

"Das meine ich gerade. Wir müssen auslesen und sammeln, was vom Feldheer noch gesund ist. Es ist vielleicht nicht mehr viel. Aber wenn wir auch nur eine Million Soldaten unter den Waffen haben, so ist das schon etwas."

"Daran ist nicht zu denken. Wir haben die Soldatenräte: mit Soldatenräten kann keine Feldarmee bestehen."

"Die müssen wir wegsagen!"

"Ich sagte dir schon: Bürgerkrieg!"

"Den Bürgerkrieg bekommen wir doch. Es geht nur darum, wer ihn gewinnt — ob ihr Spartakus erledigt oder von ihm erledigt werdet."

Ebert ließ erkennen, daß ihm die Unterhaltung lästig sei. Er fragte: „Wie stehen die Sachen im Baltenslande?"

Ich nahm den Abstand an und sagte, daß wir hofften, die

ganze achte Armee bis Weihnacht abbefördert zu haben. Ebert nahm es befriedigt zur Kenntnis.

Mehr Zeit bliebe uns jetzt nicht, fuhr ich fort. Ein rotes Weihnachten würde Riga wohl nicht erleben, wohl aber ein rotes Neujahr.

Ebert wußte nicht, was ich meinte; meine wiederholten Berichte vom Vormarsch der Roten Armee waren ihm nicht bekannt. Als ich ihm die Lage geschildert hatte, meinte er, dann müsse man an einen Grenzschutz denken; ich solle ins Kriegsministerium gehen und mit Oberst Reinhardt sprechen. Ich erwiderte, das sei schon geschehen, und wir hätten die Werbung von Freiwilligen in Aussicht genommen.

„Das ist gut“, sagte Ebert.

Da konnte ich gehen, denn ich hatte erreicht, was ich wollte. Aber ich wußte nun auch, was von der Regierung der Volksbeauftragten zu halten war. Ebert war der beste Mann unter ihnen, und selbst er stand willenlos in diesem Treiben.

Als mir dies zum vollen schweren Bewußtsein kam, wäre ich am liebsten umgekehrt, um noch einmal mit ihm zu sprechen. Ich hätte ihm sagen mögen, daß er jetzt der mächtigste Mann in Deutschland sei und daß er wagen dürfe, was selbst für den Kaiser und für Hindenburg und Ludendorff zuviel gewesen wäre: er könne sich zum Diktator erheben und würde eine solche Macht hinter sich haben, daß kein Spartakus und kein Soldatenrat etwas gegen ihn ausrichten könne, — er brauche nur zu wollen und zu handeln. Aber ich kehrte nicht um, sondern ging weiter und lachte mich selber aus, daß ich Fritz Ebert mit solchen Gedanken in Verbindung brachte.

Ich ging noch einmal zu Oberst Reinhardt ins Ministerium und besprach mit ihm die Einrichtung der Werbestellen, die nun, da Ebert sie gutgeheißen hatte, in aller Ordnung vor sich

gehen konnte. Dann war ich endlich fertig und fuhr nach Riga zurück.

In Riga hatte man während dieser Zeit meine Amtsräume verlegt. Aus dem dunklen Erdgeschoß eines alten Mietshauses war man in die hellen oberen Stockwerke eines großen Kontorhauses übergesiedelt. Im gleichen Hause hatte man der lettischen Regierung ihren Platz angewiesen. Mir hatte man ein Eckzimmer eingeräumt, von dessen Fenstern ich vier Straßenzüge übersah. Hier fühlte ich mich dem Leben der Stadt um vieles näher als im alten Hause, so daß ich mich wohl des Tausches freuen konnte. Aber mit einem leisen Erschrecken sah ich das Haus, das meine Wohnung sein sollte. Es war in Größe und Ausstattung ein echtes Geschöpf des genußfreudigen Reichtums der Vorkriegszeit, groß und prächtig und mit Bequemlichkeiten versehen, die über meine Begriffe gingen und mir größtenteils erst erklärt werden mußten. In dieser Pracht sollte ich wohnen, weil ich die ‚Spitze‘ war. Ich nahm den mir als Umgang lieb gewordenen Leutnant Becker zu mir und überließ dem bald eintreffenden Kommandeur der Eisernen Division das obere Stockwerk. In einem mäßig großen Raume hatte ich einen Kamin, ein törichtes Ungeheuer an Prunk und Größe, vor dem es sich aber, wenn er brannte, so herrlich saß wie beim Morgenbrotsfeuer in der Bauhütte oder Holzhackerkötze. Hier traf ich mich abends mit meinen Mitarbeitern. Auf der Behörde gab es keine Unterhaltung, aber dieser Kamin wurde der Ort unserer Geselligkeit und einer vielseitigen und freimütigen Aussprache.

Da sprachen wir lang und breit über den kommenden Frieden. Wie war Wilson zu beurteilen? War er ein ehrlicher Tor

oder ein Betrüger? Was würde mit seinen vierzehn Punkten geschehen? Scheubner-Richter, Balte von Geburt und durch viele politische Schulen gegangen, wagte die Voraussage, Wilson werde versuchen, seine Friedensforderungen zu verwirklichen, aber dabei scheitern und als geschlagener und erledigter Mann nach Hause kommen.

Wir sprachen über den drohenden Gebietsverlust und fragten, welches Kohlengebiet man uns nehmen würde. Es war nach meiner Erinnerung Tresckow, der die richtige Vermutung aussprach, man werde Oberschlesien den Polen und das Saargebiet den Franzosen geben, und das Ruhrbecken würde in irgendeiner Form unter französisch-belgische Kontrolle kommen.

Wir sprachen über die Kriegskosten, die man uns auferlegen würde. Wie hoch würden sie bemessen werden? „Bemessen?“ sagte Burchard, „man wird sie nicht bemessen. Man wird unser Nationaleinkommen mit solchen Abgaben belasten, daß wir auf Menschenalter hinaus zur kläglichsten Armut verurteilt sind.“

„Was bleibt uns?“ fragte ich. Vier Stimmen antworteten: Der Osten! Hier müssen wir uns festklammern!

Dann traten die nur erahnbaren Möglichkeiten des Ostens näher und beschäftigten uns, bis das letzte Scheit verbrannt war, und dann war es tiefe Nacht.

Bei meinem ersten Besuch im Sommer hatte ich mit Herrn v. Gofler ein Tischgespräch geführt, dem die ganze Runde zugehört hatte. Gofler hatte gemeint, im neuen Deutschland werde die Sozialdemokratie maßgebend sein, und hatte gefragt, was dann aus Deutschland werde. Ich hatte die Frage angenommen und mancherlei Antwort gegeben. Im Laufe dieses Gesprächs hatte ich von der Demokratie gesagt, sie

dürfe nur dazu dienen, die Auswahl der Besten aus dem ganzen Volke zu verbürgen, indem man jedem durch Bereitstellung der Bildungsmittel die gleiche Chance gebe; als Staatsform sei sie westvölkischer Art und uns nicht angemessen, vielmehr müßten wir berufsständische Formen entwickeln, wozu die Ansätze schon reichlich vorhanden seien; es werde sich dann herausstellen, daß konservatives und sozialistisches Denken, obwohl verschiedenen Ursprungs, ihrem Wesen nach zusammengehörten. In weiterer Erörterung dieses Gedankens hatte ich von einer konservativ-sozialistischen Ehe gesprochen und sie die glückbringende Verbindung genannt.

Dieses Wort von der konservativ-sozialistischen Ehe war nicht vergessen worden, hatte sich herumgesprochen und wurde zuweilen ernsthaft oder spöttisch hervorgeholt. Es feierte auch an diesem Raminfeuer seine Auferstehung und mußte sich strengen Prüfungen unterwerfen. Dabei wunderte es mich nicht, daß wir zuerst aneinander vorbeiredeten, weil man meinte, ich dächte bei konservativ und sozialistisch an die Parteien dieses Namens, und weil man erst nicht verstand, daß ich auf zwei Bewertungsweisen zielte, die von den Parteigebilden nur vergrößert und verfälscht ausgedrückt wurden. Das durfte mich nicht wundern, denn ich selber war früher nicht imstande gewesen, beides voneinander zu unterscheiden. Das war mir erst nach vielen Anläufen gelungen, als ich im Kriege das Wesen des Volkes kennengelernt hatte. Denn bis dahin hatte ich es als eine Gesellschaft angesehen, in der man um die Größe des Anteils an den Genußgütern stritt, und erst der Krieg hatte mich befähigt, es als kämpfende Gemeinschaft zu begreifen. Von diesem Begriff der kämpfenden Gemeinschaft aus hatten alle Dinge und Beziehungen ein anderes Gesicht

erhalten. Da waren mir konservativ und sozialistisch als zwei geistige Ordnungsmächte aufgegangen, die viel mehr miteinander zu tun hatten, als man insgemein glaubte. Der herrschenden Meinung erschienen sie als feindliche Pole, ich aber sah in beiden den Begriff der Gemeinschaft lebendig, von dem allerdings die Parteien nichts wußten, weil sie gar nicht konservativ und sozialistisch, sondern liberal waren. Konservativ und sozialistisch war an ihnen nur der Name; ihre Verhaltungsweise war liberal, nämlich vom Streit um die Genußgüter bestimmt und nicht von einem Ordnungswillen beseelt und gerichtet. Es ging also nicht um die Parteien, sondern um den konservativen und den sozialistischen Ordnungswillen. Hier aber sah ich keinen andern Unterschied als den der Zeit und der zeitlich bedingten Lage. Der konservative Gedanke umschloß die Ordnung eines vom Acker lebenden Volkes, der sozialistische Gedanke wollte das an Zahl verdreifachte, seinen alten Formen entwachsene und zur Gesellschaft zerfallene Industrievolk zu neuer Gemeinschaft ordnen. Hinter beiden stand das Bewußtsein der kämpfenden Gemeinschaft.

Es war im Dezember achtzehn, daß wir an unserm Kamin in solcher Art von der konservativ-sozialistischen Ehe sprachen, also zu einer Zeit, als wir schon etliche Wochen die Größe unseres Unglücks hatten ansehen und ermessen können. Damals machte sich als Phantast verdächtig, wer noch eine Hoffnung zu äußern wagte, und man lebte unter einem Druck, der jeden aufstrebenden Gedanken zur tiefsten Entsagung zurückverwies. Darum war es schon verständlich, daß Burchard nach einer durchschwiegenen Pause sagte: „Das sind Gesichte“, und daß Treschow den Kopf schüttelte. Aber der junge Willi Becker sah mit dem ihm verbliebenen Auge in die Kaminflammen und sprach in sie hinein: „Wir brauchen einen neuen

Glauben, und Deutschland wird ihn sich schaffen. Konservativ heißt Acker und Soldat, und sozialistisch heißt Arbeit und Kameradschaft, und beides zusammen ist der neue Glaube." Scheubner-Richter gab seinem Aneifer neuen Halt, wie es seine Art war, wenn er zu reden begann, und erzählte, wie ihn einst Naumanns Ideen berührt hätten und wie er durch sie Sozialist geworden sei, nationaler Sozialist außerhalb jeder Parteibindung, und sich deshalb immer als Einzeltänzer gefühlt habe, von den einen als Reaktionär, von den andern als Roter bemißtraut und abgelehnt. Aber das Unglück mache uns reif für diese Gedanken; in fünf Jahren werde es ein neues Deutschland geben.

Diese Unterhaltungen füllten manchen Abend und begleiteten den schnellen Ablauf der Ereignisse, in deren Ströme wir tätig und wachsam standen. Es waren sowohl die Ereignisse wie unsere Gespräche, die uns allmählich dem Drucke entzückten, der auf dieser Zeit lag, und uns eine federnde Kraft gaben, die mehr vermochte, als nur eine abgemessene tägliche Pflicht zu erfüllen. Wir alle hatten das Herz zur Planung und zum Wagnis und waren des frohen Glaubens, daß dieser deutsche Niederbruch nicht das letzte Wort der Geschichte sei; ja, es lebte in uns die Hoffnung, daß wir an diesem äußersten Saume deutscher Geltung berufen sein möchten, mit unserem Planen, Tun und Wagen die ersten Stufen zum Wiederanstieg zu legen.

Es war der Glaube des Blutes, der sich nicht entsagend schicken konnte, und es war das Ahnen der Möglichkeiten in diesem noch unerfüllten östlichen Raume, das uns Ansporn und Hoffnung gab. Die bloßen Tatsachen waren dazu nicht geeignet.

Die Dinge gingen den Gang, den sie gehen mußten, auf den wir vorbereitet waren und der uns darum nicht überraschte. Wohl war es gelungen, das ungestüme Drängen der Soldaten auf endliche Heimkehr ein wenig zu dämpfen. Aber je näher das Weihnachtsfest kam, um so stärker wurde die Ungeduld, die nicht mehr warten wollte. Bei der Roten Armee gab es einige Deutsche, wahrscheinlich Kriegsgefangene, die sich hatten bereitfinden lassen, die Armee zu begleiten und ihr als Dolmetscher und Propagandisten zu dienen. In Petersburg hatte sich ein regelrechter deutscher Soldatenrat aus Kriegsgefangenen gebildet. Leute dieser Art erschienen vor unseren Stellungen und fragten: Warum seid ihr noch hier? Warum wollt ihr die Russen hindern, ihr Land zu besetzen? Sie sind unsere Genossen! Warum wollt ihr eure Frauen und Kinder noch länger warten lassen? Alle andern Soldaten sind längst zu Hause! Solchem Zureden waren unsere Landwehrleute nicht gewachsen. Eine Stellung nach der anderen wurde leer, und die Russen rückten vor, hielten sich auch nicht an ihr Versprechen, einen Abstand von zehn Kilometern zu wahren, sondern erschienen, sobald sie unsere Soldaten im Aufbruch sahen, und nahmen ihnen weg, was sie erlangen konnten. Wo unsere Soldaten hartnäckig blieben, warfen die Russen ein paar Schrapnells dazwischen. Zuweilen erschienen deutsche Überläufer mit der Botschaft, daß jeder Kriegsgefangener sei, der am Abend noch in der Stellung betroffen würde; so fielen unsere Stellungen wie die Kartenhäuser zusammen.

Als ich von meiner Reise zurückkam, empfing mich die Nachricht, daß die Russen bei Dorpat die Bahn Reval—Riga erreicht hätten. Damit war allen noch nördlich davon stehenden Truppen der Bahnweg verlegt, sie konnten nur in Fußmär-

schen nach Riga kommen. Das Wetter blieb gut, so daß sie alle in guter Verfassung eintrafen und nach einigem Ausruhen die Fahrt nach Hause antreten konnten.

Ganz unvermutet hatten die abrückenden Truppen von den Esten einiges zu erleiden. Kleinere Trupps meldeten, daß sie aus Hinterhalten beschossen seien. Eine Schwadron war auf recht tückische Weise in eine Falle gelockt und während der Rast mit Feuer überfallen worden. Ein mecklenburgisches Bataillon konnte diese Rechnung mit den Esten ausgleichen; gewarnt, war es auf erhöhte Sicherung bedacht und vermochte sich des Überfalls so nachdrücklich zu erwehren, daß man die weiteren Marschkolonnen in Ruhe ließ.

Etwa eine Woche vor Weihnachten waren Estland und das nördliche Livland geräumt und die Truppen zu Hause oder unterwegs. In Riga stand nur noch eine schwache Besatzung. Aber welche Werte hatten wir im Stich lassen müssen! Aus Estland war nicht mehr gerettet worden, als die Soldaten mitnehmen konnten. Sie kamen allerdings oft mit schweren Lasten an. Ein Leipziger Maurer, der bei mir vorsprach, hatte den Tornister schier voller Stiefelsohlen und den Brotbeutel prall voller Butter. Ein anderer trug zehn Pfund Süßstoff bei sich. Ein Kavallerist hatte seine Satteltasche mit Salvarjan gefüllt. Leute von Dsel hatten sich schwer mit Branntwein beladen. Aber was bedeutete das gegen die Mengen an Lebensmitteln, Flachs, Leder und Fahrzeugen, die man zurückließ! Oft fragte ich mich, welcher Unverstand dazu gehört hatte, solche Werte hier aufzustapeln.

Auch in Riga lagen für meine Vorstellung übermäßige Borräte der verschiedensten Art. Nur mit verwundertem Kopfschütteln konnte ich die Mengen von Butter, Kakao und Trinkbranntwein ansehen, die in den Verpflegungshallen lagerten.

Wie sollten wir die für unser hungerndes Land retten, wo der Beförderungsraum nicht einmal für die Menschen genügte?

Die Fortschaffung der Menschen war jetzt wieder die dringlichste Sorge geworden. Die Rote Armee näherte sich auf zwei Wegen. Eine Abteilung schob sich die Düna abwärts und hatte um diese Zeit, etwa am zwanzigsten Dezember, Jakobsstadt erreicht. Eine andere rückte beiderseits der großen Bahnlinie Reval—Riga vor und hatte bereits Wenden eingenommen. Bis zu dieser Zeit war von uns noch kein Widerstand geleistet worden.

Nun war ein neues Oberkommando eingetroffen. Das alte war fortgegangen, ohne daß ich davon wußte; eines Abends meldete es die Rigaische Zeitung. Mit dem neuen Oberkommandierenden, dem Generalleutnant von Estorf, stand ich von Dorpat her in gutem Einvernehmen; als sein Stabschef war Oberstleutnant Bürkner von der fünften Armee herübergekommen. Schon bei der ersten Zusammenkunft stellte sich ein Vertrauensverhältnis zwischen uns her, das in den schwierigen Lagen, die uns noch bevorstanden, nie getrübt wurde.

Wir waren sogleich einig in allem, was uns gemeinsam anging. In Riga lebten etwa fünftausend Reichsdeutsche, die um so dringlicher nach einer Gelegenheit zur Heimreise verlangten, je näher sich der rote Heerwurm heranwälzte. Aus den Kreisen der ansässigen Deutschbalten kamen viele Bitten um Abbeförderung ins Reich. Die täglichen drei Züge mußten immer noch den Truppen vorbehalten bleiben. Ich bat die Reichsregierung um Schiffe. Wir mußten fortschaffen, was wir vermochten; denn wenn die Rote Armee nach Riga kam, war kein Deutscher mehr seines Lebens sicher. Die Reichsregierung sagte die Schiffe zu, aber ich traute ihrer Zusage

nicht und fühlte mich von bohrender Sorge gepeinigt, da ich keine andere Möglichkeit der Abbeförderung sah. Jeden Tag sandte ich ein Telegramm, das zur Eile mahnte. Ich bedachte nicht, daß es Tage erfordert, ein Schiff seelklar zu machen, dachte nur an die Ratlosigkeit und Verwirrung in Berlin und wartete ohne Hoffnung. Wenn aber der Ausschuß der Baltten zu seiner täglichen Vorsprache bei mir erschien, mußte ich ganz zuversichtlich scheinen.

Was blieb in dieser Lage anders übrig, als doch mit den unzureichenden Kräften den Versuch zu wagen, die Rote Armee aufzuhalten? Eigentlich hatte ich wenig Hoffnung, daß Estorff sich darauf einlassen würde, als ich aber mit dem Stabschef darüber sprach, hörte ich, daß die Befehle schon ausgegeben waren. Es war wohl das aussichtsloseste militärische Unternehmen, das jemals ein preußischer General begonnen hat. Die Stärke der am Vormarsch beteiligten russischen Streitkräfte war schwer festzustellen, weil die Rote Armee auf eine neue, noch nicht genau ermittelte Art gegliedert war. Sie kannte damals keine Divisionen, wahrscheinlich auch keine Bataillone, sondern besaß nur Regimenter, die aus einer wechselnden Zahl von Kompanien bestanden. Tresckow glaubte auf seiner Fahrt Regimenter mit sechzehn Kompanien gesehen zu haben. Nach seiner Schätzung hatten wir es mit sechzehntausend Mann zu tun, die annähernd gleichmäßig auf beide Vormarschstraßen verteilt waren.

Ihnen hatten wir nicht mehr als vierhundert Mann entgegenzustellen. Der größere Teil davon entfiel auf eine junge Truppenbildung, die im Sommer achtzehn als Keimzelle einer künftigen baltischen Wehrmacht ins Leben gerufen war. Sie wurde als Baltische Landeswehr bezeichnet, trug feld-

graue Kleidung mit blauen Vorstößen und war aus unseren Beständen ausgerüstet. Es waren etwa dreihundert, im Durchschnitt zwanzigjährige Freiwillige aus deutschbaltischen Kreisen, die bei Beginn der Kämpfe eine Ausbildung von kaum vier Monaten hinter sich hatten. Außer dieser baltischen Landeswehr verfügten wir nur über das damals noch ganz kümmerliche Gebilde der Eisernen Division. Ihre Gefechtsstärke betrug wenig mehr als hundert Gewehre. Das war die Streitmacht, mit der wir es unternahmen, der Roten Armee rechts der Düna den Weg zu verlegen.

Gegen die links der Düna, bei Jakobsstadt, angenommenen Teile der Roten Armee hatten wir zunächst nichts einzusetzen. Von ihnen hieß es, sie hätten den Vormarsch eingestellt. Aber schon nach wenigen Tagen war erkennbar, daß sie nur verhalten hatten, um ihre Marschrichtung zu ändern, die nun auf Mitau zielte. Das erhöhte ihre Gefährlichkeit, denn mit Mitau beherrschten sie die Bahn, die uns mit dem Reiche verband. Estorff ließ durch einen hervorragenden Offizier, den Obersten v. Knobelsdorff, Freiwillige in Mitau zusammenstellen, die, kaum zweihundert Gewehre stark und mit der verwahrlosten Mitauer Garnison im Rücken, der Roten Armee entgegengingen und bald in schwere Kämpfe verwickelt wurden.

Das alles geschah nicht mit der Hoffnung, Riga und Kurzland vor der Überflutung zu schützen. Wir wußten um diese Zeit, daß uns das nicht mehr gelingen würde. Wir kämpften nur noch um Zeitgewinn, wir kämpften um zwei Wochen, um zehn Tage, wir kämpften um so viel Zeit, wie wir brauchten, um bedrohtes deutsches Leben in Sicherheit zu bringen.

Die Schiffe mußten kommen! Bei Dünamünde hielt sich der Lotse bereit, sie durch die Minenfelder des Rigaischen

Meerbusens zu führen. Ich telegraphierte täglich und erhielt vertröstende Antworten.

Seit meinen Besprechungen im Kriegsministerium war eine Woche verstrichen. Noch war keine Wirkung spürbar geworden. Die Werbungen im Reich waren im Gange. Ich erhielt Meldungen von der Einrichtung der Werbestellen und von guten Erfolgen; aber das waren Wechsel auf eine unbestimmte Zukunft. Geschütze waren in Berlin verladen worden, aber sie hatten uns nicht erreicht; die Soldatenräte in Ostpreußen hatten sie aufgehalten. Von den Kämpfen auf dem linken Dina-Ufer kam nur selten eine Meldung, dagegen konnte ich den Vormarsch der Roten Armee auf Riga in täglichen Berichten verfolgen. Der jungen Landeswehr, die hier stand, kam der große Respekt der Russen vor dem deutschen Stahlhelm zustatten. Der Vormarsch verlangsamte sich sogleich, als unsere ersten Schützen vor den Russen erschienen. Da den Russen die Stärke unserer Stellung nicht bekannt war, vermieden sie Angriffe und suchten unsere Front zu umgehen. Sobald ihnen das gelang, mußte auch die Landeswehr aufbrechen und neuen Halt zum Widerstand suchen. Es wurde darum mehr marschiert als gekämpft. Aber jeder Tag, der damit gewonnen wurde, konnte gutgeschrieben werden.

Eines Morgens kam Walter zu mir. Mein Verkehr mit der lettischen Regierung war um diese Zeit etwas ins Stocken geraten. Ullmann hatte sich bewogen gefühlt, meinen Namen in seinen Bekanntmachungen lettisch zu schreiben, worauf ich mir solchen Unfug verboten hatte. Seit diesem Vorfall schickte er den Innenminister zu mir herüber, wenn ein Anliegen vorzubringen war. Walter grollte auf; so ginge es nicht weiter: wir hätten der Roten Armee nur unzulängliche Kräfte ent-

gegenzusetzen und hinderten die Landesregierung, einen eigenen Landeschutz aufzustellen! Nun verlangte er Waffen für die lettische Miliz.

Von einem solchen Gebilde war schon seit Wochen die Rede, es war mir angezeigt worden, und ich hatte keinen Einspruch erhoben. Man sah zuweilen junge Leute, die zwar keine Uniform trugen, aber derb gekleidet und gegürtet waren und einen halbsoldatischen Eindruck machten. Ich hatte keine Waffen zu vergeben, fühlte mich aber angesprochen und stellte Walter vor, daß wir bei der grundsätzlich deutschfeindlichen Haltung der lettischen Regierung und Bevölkerung nicht daran denken könnten, lettische Truppen zu bewaffnen. Es sei jetzt der Zeitpunkt da, wo sich die Letten entscheiden müßten, ob ihr Staat mit uns oder gegen uns leben solle. Er möge es als einen Beweis unserer guten Absichten ansehen, daß wir die lettische Miliz duldeten, aber bewaffnen könnten wir sie nicht, — da müßten erst ganz sichere Bürgschaften gegeben sein.

Walter zürnte weiter, nahm aber doch das Wort von den Bürgschaften auf und wollte wissen, wie es gemeint sei. Ich mochte in dieser Angelegenheit dem Oberkommando nicht vorgreifen und begnügte mich mit Hinweisen auf frühere Unterhaltungen, wo ich die Eingliederung der lettischen Soldaten in die baltische Landeswehr vorgeschlagen hatte. Aber das hieß deutsche Führung und war bisher von den Letten abgelehnt worden. Walter ging murrend fort. An der Tür wandte er sich noch einmal um. Wir sahen uns einen Augenblick schweigend an und wußten beide, daß wir jetzt am Scheidewege standen.

Einer meiner baltischen Bekannten hatte das Erscheinen der Roten Armee einmal ein Gottesgeschenk genannt. Wir

waren dabei zu zweien oder dreien, und ich hatte ihm geraten, das Wort nie vor anderen zu wiederholen. Es ging mir irgendwie gegen das Gefühl, aber wenn man das Gefühl ausschaltete, hatte er recht. Es war dieser Vormarsch der Russen, der die lettischen Minister zwingen mußte, unsere Hilfe zu suchen, und der uns in den Stand setzte, ihnen Bedingungen aufzuerlegen. Jetzt sträubten sie sich noch, aber jeder Tag brachte den Russen neuen Landgewinn, jeder Tag verkleinerte das Gebiet des lettischen Staates, binnen kurzem würden die Russen vor Riga stehen: dann war kein Sträuben mehr möglich.

Mit Burchard und Tresckow, der ständig mit Estorff und Bürkner Fühlung behielt, überlegte ich, was von den Letten zu fordern sei. Wir waren bald darin einig, zwei Punkte in den Vordergrund zu stellen und es von ihrer Annahme abhängig zu machen, ob wir uns auf den Schutz der Reichsgrenze beschränkten oder das lettische Staatsgebiet zu schützen versuchten. Alle gegen die Rote Armee kämpfenden Truppen sollten deutschem Oberbefehl unterstehen, und alle am Kampf teilnehmenden deutschen Soldaten sollten das Recht auf Einbürgerung und Erwerb von Siedlungsland erhalten. Hiermit glaubten wir die deutsch-lettischen Beziehungen auf eine Grundlage zu stellen, auf der eine günstige Entwicklung zu erwarten war. Mit dem Recht auf Siedlung nahmen wir einen alten Faden wieder auf. Im vergangenen Jahrhundert hatte man im Baltenlande mit der Ansiedlung deutscher Bauern begonnen. Die Wende der russischen Politik um die Mitte der achtziger Jahre im Zeichen des Panlawismus hatte die Fortführung verhindert. Dann war während des Krieges, als deutsche Truppen im September siebzehn Riga befreiten und die Düna überschritten, im Namen Hindenburgs ein großzügiger Plan zur Ansiedlung deutscher Soldaten ent-

worfen und vorbereitet worden. Dieser Plan schien im Zusammenbruch begraben. Nun nahmen wir ihn unter andern Bedingungen wieder auf.

Während wir uns erwägend und entwerfend mit ihm beschäftigten, kam die Nachricht, zwei englische Schiffe seien in den Rigaer Meerbusen eingelaufen und steuerten auf Riga. Eines Morgens in der letzten Woche vor Weihnacht waren sie da; ein Hilfskreuzer und ein Torpedoboot lagen im Rigaer Hafen.

Was gingen uns die Engländer an und was wollten sie hier? Wir wußten es nicht. Sie hatten sich nicht angemeldet, wenigstens nicht bei uns; vielleicht bei der lettischen Regierung, vielleicht waren sie auf deren Bitte gekommen. Ich tat, als wären sie nicht da, und hatte nur die eine Sorge, daß sie sich in die baltischen Dinge einmischen und unsere Pläne stören würden. Die erste Wirkung des Besuchs der Engländer war naturgemäß die, daß die lettische Regierung den Kopf erheblich höher trug. Sie war bei den Engländern an Bord gewesen und gestärkt zurückgekommen. Ich konnte bald feststellen, daß die Engländer sie zwar ihrer Sympathien versichert, aber eine unmittelbare Hilfe gegen die Rote Armee abgelehnt hatten.

Eines Tages erschienen die Engländer bei mir und wünschten eine Aussprache. Ich ging mit Bürkner und Burchard an Bord und hörte sie an. Sie erklärten, daß sie gekommen seien, um die Ausführung des Waffenstillstandes zu überwachen, und lasen von einem Zettel eine ziemlich lange Reihe von Forderungen herunter, deren Sinn sich dahin zusammenfassen ließ: Wir seien auf Grund der Waffenstillstandsbedingungen verpflichtet, diese Länder zu schützen, und würden für

alle Schäden aufkommen müssen, die durch den Einmarsch der Roten Armee verursacht würden. Da es sich hatte voraussehen lassen, daß militärische Fragen erörtert würden, hatte ich Bürkner gebeten, an der Besprechung teilzunehmen. Ihm fiel die Hauptlast dieser unerfreulichen Unterhaltung zu. Selbstverständlich lehnten wir die von den Engländern behauptete rechtliche Verpflichtung ab, verwiesen aber darauf, daß wir aus anderen Gründen Maßnahmen zum Schutze der noch von uns besetzten Gebiete ergriffen hätten. Die seien ungenügend, erwiderten die Engländer. Wir seien nicht nur verpflichtet, Riga zu halten, sondern hätten auch die schon von den Russen besetzten Gebiete wieder zu befreien. Bei dieser Unverschämtheit stieg mir das Blut zu Kopfe, aber Bürkner blieb ruhig und sagte, das könnten wir nicht, weil die Armee nicht mehr gehorche. Die Engländer gingen über diese Erklärung hinweg und wiederholten ihre Forderung. Je länger ich sie bedachte, um so mehr empörte sie mich. Soweit ging der Siegerhochmut, daß man uns wie gekauften Söldnern oder Gladiatoren zu kämpfen befahl! In dieser Empörung sagte ich den Engländern: „Sie haben den Krieg gewonnen und können bestimmen. Sie können viel. Sie können anordnen, daß wir diese Länder räumen. Wenn Sie das verlangen, so müssen wir das tun. Sie können noch viel mehr, denn Sie haben den Krieg gewonnen, und wir haben ihn verloren. Aber eins können Sie nicht: Sie können uns nicht zwingen zu kämpfen! So tief sind wir nicht gesunken, daß wir kämpfen würden, wenn Sie es befehlen!“

Unbewegt hörten die Engländer mich an, unbewegt nahmen sie die Übersetzung meiner Worte hin. Dann lenkten sie die Unterhaltung in andere Bahnen. Die lettische Regierung hatte offenbar die Engländer gebeten, uns zu veranlassen, ihr

Waffen für ihre Truppe zur Verfügung zu stellen. Das Oberkommando hatte die Hergabe von Waffen beharrlich abgelehnt und glücklicherweise auch dann daran festgehalten, als ich in grober Verkennung des lettischen Charakters sie befürwortet hatte. Nun kamen die Engländer mit diesem Verlangen. Aber Bürkner erklärte, der Kampf gegen die Rote Armee sei schon schwer genug, einem zweiten Feinde Waffen zu geben, müsse er ablehnen. Das war hart, aber ehrlich gesprochen. Auch diesen Punkt ließen die Engländer fallen, allerdings nicht ohne den wiederholten Hinweis auf den Schadenersatz, den man von uns fordern werde. Das gab mir den erwünschten Anlaß, die Engländer zu fragen, ob sie etwa bereit seien, der lettischen Regierung gegen die Rote Armee zu helfen. Einige von ihnen stutzten bei dieser Frage und hätten eine Antwort wohl am liebsten abgelehnt, aber ihr militärischer Wortführer sagte sogleich, diese Absicht hätten sie nicht, vielmehr sei ihnen verboten, ihre Besatzung an Land zu schicken. Damit war die Unterhaltung beendet. Ich wußte nun, daß wir mit den Letten allein blieben.

Die Eiserne Division hatte einen Führer erhalten, einen Oberst mit kurzgeschnittenem Vollbart und einem guten runden Gesicht, das nur des leisesten Anlasses bedurfte, um den Menschen freundlich zuzulächeln. Ich hatte ihm das obere Geschloß des mir zugewiesenen Hauses zur Wohnung angeboten, er war eingezogen und saß nun oft mit mir am Kamin als ein Mann von gutem Humor und unendlicher Ausdauer. Ich lobte den Einfall, ihn in meine Nähe zu ziehen: nun konnte ich täglich hören, wie es draußen stand, und mußte immer aufs beste unterrichtet sein.

So dachte ich. Aber eines Morgens wurde ich doch über-

rascht, als Tresckow auf der Behörde zu mir kam und mir von einer bösen Sache an der Front erzählte. Der Oberst hatte am Abend noch eine Stunde bei mir verbracht, wir hatten einen ehrbaren Mosel getrunken und uns herzlich Gute Nacht gewünscht, aber er hatte mir nichts davon gesagt, daß die Landeswehr bei Wenden unter schweren Verlusten weit zurückgewichen war. Tresckow berichtete mir den Hergang. Es war nichts Besonderes dabei; die Russen hatten mit der ihnen anezogenen Vorsicht einige Tage herumgeföhlt und gemerkt, daß unsere kleine Stellung leicht zu umgehen war. Das hatten sie getan. Da hatte dann für die Landeswehr die Stunde geschlagen. Aber eine Nachlässigkeit im Feldwachdienst hatte sich schwer gerächt, der Rückzug hatte empfindliche Opfer gefordert. Jetzt stand sie einige Kilometer vor Hinzenberg in einer alten deutschen Stellung mit eingesunkenen Gräben und verrosteten Drähten. Ich fuhr zu ihr hinaus und nahm an ihrer Freude teil, als ein Zug von etwa siebzig Mann, der nördlich abgedrängt worden war und den man schon in Gefangenschaft glaubte, unter Führung eines einarmigen Leutnants wieder eintraf.

Die Stellung war nur noch eine Autostunde von Riga entfernt. Früher hatte auch ich geglaubt, man müsse der Bevölkerung im Kriege immer die volle Wahrheit sagen und dürfe ihr kein Unglück verheimlichen. Jetzt war ich sehr darauf bedacht, daß die Bevölkerung von der Nähe der Gefahr nichts erfuhr. Aber der lebhafteste Verkehr zwischen Riga und seinem Hinterlande, aus dem es mit Lebensmitteln versorgt wurde, machte alle Bemühungen zunichte.

Nun wurde es heiß in der Stadt. Die Bolschewiken riefen am nächsten Tage zu öffentlichen Versammlungen am Abend auf. Wir ließen sie durch Soldaten verhindern. Aber die aus

ihren Wohnungen herausgelockten Massen füllten die Straßen, bildeten Züge, die singend demonstrierten, und verbreiteten eine Spannung, wie sie großen Ereignissen vorausgeht.

Ich mischte mich in das Treiben, um selber zu sehen, wie es zuging, und ließ mich zu den Straßen an der Düna mitnehmen, wo sich die Massen um einige Speicher sammelten, die mit Vorräten des Heeresverpflegungsamtes gefüllt waren. Unsere Posten dort waren verstärkt und standen vor den Toren. So stark das Drängen der hinten zuströmenden Menge war, die vorderen hielten es auf, um nicht den Posten zu nahe zu kommen. Der Respekt vor dem deutschen Soldaten saß der Bevölkerung tief in den Knochen. Es wurden wohl manche Rufe laut, aber es geschah sonst nichts. Ich gewann einen Standort, von dem ich das Treiben etwas überblicken konnte, und bemerkte nun, daß viele Leute mit Säcken ange laufen kamen; sie hatten sich schon zum Plündern vorbereitet. Ich ging mit Sorgen nach Hause und versuchte mir vorzustellen, was diese Stadt noch über sich ergehen lassen mußte, wenn wir nicht mehr hier waren.

Diesem dunklen Abend folgte ein hellerer Morgen: Die Schiffe waren unterwegs! Ich ließ mir die Nachricht noch einmal bestätigen, ehe ich ihr glaubte; aber sie war richtig und ging in Erfüllung: Schiffe für sechstausend Menschen!

Jetzt war zugleich die Bahn imstande, uns mehr als die täglichen drei Züge zu stellen. Die schwere Arbeit der Rückbeförderung des Westheeres war getan, nun konnte man uns zu Hilfe kommen. Ich atmete auf und dachte mit Bewunderung an das, was geleistet war; ich hatte mich über den groß angelegten Plan der Abbeförderung unterrichten lassen und seine Abwicklung in den täglichen Berichten verfolgt; so hatte ich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten und von der

alles daransehenden Ausdauer, mit der man sie bewältigt hatte.

In zehn Tagen, so hoffte ich, konnten alle, für die ich eine Verantwortung trug, die Stadt verlassen haben und in Sicherheit sein. Dann hatte ich erfüllt, was mir aufgetragen war. Noch zehn Tage: das war gerade bis Jahresende. Mit dem letzten Tage des alten Jahres stand auch ich am Schlusse der Arbeit. Noch zehn Tage Wachsamkeit! Es war jetzt nichts weiter mehr nötig, als achtzugeben, daß alles in Ordnung zging.

Mit solcher Zufriedenheit stand ich am Fenster meines Eckzimmers und sah auf die hin und her ziehenden Ströme des Verkehrs hinunter und fühlte mich recht geborgen. Es war ein Augenblick angenehmer Selbsttäuschung, die bald berichtigt wurde: gerade die letzten zehn Tage des alten Jahres brachten eine Fülle schnell aufeinander folgender Ereignisse, von denen die Erinnerung nur die wichtigsten festgehalten hat. Ich lebte in einer steten Spannung. Jede Stunde des Tages stellte mich vor neue Entscheidungen und forderte Entschlüsse. Oft hatte ich den Eindruck, es sei in mir selber etwas anders geworden. Die letzten vierzehn Jahre hatte ich am Schreibtisch zugebracht. Dabei hatte ich mich daran gewöhnt, in die Dinge hineinzuschauen und ihr Wesen zu erfühlen und abzuwägen. Immer hatte ich die Ruhe zu solchem Schauen und Wägen gesucht und meist gefunden. Die Stätte meiner Arbeit war immer ganz allein von mir ausgefüllt gewesen. Es war keiner dagewesen, der mir Fragen gestellt und mich zu Entscheidungen gedrängt hätte; die Fragen hatte ich mir selber gestellt, und die Entscheidungen hatte ich getroffen, wenn sie in mir herangereift waren. Hier aber war alle Beschaulichkeit von mir gewichen, ich stand wachsam und bereit an meinem Ort, griff in die Ereignisse ein und griff ihnen vor, fühlte mich

vor ihnen weder fremd noch schwach und verspürte keine Müdigkeit, sondern eher ein Wachsen der Kräfte. Zwar blieb mir keine Zeit, dieser Veränderung nachzudenken, aber ich nahm sie froh zur Kenntniss; ich hatte am Schreibtisch nicht das Handeln verlernt, war ein tatenfroher Mensch geblieben und durfte mich dort, wo ich stand, am rechten Orte fühlen.

Einige Tage vor Weihnacht bemerkte ich gegen Mittag eine Ansammlung unter meinem Fenster und sah sie mir von oben an. Einige Angehörige der lettischen Miliz hielten den Fahrdamm frei. Da öffnete sich unten unser Thor, Milizsoldaten salutierten, und die lettische Regierung trat heraus. Die Minister trugen schwarze Röcke mit rot-weißen Rosetten und hohe Hüte, grüßten die Menge, die sich jedoch ganz ruhig verhielt, und stellten sich auf dem Bürgersteig gegenüber auf. Nach einigem Warten kamen etliche Wagen an, denen englische Marineoffiziere entstiegen. Es gab eine feierliche Begrüßung und wieder ein Warten; dann löste sich das Rätsel: die lettische Regierung führte den Engländern ihre Soldaten vor. Etwa dreihundert Mann, von denen die Hälfte englische Stahlhelme trug, marschierten vorüber.

Der Vorgang war nicht schwer zu deuten. Es war zu einer Annäherung zwischen Letten und Engländern gekommen, und dieser Umstand sollte mir so deutlich wie möglich vor Augen geführt werden. Darum hatte man für das bescheidene Schauspiel nicht einen der dazu geeigneten Plätze, sondern die Straße vor unseren Fenstern gewählt. Ich hatte Verständnis für das kindliche Vergnügen der Letten, erhob aber sogleich beim Kommandanten des englischen Hilfskreuzers Einspruch gegen die ‚Veranstaltung einer Truppenschau ohne Einwilligung der Okkupationsmacht‘ und erhielt nach wenigen Stunden die Antwort, daß die englischen Offiziere auf Einladung der

„souveränen lettischen Regierung“ Riga betreten hätten. Einen Völkerrechtsjuristen hätte es vielleicht gelockt, den Vorfall weiterzuverfolgen, ich ließ ihn nach dieser Antwort ruhen, da die schnell wechselnde Lage wichtigere Dinge in den Vordergrund rückte.

Der Nachrichtendienst meldete Zunahme der verdächtigen Anzeichen in der Bevölkerung. Die städtische Sicherheitspolizei war so besorgt, daß sie militärische Hilfe forderte. Es war festgestellt, daß die Bolschewiken Rigas bereits durch Boten mit der Roten Armee verkehrten. Es wurde die Befürchtung laut, daß schon hundert oder mehr verkleidete Angehörige der Roten Armee sich in die Stadt eingeschlichen hätten und den Aufruhr vorbereiteten. Am Heiligen Abend oder am ersten Weihnachtstag würde, so warnte man mich, der Aufruhr losbrechen. Besucher und Fernsprecher hielten mich unausgeseht fest.

Die lettische Regierung erfuhr auf eigenen Wegen, was vorging und befürchtet wurde. In ihrer Not wandte sie sich an die Engländer und bat um bewaffnete Hilfe zum Schutz der Stadt. Aber mein Einspruch hatte die Engländer doch etwas bedenklich gemacht, so daß sie antworteten, ohne unsere Einwilligung würden sie keinen Mann an Land setzen.

In später Nachmittagsstunde erschien einer ihrer Offiziere bei mir und sagte, sie hätten Befehl, sich in keine Kampfhandlungen verwickeln zu lassen, seien aber bereit, mit einer bewaffneten Abteilung in der Stadt zu demonstrieren. Ich hütete mich, dieses Anerbieten abzulehnen, und da auch Estorff zustimmte, setzten die Engländer am Tage vor Heiligabend einen Zug Marinesoldaten mit einigen Maschinengewehren an Land, der zwei oder drei Stunden durch die Innenstadt und die östlichen Außenviertel marschierte.

Der Heilige Abend verlief ruhig. Wir schlossen die Behörde gegen sieben und versammelten uns in unserem Speisehause zum gemeinsamen Essen. Eine große Tanne sagte uns, daß Weihnacht sei. Ich hielt eine kurze Ansprache, wir sangen „O Deutschland hoch in Ehren“, sangen den ersten Vers gedrückt und mit fernschweifenden Gedanken; den zweiten:

Zum Herrn erhebt die Herzen, zum Herrn erhebt die Hand!

Gott schütze unser teures, geliebtes Vaterland!

mit der Inbrunst eines Gebets, aßen schweigend und trennten uns. Ich ging noch ins Soldatenheim, wo einige gute deutsche Frauen den durch Riga ziehenden Soldaten Weihnachtsbäume angezündet und freundliche Gaben auf den Tisch gelegt hatten. Es war schon elf, als ich von den Soldaten zum Dom ging. Der Gottesdienst war lange vorüber, aber es saßen noch viele Menschen still in den Bänken. Auch ich suchte mir einen Platz und begann die Fühler der Seele auszustrecken. Aber sie tasteten ins Leere. Ich sah nur die vom brennenden Baum spärlich erhellten Räume und gedachte der Menschen, die einst diesen Dom erbaut hatten, und wie diese Stätte in den seither vergangenen Jahrhunderten oft die Zuflucht bedrohten deutschen Lebens gewesen sein mochte; ich konnte es nicht hindern, daß ich auch der Zukunft gedachte und die Augen schließen mußte vor den Bildern, die mir dabei aufstiegen.

Zu Hause fand ich Becker noch wach und auf mich wartend. Er fühlte sich in der Behörde nicht mehr so wohl wie früher. Da er mir menschlich nahe stand, wurde er im Dienst mit einiger Geflistentlichkeit zurückgedrängt. Ich suchte das immer wieder zu mildern und auszugleichen, konnte aber nichts daran ändern, daß ihm die übrigen Mitarbeiter an Jahren und Erfahrung überlegen waren. Ich hatte ihm keine Referentenstelle geben können, sondern ihn für besondere Aufträge bei

mir behalten. So saß er zu seinem Leidwesen oft ohne rechte Thätigkeit im Vorzimmer und fing die Besucher auf, fühlte sich aber auch in deren Abfertigung eingeengt, weil ich ihn angewiesen hatte, keinen Besucher in wichtiger Sache von mir fernzuhalten. Da ich seinen Zustand erkannte, nahm ich gern die Gelegenheiten wahr, wo ich ihn für diese Entsagung entschädigen konnte. Jetzt erwartete er mich mit einem Christbäumchen und einigen Geschenken, unter denen sich ein silbernes Petschaft befand, in das er Ort und Tag hatte einschneiden lassen. Ich konnte diese Freundlichkeit nur damit erwidern, daß ich den Kamin anzündete und noch mit ihm zusammen blieb.

Im Laufe dieser Unterhaltung kam er mit dem Vorschlage heraus, noch einmal zu dem Abschnittskommandeur der Roten Armee bei Hinzenberg zu fahren und eine befristete Einstellung der Feindseligkeiten zu erhandeln.

Eine solche Pause wäre uns zwar nützlich und willkommen gewesen, doch konnte ich mir nicht denken, daß die Russen sich darauf einlassen würden; ich an ihrer Statt hätte es jedenfalls nicht getan und hatte darum keine Hoffnung, daß dieser Versuch gelingen werde. Ich sagte nicht Ja, wollte ihm aber doch nicht die Freude vorenthalten, die mit solchem Unternehmen verbunden war, und vertagte die Entscheidung bis nach den Festtagen. Wir blieben noch ein Stündchen wach, und Becker kam noch einige Male auf seinen Vorschlag zurück, ohne aber eine Zusage zu erreichen.

Am Morgen des ersten Weihnachtstages erhielt ich ein Telegramm, das mich zum Gesandten in besonderer Mission bei den Regierungen Estlands und Lettlands ernannte. Ich hatte bei meinem Besuche in Berlin davon gesprochen, daß ich möglicherweise auch im Falle einer russischen Besetzung

in Riga bleiben könne, um unsere Angelegenheiten abzuwickeln, man solle mir darin freie Hand lassen, müsse mich aber in irgendeiner Form besonders bevollmächtigen. Solf, der damalige Staatssekretär im Auswärtigen Amt, hatte das nicht vergessen und jetzt diese Ernennung bewirkt. Ich gab sie nur den Herren in der Behörde bekannt und legte sie im übrigen zu den Akten, da es sich nicht mehr mit meinen Plänen vertrug, mich in Riga festzusetzen.

Gegen Abend kam Scheubner-Richter zu mir und erklärte sich bereit, als mein Vertreter den Einzug der Roten Armee in Riga abzuwarten. Wir sprachen darüber, ob mit solchem Verbleiben ein Wagnis verbunden sei. Die Ermordung unseres Botschafters Mirbach unter den Augen der Sowjetregierung stand als Warnung vor uns. Hatte man das damals gewagt, als wir noch stark und siegreich waren, so mußten wir jetzt im Zustande der Ohnmacht erst recht auf Gewalttaten gefaßt sein. So sahen wir das Wagnis, erkannten aber auch den Vorteil, den uns die Anwesenheit eines Vertreters bot. Ich nahm Scheubner-Richters Vorschlag an, stellte ihm aber bis zur letzten Minute den Rücktritt frei.

Es war Schnee gefallen und helles Frostwetter geworden. Ich hörte das Schellengeläut der Schlitten auf der Straße und bekam große Lust, in einen Schlitten zu steigen und durch den Winter zu fahren. Kaum war der Wunsch heraus, so hatte Becker schon den Fernsprecher in der Hand, und eine Viertelstunde später saßen wir beide in einer Korbmuschel hinter drei flinken Pferden, die mit uns zur Stadt hinausstrabten, draußen aber auf der freien Straße dahinstoben, daß es eine jauchzende Freude war. Das kleine russische Pferd im Dreigespann, der Troika, saust vor dem Schlitten mit einer unbeschreiblich wilden Lust dahin. Man kann bei einer solchen

Fahrt nicht denken und kann sich auch nicht unterhalten. Die wilde Lust der Pferde springt auf den Menschen über. Da er aber eingehüllt ist und sich nicht zu rühren vermag, kann nur sein Gefühl ergriffen und in den Wirbel hineingerissen werden. Man saust fort und fort durch eine Wolke von Schnee, den die Hufe der Pferde emporschleudern, man fühlt den Schneeschlag im Gesicht stechen und brennen und wirft ihm die vom Sturm entfachte Flamme des Blutes entgegen. Es ist wie ein Rausch. Die Seele verläßt den Körper und rast mit den Pferden über das unbegrenzte Feld, durch den Winterwald, läßt Feld und Wald hinter sich wieder zur Einsamkeit zusammenfallen und findet erst zum Körper zurück, wenn die Pferde schüttelnd verschnaufen, die Schneewolke sinkt und den Blick zu den Sternen freigibt.

Drei Stunden dauerte diese Zauberfahrt. Rückwärts rasteten wir in einem der Stadt nördlich vorgelagerten Walde. Wir stiegen aus und gingen eine Weile ungebahnte Wege, um später stadtwärts die Straße und den Schlitten wiederzufinden. Es war der Kaiserwald, den ich nur dieses eine Mal sah und betrat, nicht ahnend, was sich noch in ihm ereignen sollte.

Der zweite Feiertag versprach ein stiller Tag zu werden. Ich hatte ihn dringend nötig für Briefe in selbsteigenen wichtigen Sachen, die schon allzulange hatten zurückstehen müssen: Im Verbande waren häßliche Gerüchte aufgekommen. Ich war dort an manchem älteren Kameraden vorbeigewachsen, der mich früher als den jüngeren von oben herab angesehen hatte. Daraus hatten sich Mißgünste und Verstimmungen ergeben, die mir im gewöhnlichen Lauf der Dinge kaum zum Bewußtsein gekommen waren. Ich hatte die Besonderheit meiner Lage immer erkannt und mich gehütet, auch nur den Schein einer

Überheblichkeit aufkommen zu lassen, doch hatte mich alle Mühe nicht davor bewahrt, im Flurgeraune eingebildet, eitel und ehrfüchtig genannt zu werden. Jetzt hatte es sich gezeigt, daß ich außer meinem Kameraden im Vorrath, Paepow, keinen Freund im Verbande besaß. Dieser einzige Freund aber war mir böse geworden.

Meine trübsten Befürchtungen hatten sich erfüllt. Als der Zusammenbruch auch in den Gewerkschaften die schlechten Menschen, die Hasser, Neider und Schreier in den Vordergrund gebracht hatte, waren alle kleinen Leute in den Beamtenstellungen sogleich zu ihnen übergelaufen. Das war auch bei uns geschehen. Sie alle prahlten nun, daß sie schon seit undenkbaren Zeiten gegen die Politik des Durchhaltens gewesen wären, aber mit ihrem Einspruch nicht durchgedrungen seien. Ihr Leben unter der Diktatur der Durchhalter sei ein wahres Martyrium gewesen. So lenkten sie den Zorn der Entfesselten auf die wenigen wirklich führenden Männer ab und blieben nicht nur unbehelligt, sondern stiegen als neue Günstlinge der nun herrschenden Masse zu Höhen auf, an die sie früher nur in Augenblicken der Vermessenheit zu denken gewagt hatten. Bei uns stand Paepow allein dem Sturm preisgegeben und fühlte sich von mir im Stich gelassen.

Ich war im Oktober fortgegangen, ohne zu wissen, was meiner im Osten wartete, hatte wenig geordnet und manche Papiere unverwahrt gelassen, die ich hätte besser hüten sollen. Jemand hatte kurzweil an ihnen gesucht und das Gerücht aufgebracht, daß ich schon lange im Einvernehmen mit der Reichsregierung gewesen sei und selbst mit dem Kaiser Briefe gewechselt hätte. Mein Ehrgeiz hätte auf den Posten eines Staatssekretärs gezielt; dahin wäre ich zwar nicht gekommen, doch hätte ich im Baltischen Lande den Lohn für meine Dienste ge-

funden und die Berufung schon in der Tasche gehabt, als ich noch vom Gelde des Verbandes lebte.

Konnte ich auch gegen diese Gerüchte nichts unternehmen, so wollte ich doch Paeplow davon überzeugen, daß ich nicht voller Heimlichkeiten, sondern ahnungslos nach dem Osten gefahren war, und wollte wenigstens ihm Erklärungen zu den aufgefundenen Briefen geben.

Das mußte gründlich geschehen, und so verging der Vormittag bei stillem Schreiben.

Aber ich sollte den langen Brief an diesem Tage nicht beenden. Becker kam und meldete Tresckow an. Manchen anderen Besucher hätte ich wieder gehen lassen. Tresckow kam nie aus wichtigem Anlaß. Die Botschaft, die er brachte, war schon der Rede wert: eine der beiden lettischen Kompanien meuterte und hatte sich mit den Bolschewiken verbrüderet.

Wir waren noch dabei, das Ereignis zu besprechen, als der Ministerpräsident Ullmann erschien; ich ließ ihn sogleich eintreten und begriff seinen Zustand. Die Truppe, die er vor drei Tagen den Engländern als den Keim der lettischen Wehrmacht gezeigt hatte, die der einzige verlässliche Grund seiner Stellung war, erhob sich gegen ihn, meuterte für den gefährlichsten Feind des lettischen Staates. Ullmann war ein derber bäuerlicher Mensch, aber diesem Unglück hielt er nicht stand. Die Aufregung hatte ihn so ergriffen, daß er kaum einen zusammenhängenden Satz herausbringen konnte. Er mußte sich zu uns setzen und konnte sich bei unserer sachlichen Unterhaltung beruhigen und sammeln.

Die unmittelbare Gefahr war bereits durch die baltische Landeswehr gebannt worden. Sie hatte sogleich bei Ausbruch der Meuterei die Kaserne der lettischen Kompanie umzingelt und beherrschte sie mit ihren Maschinengewehren. Ein Ent-

Kommen der Meuterer war nicht mehr zu besorgen, so daß auch die Gefahr eines Aufruhrs in der Stadt zunächst beschworen war. Aber man mußte die Meuterer entwaffnen und in Gewahrsam nehmen, und da sie es abgelehnt hatten, sich zu ergeben, mußte man damit rechnen, daß Kampfhandlungen erforderlich würden. Wem sollte die Entwaffnung übertragen werden?

Die Meuterei war eine innere Angelegenheit des lettischen Staates, die er zuerst allein zu dämpfen hatte. Zu unserer Sache wurde sie erst, wenn sie die Sicherheit unserer Truppen und Behörden bedrohte. Griff sie so weit aus, dann war es an uns, zu handeln. Aber wir konnten uns bei der festgestellten Sachlage nicht gefährdet fühlen. Darum lehnte ich die Entwaffnung durch unsere Truppen ab und blieb dabei, als Ullmann sehr eindringlich darum bat. Die zweite lettische Kompanie war der Regierung treu geblieben; Ullmann verfügte also über Streitkräfte, die zu dieser Aufgabe ausreichten. Aber diesen Weg mochte er nicht beschreiten. Was er scheute, war leicht zu erraten.

„Letten gegen Letten?“ sagte er und schüttelte den Kopf.

„Staatstreue gegen Meuterer“, sagten wir.

„Soll die Geschichte des lettischen Staates mit einem Bürgerkrieg beginnen?“ rief er.

Ich konnte ihm nicht den Willen tun und machte der Besprechung ein Ende.

Auch in diesem Falle befand ich mich mit dem General v. Estorff in vollem Einvernehmen. Er sah die politische Bedeutung der Frage und überließ mir die Entscheidung. Dabei blieb er auch, als die lettischen Minister sich zu ihm begaben und ihm ihre Bitte vortrugen. Die Verhandlungen gingen hin und her und füllten den Nachmittag aus. Militärische Über-

legungen rückten eine neue Schwierigkeit vor uns. Die Kaserne lag für einen Angriff ungünstig und konnte einer zähen Verteidigung nur in blutigem Nahkampfe entrongen werden. Mit einigen Geschützen hätte man ihr leicht beikommen können, aber in Riga hatte man keine, und an der Front waren sie unentbehrlich. Dies führte dahin, daß die lettischen Minister sich an die Engländer wandten. Die lehnten ihrerseits jede Teilnahme an dem Kampfe ab, weil ihnen schon der Demonstrationzug durch Riga einen Tadel ihrer Regierung eingetragen hatte, wie sie bei dieser Gelegenheit erklärten; sie ließen sich aber im Laufe des Nachmittags zu einer Vereinbarung mit dem Führer des deutschbaltischen Teils der Regierungstruppen bestimmen. Die Meuterer sollten am folgenden Morgen noch einmal zur Unterwerfung aufgefordert werden; blieben sie im Ungehorsam, so sollten die Geschütze des Hilfskreuzers die Kaserne unter Feuer nehmen und den Sturmangriff vorbereiten. Zum Sturm hatten sich die zwei baltischen Kompanien, die beide von deutschen Offizieren geführt wurden, bereit erklärt. So hatte Ullmann erreicht, was er wollte: Es kämpften nicht Letten gegen Letten — die ihm so bitter verhassten Deutschbalten erwiesen ihm diesen Dienst und stellten sich zur Verfügung.

Als ich von dieser Abrede erfahren hatte, schaltete ich das Licht aus, legte mich auf die Ruhebank eines Alkovens und wollte hier schlafen, bis mich Burchard zum Abendbrot bei einer baltischen Familie abholte. Das konnte in einer guten Stunde geschehen. Aber ehe es geschah, hatte ich ein seltsames Erlebnis. Ein Klopfen an der Thür weckte mich. Ich rief: Herein! und wollte aufstehen, war aber in der kurzen Zeit so vom Schlaf umstrickt worden, daß ich mich nicht zu ermuntern vermochte, die Bemühung einstellte und nur fragte, wer da

sei. Ich erhielt keine Antwort und hätte gern geglaubt, daß mich ein Traum getäuscht habe, aber ich hatte deutlich das Geräusch der Thür gehört und konnte an keine Täuschung glauben, außerdem sagte mir mein Gefühl, daß jemand im Zimmer sei. Nun erhob ich mich und suchte auf dem Rauchtisch in meiner Nähe nach der Lampe, um das Licht einzuschalten.

Da hörte ich eine Stimme: „Machen Sie bitte kein Licht!“ Es war die Stimme einer Frau oder eines Mädchens, die das Deutsche nicht wie die Balten, sondern im Tonfall der Letten sprach. Ich hatte die Tischlampe eingeschaltet, doch drang ihr Licht nicht bis zur Thür, so daß ich dort nur die dunkle Andeutung einer menschlichen Gestalt wahrnehmen konnte. Das war mir unheimlich, ich ging nach vorn, ertastete dort den Lichtschalter und drehte das Licht an. Nun stand die Gestalt im vollen Licht, doch sah ich auch jetzt nur ein schwarzgekleidetes weibliches Wesen, das den Mantelkragen hoch aufgeschlagen hatte und einen dunkeln Schleier trug. Ihre Hände steckten in einem Muff.

„Legen Sie den Muff dorthin!“ sagte ich und wies auf einen Tisch, in dessen Nähe sie stand. „Das muß ich wohl tun“, erwiderte sie und gehorchte. Ich war argwöhnisch geworden und musterte sie. Ehe ich noch ein Wort der Anrede sprechen konnte, sagte sie: „Ihr Bursche taugt nichts. Er feiert unten mit dem Mädchen Weihnacht, und die Haustür ist offen. Es hätte auch jemand anders hereinkommen können.“

Das war in der That ungehörig und gab meinem Vertrauen zu Adam einen Stoß. Ich hatte noch nie einen Menschen zu meiner Bedienung gehabt und verstand es nicht, ihn zu behandeln, fühlte mich von seinen Dienstleistungen bedrückt und

vergalt sie mit Freundlichkeit, Nachsicht und Geschenken. So hatte ich ihn in wenigen Wochen verdorben.

Das Rätsel dieses Besuchs löste sich bald. Die Dame war die Frau eines russischen Offiziers, der in Deutschland Kriegsgefangener gewesen und im Sommer zur russischen Nordarmee gegangen war, zu diesem wenig bekannten Unternehmen zarentreuer russischer Offiziere, das aufgegeben wurde, ehe es recht begonnen hatte. Nach dem Zerfall dieser Armee, der ich im Sommer noch in ihrem halbfertigen Zustande begegnet war, hatten sich die russischen Offiziere verlaufen. Manche waren nach Rußland, theils zur Roten Armee, theils in die Gefängnisse und von dort in den Tod gegangen, andere hatten in Riga oder auf den Gütern befreundeter Balten Unterschlupf gesucht und den Verlauf der Dinge abgewartet. Aus diesen Kreisen hatte sich eine russische Kompanie gebildet, die im Rahmen der lettländischen Truppe einsatzbereit gemacht werden sollte. Man mußte annehmen, daß es sich hier vielfach um schwankende Gestalten handelte, die selber noch nicht wußten, ob sie schließlich mit der Roten Armee oder gegen sie kämpfen würden.

Der Mann dieser Dame gehörte zur russischen Kompanie, hatte aber offenbar Beziehungen zu den Bolschewiken oder hatte sie gehabt. Auf diese Weise hatte er erfahren, daß ein Anschlag gegen mich vorbereitet wurde und hatte, da er selber sich von den Bolschewiken beobachtet fühlte, seine Frau zu mir geschickt, die mich warnen sollte.

Ich konnte ihm und ihr nur dankbar sein, obwohl ich nicht wußte, wie ich mich vor einem gut vorbereiteten Anschlag sichern konnte. Ich hatte mich an die Möglichkeit gewöhnt, daß einmal irgend jemand, an dem ich auf der Straße vorüberging, unversehens den Arm hob und auf mich schoß.

Dieser Gedanke hatte mich bisher nicht beunruhigt. Etwas anders war mir bei dieser Warnung zumute. Die Vorstellung, daß irgendwo Menschen in Heimlichkeit beieinander sitzen und Mord planen, daß man von Mordaugen umlauert wird, daß man davon weiß und doch nichts dagegen tun kann, ist ungemein peinigend und muß jeden Menschen, der ihm längere Zeit preisgegeben ist, in seiner Haltung verändern, ihn mit Mißtrauen füllen und zum Menschenfeinde machen.

Als die Besucherin mir erzählt hatte, was sie wußte und erzählen wollte, bat ich sie um Nennung ihres Namens. Da stellte sich ein merkwürdiger Zusammenhang heraus. Ein Mann gleichen Namens hatte vor dreißig Jahren in einer Heilanstalt meiner Heimat gelebt und in den gleichen Jahren in der Kaffeestube des Konditors seinen Nachmittagskaffee getrunken, als ich dort Brötchen austrug und oft auch am Tage Botengänge tat. Dieser Mann war leidend und mochte nicht gern allein nach Hause gehen, so daß ich ihn manchmal begleiten mußte. Wohl hundertmal oder mehr ist er, auf meinen Arm gestützt, nach Haus geschlichen. Er gab mir nie etwas dafür, weil er gichtgeschwollene Finger hatte, mit denen er nicht in die Tasche greifen konnte, versprach mir aber eine große Vergütung, sobald er seine Finger wieder gebrauchen könne. Dieser Fall war nie eingetreten. Jetzt aber stellte sich heraus, daß der russische Major, der mir durch seine Frau die Warnung schickte, der Sohn dieses Kurgastes war. Der Name war wenigstens in Deutschland ungewöhnlich genug, um sich in der Erinnerung zu erhalten. Der Mann hatte seiner Frau von dem langwierigen Leiden seines Vaters und dem Kur-aufenthalt in einer kleinen Harzstadt erzählt. Ich hörte nun, daß der Vater in seiner Gesundheit sehr gebessert zurückgekommen sei und bei Ausbruch der Revolution noch gelebt

habe. So war der Zusammenhang erwiesen, und ich nahm ihn als ein gutes Omen, dankte der Dame und erzählte ihr diese kleine Geschichte mit der Schlußfolgerung, daß ihr Mann auf diese Weise die Dankeschuld seines Vaters abtrage.

Obwohl ich der Warnung einen so guten Sinn beilegte, ging sie mir doch nach und störte mich den ganzen Abend, den ich bei einer Familie zubrachte, die wie tausend andere im Aufbruch war. Die Einsicht, daß mir doch keiner helfen konnte und alles auf Glück oder Unglück ankam, bestimmte mich, von dem Besuch und seinem Zweck zu schweigen, aber ich wollte nichts versäumen und sicherte mich nun sorgfältiger, als ich das bis dahin getan hatte.

Am andern Morgen erwachte ich früh genug, um das Unternehmen gegen die lettischen Meuterer am Fernsprecher zu verfolgen. Es ging mit soldatischer Pünktlichkeit vor sich. Die Meuterer ergaben sich nicht. Schlag sieben, wie ein Zeitsignal, brüllten die englischen Schiffskanonen auf. Es war eine kurze Kanonade, die über die erschreckte Stadt hinfuhr; dann war es wieder still. In dieser Stille drangen die Sturmtruppen in die Kaserne ein. Um acht meldete Tresckow am Fernsprecher, daß alles vorüber sei. Die Meuterer wurden irgendwo außerhalb Rigas festgesetzt.

Raum war diese Meuterei bezwungen, als ein neues Ereignis ähnlicher Art gemeldet wurde. Die russische Kompanie hatte ohne Befehl ihre Kaserne und die Stadt verlassen und war über die Düna gezogen. Was diesem Abzuge zugrunde lag, war unbekannt und ist nie ermittelt worden. Vielleicht fürchteten sich die Russen vor dem Zusammenstoß mit der Roten Armee, vielleicht war die Kompanie von den Bolschewiken so durchsekt, daß man sie für den Plan gewonnen hatte, uns jenseits der Düna den Rückweg zu verlegen. Aber

das blieben Vermutungen, wie ich auch vor der Frage, ob die Warnung, die mir geworden war, mit diesem Ereignis zusammenhänge, nicht über Vermutungen hinauskam.

Während dieser Zeit betrieb Becker seine Abfahrt zur Front nach Hinzenberg. Die Ereignisse hatten meine Gedanken in Anspruch genommen und sein Vorhaben zurücktreten lassen. Irgendwann hatte ich auf sein Drängen ein lahmes Ja dazu gesagt und das Schriftstück für den russischen Kommandanten unterschrieben.

Nun er sich zur Abfahrt fertig meldete, hätte ich ihm das Unternehmen am liebsten untersagt. Aber ich wußte, wie gern er der Dienststube entrann und auf diese Fahrt ging, und ließ ihn gewähren. Ich begleitete ihn nach draußen, wo der Wagen bereitstand. Ein Dolmetscher und ein Mann des Soldatenrates saßen darin. Der Fahrer galt als ein zuverlässiger Mann. Mochten sie in Gottes Namen fahren.

Es war halb elf. Der Weg war auf höchstens fünfzig Kilometer zu schätzen. Ich sagte zu Becker, ich würde mit dem Abendessen auf ihn warten, aber er versicherte, um vier, spätestens fünf Uhr zurück zu sein. Ich ließ mir die weißen Winterflaggen zeigen und gab den Rat, sich rechtzeitig mit grünen Tannenzweigen zu versehen, damit sie sich auch vor weißem Hintergrunde bemerkbar machen könnten. Dann fuhren sie ab, und ich sah ihnen nach, bis sie im Gewirr des Verkehrs verschwunden waren.

Der Tag war mit Abbeförderungsgeschäften ausgefüllt. Schiffsraum hatten wir nun genug, aber der Andrang war groß und verlangte umsichtige Leitung. Das gab zu tun. Zu diesen Geschäften gehörte ein Besuch, der mich auf eine besondere Art bewegte. Als unsere Truppen im Herbst siebzehn

in Riga eingezogen waren, hatte sie die deutschstämmige Bevölkerung als Befreier begrüßt. Aber auch Letten waren ihnen mit Vertrauen entgegengekommen, hatten sich der deutschen Verwaltung vielfach nützlich erwiesen und die politischen Pläne der Reichsregierung unterstützt. Ich war im Sommer mit ihnen bekannt geworden, also zu einer Zeit, als das Unglück schon seine Schatten auf unsere Gedanken warf, und hatte von ihnen gehört, daß sie im Falle eines Scheiterns der deutschen Ostpolitik schwere Anfechtungen erfahren würden. Diese Leute hatten im Vertrauen zu Deutschland alles auf den deutschen Sieg gesetzt. Nun hatten sie alles verloren. Die lettische Regierung wartete auf den Augenblick, der sie ihrem Rachedurst preisgab. Es war inzwischen bekannt geworden, wie die belgische Regierung nach ihrer Rückkehr mit den deutschfreundlichen Flamen verfuhr. Dergleichen sollte hier nicht geschehen! Ich riet den Letten zur Abreise nach Deutschland, wo sie die Klärung der Lage abwarten konnten, und ließ sie mit den nötigen Papieren ausstatten. Die Tragik ihres Loses konnte ich damit jedoch nicht aufheben.

Bei solchen Geschäften erwartete ich mit Ungeduld den Abend. Von fünf Uhr an begann ich zu warten. Um sechs wurde ich unruhig und wanderte durch die Amtszimmer. Burchard beruhigte mich: „Um Becker brauchen Sie nie Sorge zu haben, der kommt immer wieder!“ Um sieben hoffte ich, er sei müde zurückgekommen und gleich zur Wohnung gefahren. Ich ging nach Hause, um ihn nicht warten zu lassen. Aber er war noch nicht zurück. Ich vollendete den Brief nach Hamburg und brachte ihn selber fort, um auf der Straße Umschau zu halten. Um neun aß ich allein. Die Hälfte der Nacht verbrachte ich lesend und lauschend.

Als auch am Vormittag noch keine Nachricht eingetroffen war, ließ ich einen Wagen bereitmachen, um nach der Front zu fahren und mich dort nach unseren Leuten zu erkundigen. Aber als wir die Stadt hinter uns hatten, wurde dem Fahrer angst und er sagte, die Straße sei zu glatt, er müsse umkehren.

Dann zum Bahnhof! Dort forderte ich eine Lokomotive zur Fahrt nach Hinzenberg. Sie konnte mir nicht verweigert werden, doch zogen die Letten, die diesen Teil des Betriebes kürzlich übernommen hatten, die Vorbereitungen in die Länge. Vielleicht wäre ich überhaupt nicht fortgekommen, hätte sich nicht eine Abteilung der Eisernen Division eingefunden, für die eine Lokomotive mit einem gepanzerten Wagen zur Fahrt an die Front bereitstand. Der Führer war, nachdem ich mich ausgewiesen hatte, so freundlich, mich mitzunehmen.

In Hinzenberg stieg ich aus und erfuhr auf der Ortswache, daß Beckers Abordnung am Vortage hier durchgekommen, angesprochen und auf der großen Straße nach Norden weitergefahren war. Seine Rückkehr hatte man nicht beobachtet. Weiteres war nicht zu ermitteln.

Die Abteilung hatte mit ihrem Zuge auf mich gewartet und nahm mich wieder auf. Ich sah die Nutzlosigkeit meiner Nachforschungen ein, wollte aber, um nichts zu unterlassen, was in meiner Macht stand, noch in der vorderen Stellung Erkundigungen einziehen. Als wir ein Weilchen weitergefahren waren, erhielten wir aus einem entfernten Walde zur Rechten Gewehrfeuer. Die Abteilung erwiderte es, worauf sich leichte russische Artillerie mit einigen Schüssen zur Stelle meldete. Der Zug beschleunigte seine Fahrt, um die Russen aus dem Walde hervorzulocken, doch das Feuer flaute ab und hörte bald ganz auf, so daß wir halten und aussteigen konnten. Wir waren bei unserer sogenannten vorderen Stellung angelangt.

Von Beckers Abordnung erfuhr ich nichts Neues, doch konnte ich mich umsehen und einige tröstliche Eindrücke mitnehmen. Als der kurze Tag sich neigte, fuhr ich mit einem Verwundeten zurück. Wieder hatte ich die leise Hoffnung, Becker sei auf einem andern Wege nach Hause gefahren und säße jetzt am Kamin und würde mich an der Treppe begrüßen. Aber das Haus war leer und der Kamin kalt. Ich schrieb einen Bericht an das Auswärtige Amt und bat, bei der Sowjetregierung das Schicksal Beckers zu erkunden.

Nach meinen Eindrücken an der Front wunderte es mich um so mehr, als ich am folgenden Tage einen Hilferuf des Kommandeurs der Eisernen Division erhielt.

Dieser Kampf um Riga war in Wirklichkeit eine militärische Groteske. Unsere Beobachtungen hatten allmählich die Anwesenheit von vier russischen Regimentern festgestellt, wovon zwei bestimmt aus je sechzehn Kompanien bestanden. Selbst bei vorsichtigster Schätzung der Kopfstärke ergab das für die Russen fünftausend Mann, die nach Fliegerbeobachtungen allerdings sehr tief gestaffelt sein sollten, so daß in der Kampffront mit einem Regiment zu rechnen war. Da von den Truppen der lettischen Regierung nur die zwei deutschbaltischen Kompanien am Kampfe teilnahmen — die treugebliebene lettische und die russische waren noch nicht einsatzbereit —, so konnten zur Verteidigung der Stadt nur vierhundert Mann zur Verfügung gestellt werden; da die Leute abgelöst werden mußten, blieb eine Gefechtsstärke von zweihundert Mann übrig. Nicht mehr als zweihundert Gewehre und sechs ausgehoffene Zehnzentimetergeschütze haben Riga dreiundeinehalbe Woche verteidigt.

Aber nun ging es zu Ende. Die Russen hatten allmählich doch gemerkt, wer sie in dieser Weise so lange aufgehalten

hatte. Sie wurden sicherlich auch aus Riga mit Nachrichten versorgt. Jetzt hatten sie Artillerie herangezogen und drohten unsere Stellung unhaltbar zu machen.

Der Hilferuf des Kommandeurs aber hatte diesen Grund: die Bedienung unserer Geschütze war, ohne die Ablösung abzuwarten, nach Hause gegangen. Die zur Ablösung bestimmten Leute saßen in Riga in ihren Kasernen, spielten Karten und weigerten sich, an die Geschütze zu gehen. Der Kommandeur hatte mit ihnen gesprochen, aber nichts erreicht. Nun mußte ich mein Glück versuchen.

Ich ging zur Kaserne und holte die Leute auf den Hof. Sie folgten unlustig und widerwillig. Draußen sprach ich mit ihnen. Ich glaubte, daß politische Heze im Spiele sei, aber es war nur die menschliche Trägheit und Bequemlichkeit, die den jungen Leuten von den Festtagen her in den Knochen saß. Jeder von ihnen hatte seinen eigenen Grund; den drückten die Stiefel, dem war der Mantel zu alt, der hatte es mit dem Reißen, der klagte über das Essen und der über die alten Geschütze. Um jeden Mann mußte ich werben, den abstellbaren Beschwerden nachgehen, für einen wärmeren Mantel und weitere Stiefel sorgen und brachte es schließlich dahin, daß sie sich zum Bahnhof führen ließen und zu ihrer Stellung fuhren.

Der Oberst war sehr erfreut, dankte mir und berichtete von erfreulichen Wirkungen meines Eingreifens.

Seit dem zweiten Weihnachtstage hatte sich keiner der lettischen Minister bei mir sehen lassen. Sie hatten es mir offenbar übelgenommen, daß ich ihnen die Hilfe zur Unschädlichmachung der Reuterer versagt hatte. Auch in meiner Behörde wurde meine Haltung in dieser Angelegenheit nicht allgemein

zustimmend beurteilt. Aber ich hatte meine Gründe dafür. Es verging kaum ein Tag, an dem nicht lettische Zeitungen gegen uns schrieben. Es wurde keine Ministerrede gehalten, die nicht Angriffe auf Deutschland enthielt. Dabei wurden wir, in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Weltgerede, besonders gern der Gewalttätigkeit und Grausamkeit geziehen. So weit hatte ich inzwischen die Letten kennengelernt, um vorauszu sehen, daß auch diese erbetene Waffenhilfe gegen die Meuterer sehr bald zu den Beweisen unserer Gewalttätigkeit gerechnet werden würde. Weil ich diese Falschheit voraussah, darum hatte ich unsere Hilfe verweigert, und weil sich die Lettenführer erkannt fühlten, darum versuchten sie jetzt, mich zu meiden.

Aber sie brauchten uns. Die Engländer waren wieder verschwunden, und die lettischen Minister wußten, welche Eindrücke sie mitgenommen hatten. Die Ankunft der Roten Armee war nur noch die Frage weniger Tage; ich rechnete noch mit einem Aufenthalt in Riga von einer Woche. Nun ging es darum, ob wir das Land verließen und preisgaben, oder ob wir jenseits der Düna Halt machen und Verstärkungen herbeischaffen würden, um Kurland zu behaupten und von dort Riga zurückzunehmen. Wenn das geschehen sollte, so konnten nur wir es tun. Kein Engländer würde sich dafür schlagen; und was die Regierung von ihren eignen Leuten erwarten durfte, war durch die Meuterei sehr herabgestimmt worden.

Nun hatten die lettischen Minister das Wort, und sie wußten das und waren bereit zu sprechen. Sie wandten sich an Tresckow. Tresckow, Soldat und Forstmann, politisierte nicht mit ihnen, unterhielt sich nicht mit ihnen über Streitfragen der Staatsphilosophie und Weltanschauung. Er sprach mit ihnen von dem, was wir militärisch für Lettland tun

könnten, und fragte, was sie, die Letten, dafür zu bieten hätten. Zuerst meinten sie, es gehe hier um die Verteidigung der europäischen Zivilisation gegen die asiatische Barbarei. Dem widersprach Tresckow nicht, aber er wünschte eine Antwort auf seine Frage.

Bieten könnten sie nichts, sagten die Letten, das Land sei arm, aber sie würden den Deutschen ihren Freundschaftsdienst nie vergessen.

Darauf meinte Tresckow, die Deutschen seien keine Landsknechte und forderten keine Bezahlung, aber sie seien ein Volk auf zu engem Raume; darum forderten sie für jeden, der für die Befreiung Lettlands kämpfte, das volle Bürgerrecht und die Möglichkeit der Ansiedlung. Außerdem wollte Tresckow eine unangenehme Unklarheit militärischer Art beseitigen. Während meiner Reise nach Berlin war es zu einer Vereinbarung mit der lettischen Regierung gekommen, die das Verhältnis der baltischen Landeswehr zur lettischen Wehrmacht ordnen sollte. Die Vereinbarung war an sich gut, war aber kein Staatsvertrag. Ich hatte nichts damit zu tun gehabt. Wahrscheinlich hatte sie der baltische Nationalausschuß unter Beistand unseres Oberkommandos mit der lettischen Regierung abgeschlossen. Tresckow hatte schon seit einiger Zeit daran gearbeitet, diesen Mangel zu beheben, und erreichte jetzt sein Ziel.

Es war am neunundzwanzigsten Dezember um sechs Uhr nachmittags, als Tresckow mit dem Vertragsentwurf zu mir ins Zimmer trat. Ich las ihn und hätte Tresckow am liebsten umarmt; als Deutscher unterdrückt man jedoch solche Gefühle und bleibt sachlich, prüft und wägt und faßt Entschluß.

Der Ministerpräsident und zwei seiner Minister hatten schon unterschrieben. Nun unterschrieb ich und damit war der Vertrag fertig und hatte dieses Aussehen:

Vertrag

zwischen dem Bevollmächtigten des Deutschen Reiches und der provisorischen lettländischen Regierung.

§ 1. Die provisorische lettländische Regierung erklärt sich bereit, allen fremdstaatlichen Heeresangehörigen, die mindestens vier Wochen im Verbande von Freiwilligenformationen beim Kampfe für die Befreiung des Gebiets des lettländischen Staates von den Bolschewisten tätig gewesen sind, auf ihren Antrag das volle Staatsbürgerrecht des lettländischen Staates zu gewähren.

§ 2. Die deutsch-baltischen Angehörigen des lettländischen Staates erhalten das Recht, in die reichsdeutschen Freiwilligenverbände einzutreten. Andererseits bestehen für die Dauer des Feldzuges keine Bedenken gegen Verwendung reichsdeutscher Unteroffiziere im Verbande der deutsch-baltischen Kompagnien der Landeswehr als Instruktoren.

§ 3. Das im Vertrage vom 7. Dezember den deutschen Balten zugestandene Recht zur Bildung von sieben nationalen Kompagnien und zwei Batterien im Verbande der Landeswehr wird seitens der provisorischen Regierung ausdrücklich garantiert, auch wenn § 2 der vorliegenden Abmachungen zur vorübergehenden Auflösung der deutsch-baltischen Verbände führen sollte. Bei einer Erhöhung der Zahl der lettischen Kompagnien der Landeswehr tritt eine entsprechende Erhöhung der Zahl der deutschen Kompagnien ein.

§ 4. Die in Ausführung von § 1 notwendigen Listen über Zu- und Abgänge von Freiwilligen werden der provisorischen Regierung mindestens einmal wöchentlich übersandt. Es wird auf Grund dieser Listen zwischen den Vertragsschließenden festgesetzt werden, welche deutschen Staatsangehörigen sich das Staatsbürgerrecht gemäß § 1 erworben haben.

Geschehen Riga, am 29. Dezember 1918.

gez. August Winnig, deutscher Gesandter
bei den Regierungen der Republiken Estland und Lettland.

gez. K. Umanis, Ministerpräsident
Fr. Paegel, J. Sahlits.

Der Vertrag enthielt noch kein Siedlungsversprechen, die lettische Regierung verpflichtete sich noch nicht zur Landgabe, sondern nur zur Gewährung des vollen Bürgerrechts. Der Vertrag wurde zwar in Deutschland vielfach als Siedlungsvertrag bezeichnet, doch damit ging man zu weit. Hiermit war nur das Recht zur Ansiedlung zugestanden. Über die Art des Landerwerbs konnte man erst sprechen, wenn man ungefähr wußte, wieviel Anwärter auf Siedlung man hatte. Einstweilen war noch kein Freiwilliger aus dem Reiche eingetroffen. Erst als dieser Vertrag abgeschlossen war, konnten unsere Anwerbungsstellen erfolgreich arbeiten.

So kam Silvester heran und Burchard machte mir den verlockenden Vorschlag, einmal für ein paar Stunden eine andere Umgebung zu suchen und den Abend in häuslicher Wärme und Geselligkeit zu verbringen. Wie gern stimmte ich zu und wie lieb war es mir, mit ihm nach Mitau zu einer uns bestens bekannten baltischen Familie zu fahren. Dort nahm man uns freundlich auf. Friedlich saßen wir am großen runden Tisch, tranken Tee und sprachen von Dingen, von denen zu sprechen wir sonst weder Zeit noch Sinn hatten, und alle empfanden es als eine Wohlthat, mitten in den drängenden Ereignissen so ruhige und behagliche Stunden zu erleben.

Es war gegen neun Uhr, als der Oberst v. Knobelsdorff, der Befehlshaber über die links der Düna operierenden Truppen, zu uns kam. Mit ihm hatte ich am Nachmittage ein Ferngespräch wegen eines wenig bedeutsamen Zwischenfalles gehabt. Er hatte den Führer der kurländischen Menschewiken verhaften lassen, eine Maßnahme, über die man sich nicht aufzuregen brauchte, die aber unnötig war, zumal sich der alte Herr namens Wesmann nie störend bemerkbar gemacht hatte.

Es war ein sehr einfacher Irrtum gewesen: man hatte die Menschewiki nicht von den Bolschewiki unterschieden. Der Oberst hatte den Mann auf meinen Wunsch wieder freigelassen, und damit war der Fall für mich erledigt gewesen. Der Oberst hatte das Bedürfnis, die Angelegenheit noch mit mir zu besprechen, und benutzte dazu meine Anwesenheit in Mitau, von der er wohl durch Burchard erfahren hatte.

Sein Kommen belebte unsere kleine Tischrunde und bot mir die erwünschte Möglichkeit, mich über die Zustände in Mitau und in der Operationszone besser zu unterrichten, als das aus den knappen Meldungen möglich war.

In diese sehr friedliche Unterhaltung klang gegen zehn Uhr das Läuten der Hausglocke. Der Sohn des Hauses ging hinaus, kam bald verstört zurück und winkte Burchard. Der ging, blieb eine Weile fern, kam kaum weniger verstört wieder und berichtete, draußen sei eine Patrouille des Soldatenrats und wolle den Oberst v. Anobelsdorff verhaften. Nun ging ich hinaus.

Es standen im Flur wirklich sechs oder sieben junge Lümmele, liederlich angezogen, aber schwer bewaffnet, und ließen sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Der Soldatenrat hatte ihnen einen schriftlichen Haftbefehl ausgehändigt, der eigentlich eine Anklageschrift war und weitschweifig begründete, daß der Oberst festgenommen werden müsse, weil er als hartnäckiger Reaktionär die Souveränität des Soldatenrats nicht achte und durch die Verhaftung des Wesmann seinen Ungehorsam in provozierendster Weise herausgestellt habe. Was fruchtete es, daß ich den Leuten sagte, ich sei der Generalbevollmächtigte des Reichs und höbe hiermit den Haftbefehl auf: sie hatten die strenge Weisung, den Oberst ins Schloß zu bringen, und ließen sich auf nichts ein.

Der Oberst selber machte der Auseinandersetzung ein Ende, indem er dem Hausherrn seine Waffen übergab und den Weg ins Schloß antrat. Wir folgten ihm und gingen in die Stadt, um zu sehen, wie wir dem Oberst helfen könnten.

Die Zustände in Mitau hatte ich von Anfang an als eine Belastung empfunden. Die Stadt hatte einige höhere Stäbe mit ihrem Troß beherbergt, es waren dort Ämter und Stellen in großer Zahl entstanden: die richtige Etappe in der schlimmsten Bedeutung dieses Begriffs, wo mehr als tausend Halb- und Scheinsoldaten theils einer fragwürdigen Beschäftigung, theils dem Müßiggang lebten, ein Zwischenreich, das der Arbeit und Entbehrung der Heimat ebenso entrückt war, wie den Gefahren und Schrecken der Front, also ein Boden, allen Trieben der Geilheit günstig und somit vorbestimmt, dem Novembergeist eine besondere Pflegestätte zu werden. Eine solche Stätte war es geworden; man sprach von der ‚Republik Mitau‘, weil es der Soldatenrat hier besser als sonst irgendwo verstanden hatte, seine Macht auszubauen. Ich hatte Mitau bisher nicht angerührt, um mir nicht einen Streit aufzuladen, der mich von den größeren Aufgaben hätte abziehen müssen; mir selber war der Soldatenrat nicht zu nahe gekommen — so hatte ich ihn gewähren lassen. Aber das war nun vorbei; jetzt konnte ich der Auseinandersetzung mit ihm nicht mehr ausweichen.

Es war Silvester, und Mitau ist eine deutsche Stadt; es wurde also nach deutscher Art gefeiert. Auch die Soldaten feierten, aber sie feierten getrennt. Denn die Frontsoldaten Knobelsdorffs konnten nicht mit der Bande des Soldatenrats zusammen feiern. Zu den feiernden Soldaten Knobelsdorffs, deren Stätte wir bald ausgemacht hatten, lenkten wir unsere Schritte. Das Weitere ergab sich dann von selber.

Man hatte Knobelsdorff ins Schloß gebracht. Dabei hatten die Leute naturgemäß berichten müssen, wie die Festnahme vonstatten gegangen war. Das hatte die Freude des Soldatenrats an seinem Triumph beeinträchtigt, es waren ihm Bedenken aufgestiegen, die sich verstärkt hatten, als ihm die Mitteilung geworden war, daß die Soldaten Knobelsdorffs ihre Silvesterfeier unterbrochen hätten.

Er hatte gerade den Oberst vor sich kommen lassen, um ihm zu eröffnen, daß seine Festnahme aufgehoben werde, wenn er das Versprechen gebe, nichts gegen den Soldatenrat zu unternehmen, als die Frontsoldaten vor dem Schloß erschienen. So war Oberst v. Knobelsdorff zur Hand, um seine Leute davon zurückzuhalten, das Schloß zu räumen. Geschossen wurde zwar doch noch, aber es war nur die Freude und Genugtuung und ein wenig Enttäuschung der Soldaten, die sich in diesen Schüssen Luft machte; zum Blutvergießen kam es nicht.

In der zweiten Stunde des neuen Jahres fuhren wir nach Riga zurück. Als wir Mitau hinter uns hatten, hielt uns ein Posten an und mahnte uns zur Wachsamkeit: die aus Riga entlaufenen Russen trieben sich im Walde herum. Erleichtert begrüßten wir gegen drei Uhr die Lichter der Dünabrücke, doch konnte ich mich nicht enthalten, Burchard noch einmal vor Augen zu führen, welch ‚gemütlichen Abend‘ er mir bereitet hatte.

Diese Nacht der Jahreswende war auch an der Front vor Riga unruhig gewesen, doch erfuhr ich am Neujahrmorgen noch nichts davon. Der Tag brachte ein paar förmliche Besuche und verlief ruhig. Am Abend ließ ich den Kommandeur der Eisernen Division zu einem Glase Wein bitten. Er kam,

und wir saßen am Kamin, und der Oberst lächelte nach seiner Gewohnheit und fand es richtig, daß wir meinen Weinvorrat verringerten, um den nun doch bald nötig werdenden Umzug nach Mitau zu vereinfachen. Es war ein erquickliches Plaudern zu zweien, eine Entschädigung für die Unruhe am Abend zuvor. Wir sprachen auch über die militärische Lage, und ich hörte, daß unsere Stellung ‚etwas zurückgenommen‘ worden sei, daß man den Uferwechsel vorbereite, aber noch mit anderthalb Bataillonen diesseits stehe. Da der Oberst harmlos lächelnd berichtete, beunruhigte mich das nicht.

Als ich ihn spät an die Treppe begleitete, fiel es mir ein, zu fragen, wie stark die anderthalb Bataillone seien. „Sechzig Mann“, erwiderte der Oberst. Ich fuhr auf: „Das nennen Sie anderthalb Bataillone?“ „Ich rechne nach den Stäben, und die Stäbe sind da“, sagte der Oberst, lächelte und wünschte Gute Nacht. Ich war entsetzt, aber dies Lächeln entwaffnete mich; ich ließ den Oberst schlafen gehen.

Ich war müde und vom Wein, den zu trinken ich nicht gewohnt war, umschleiert; aber in diesem Augenblick wurde ich sehr munter, ging in mein Zimmer und ordnete für den folgenden Tag den Umzug nach Mitau an. Das war ein glücklicher Einfall und nicht mehr. Ein anderer glücklicher Umstand war es, daß ich für einen Teil der Behörde schon vorher die Umsiedlung nach Mitau und Tilsit angeordnet hatte. Aber auch das hatte ich nicht in voller Kenntniss unserer Lage, sondern vorsorglich getan und hätte die Unordnung wahrscheinlich für einen späteren Tag getroffen, wenn die beteiligten Beamten es gewünscht hätten. Seit einigen Tagen lag ein kleiner Dampfer für die Behörde bereit, der von der Düna die Aa aufwärts nach Mitau fahren sollte. Der Vormittag war zum Packen nötig, um eins sollten alle auf dem Dampfer sein.

Gleichzeitig sollte die Kasse, etwa neun Millionen in Geld und Wertpapieren, die den gemeinsamen Staatschatz Estlands und Lettlands darstellten, unter militärischem Schutz auf dem Landwege nach Mitau fahren, damit sie vor Eintritt der Dämmerung in Sicherheit war. Für die Ordonnanzen, die mit unserer Bagage fahren sollten, sah ich einen Schlittenzug im Convoi vor. Ich wollte mit Burchard bis zum Abend in Riga bleiben und mich bis dahin noch etwas bemerkbar machen.

Der einzige, den mein später Anruf noch erreichte, war Scheubner-Richter. Er mußte sich nun entschließen, ob er das Wagnis auf sich nehmen wollte, als mein Vertreter in Riga zu bleiben. Ich stellte es seinem freien Entschluß anheim.

Er war am nächsten Morgen der erste bei mir und erklärte, daß er zum Bleiben entschlossen sei. Ich sprach von der Unsicherheit, der er sich überlasse, stellte ihm vor, daß er sein Leben aufs Spiel setze; aber das wußte er besser als ich und hatte es schon erwogen. Auch seine Behörde hatte er schon zusammengestellt und außer seinem Freunde Grimbert noch zehn freiwillige Mitarbeiter gefunden; ich halbierte die Zahl, da ich nicht einsah, was so viele Menschen tun sollten, und es nicht für richtig hielt, das Wagnis zu erhöhen.

Dann kam ein bewegter Tag. In der Behörde ordnete und packte man unter Burchards Leitung, ich empfing die vielen Besucher in meiner Wohnung, empfing sie stehend und ließ keinen Besucher mehr zum Sitzen kommen. Mancher, der hätte abreisen können und sollen, hatte sich zum Bleiben entschlossen, andere, die abreisen wollten, hatten veräuamt, sich rechtzeitig zu melden. Viele von ihnen kamen jetzt und baten um einen Platz zur Abreise. Nur ganz wenigen konnte noch geholfen werden. Für die Zurückbleibenden ließ ich Schutz-

briefe ausfertigen und unterschrieb deren fünfshundert und mehr. Da kamen Leute mit den verwunderlichsten Anliegen. Von einem Manne geführt kam ein Koloß ins Zimmer. Der hatte sich früher mit seiner Leibesfülle von mehr als fünf Zentnern für Geld sehen lassen; bei Kriegsausbruch gerade in der Schweiz, war er bald von dort nach Deutschland abgeschoben worden und hatte schrecklich hungern müssen, bis ihm jemand geholfen hatte, nach Kurland zu kommen, wo er seinen übermenschlichen Nahrungsbedarf doch etwas besser befriedigen konnte als im hungernden Deutschland. Er war nun auf dreieinhalb Zentner abgemagert und stellte mich vor die schwere Frage seiner weiteren Lebensfristung. — Es kamen zwei Seeleute, die seit Monaten an der Hebung eines abgesehenen Schiffes arbeiteten und diese Arbeit nicht im Stiche lassen wollten. Es kam ein Arzt, der es nicht über sich brachte, von seinen Kranken fortzugehen. Es kam ein Parkwächter, der achtundvierzig Jahre seinen Park betreute und gern das halbe Jahrhundert vollendet hätte. Das kam und ging bis in den Nachmittag hinein.

Als es hätte dunkel werden müssen, färbte sich der Himmel im Südosten blutrot. Das Deutsche Theater brannte.

Ich ging noch einmal durch die innere Stadt. Man sah es ihr schon an, daß sie keinen Herrn mehr hatte. Zum Abendessen fuhr ich in die Deutsche Messe und zeigte auf meinem Wagen noch einmal die Dienstflagge des Reichs. Dann schlug auch für mich die Stunde der Trennung von Riga. Durch Massen von zweifelhafter Haltung fuhren wir durch die Stadt zur Dünabrücke. Dorthin wurde das Gedränge dichter und unsere Fahrt langsamer. Endlich hatten wir die Rampe erreicht. Die Brücke war frei. Auf der Brücke verhielten wir und umfaßten noch einmal mit einem langen Blicke Strom

und Stadt. Es war wie ein Abschied von sieben Jahrhunderten.

Bei der Ankunft in Mitau gab es eine Enttäuschung. Adam, der mit all meinen Habseligkeiten von Riga abgefahren war, saß nicht, wie ich gehofft, wartend im neuen Quartier. Ich kam in kalte Räume, die lange geschlossen gewesen waren, erfüllt vom Geruch alten Hausrates. Ein weißhaariger Hüter des Hauses öffnete mir still und teilnahmslos die Türen und verschwand geräuschlos und ohne Wort wie ein Gespenst.

Mein einziges Mitbringsel war eine Aktentasche mit meinen eigenen Briefen. Alles war, zusammen mit Beckers Bagage, unterwegs in Adams Obhut: Kleidung, Wäsche und die Lebensmittel für zwei Wochen, die noch am Vormittag ausgegeben waren. So hatte ich nichts als meine Gedanken, die einstweilen von dem neuen Quartier in Anspruch genommen wurden. Ich wohnte in einem an der Ala gelegenen Hause der Familie Osten-Sacken, einem der geräumigen und vornehmen Stadthäuser, wie sie der kurländische Landadel in seiner Glanzzeit hier in der Landeshauptstadt zu errichten pflegte. Es mußte einmal ein sehr prächtiges Haus gewesen sein. Jetzt freilich waren Vorhänge und Teppiche, Tapeten und Anstrich alt, verblichen und stumpf. Ich ging durch die Räume, die mir als Wohnung angewiesen waren: drei Zimmer und ein großer Saal, der einen kunstvoll gefügten Stabfußboden und eine der edelsten griechischen Bauweise nachgebildete Decke hatte. An den Wänden waren einige Bilder alter Meister hängengeblieben. Fünf Kronen aus vergoldeter Bronze mit reichem Kristallbehang bestätigten eindrucksvoll den Reichtum, der hier gebaut hatte. Das Haus konnte hundert Jahre alt sein. Ich dachte den Zeiten und Menschen nach,

die zu diesem Hause gehört hatten. In meinem Schlafzimmer blickte ich, als ich schlafen gegangen war, auf einen Bettschirm, in dessen weiße Pfosten zwei verbundene brennende Herzen eingeriht waren. Welche Sehnsucht hatte hier geträumt? Alles um mich war Nachhall. Aber was waren wir? Was war ich selber? Waren wir etwas anderes als Nachhall, der vielleicht letzte Nachhall deutscher Geltung im Osten? Jetzt ging der Sowjetstern über Riga auf. Bald konnte er über Mitau stehen. Was vermochten wir noch dagegen zu tun?

Das also war mir vorbehalten gewesen, und dazu hatte die Geschichte mich ausgesucht, am Ausgange der deutschen Ostpolitik zu stehen, den deutschen Rückzug aus dem Osten zu beschließen. Das war der Sinn der Wachträume früher Jugend, wo ich den Osten als unermessliches Schneefeld vom Morgenrot überstrahlt gesehen hatte und der aufgehenden Sonne entgegengezogen war. So waren einst Schwertbrüder und Ordensherren nach dem Osten gezogen, Bauern waren ihnen gefolgt, danach waren die hansischen Kaufleute gekommen. Ritter, Bauern und Bürger hatten die deutsche Macht im Osten aufgerichtet. Aber ein Mensch meines Herkommens mußte ihren Zusammenbruch begleiten und wohnte dazu in diesen Räumen.

Im Schatten solcher Gedanken versöhnte ich mich mit der Unbequemlichkeit, die das Ausbleiben der Bagage mit sich brachte; auch als Adam am nächsten Morgen noch nicht zu sehen war, nahm ich es ohne Murren hin.

In den neuen Amtsräumen waren noch Monteure und Maler am Werke, sie für uns herzurichten. Ich ging in ein kleines Stübchen und sah mir die von einigen Tagen aufgesammelten Berliner Zeitungen an. Im eigenen Sturm und Drang hatte ich wenig acht gegeben, was in Deutschland ge-

sah. In Berlin schienen die Zustände im schnellen Abgleiten. Die zum Schutze der Regierung gebildeten Truppenkörper waren unter den Einfluß der Spartakisten geraten. Es war zu blutigen Kämpfen gekommen, in denen die Aufrührer noch einmal unterlegen waren. Aber die Entscheidung stand erst bevor. Der Anhang der Spartakisten wuchs von Tag zu Tag. In Hamburg sah es ebenfalls bedrohlich aus. In meinem Heimatlande Braunschweig hatten die Radikalen die Macht in der Hand. Mit Beschämung las ich, wer dort die Herrschaft ausübte. Die Frau Fashauer, die man zum Kultusminister erhoben hatte, kannte ich nicht, aber ich kannte Merges, den kleinen Schneider mit dem Höcker und dem losen Mundwerk. Vor fünfzehn Jahren fiel er uns zur Last, weil ihm die Rundschau weglieb. So oft ich nach Braunschweig kam, lag eine Bitte um Unterstützung von ihm vor, so daß ich vorschlug, ihn, da er an seinem Orte doch nie auskommen würde, nach Braunschweig zu ziehen und beim Vertrieb der Zeitung zu beschäftigen. Aber die Leute in Braunschweig, die ihn besser kannten, sträubten sich dagegen und meinten, er sei nicht einmal imstande, den Austrägerinnen die Zeitungen richtig zuzuzählen. Und nun war er Minister und Regent des Landes. Eigentlich durfte mich das nicht wundern, denn ich hatte den Braunschweigern längst angemerkt, daß sie sich leicht von irgendwelchen Marktschreibern beschwagen und betölpeln ließen und dem Radikalismus verfielen, so daß die jeweils mächtigen politischen Strömungen bei ihnen zu Zerrbildern entarteten. Aber unbegreiflich war, daß die Bayern und Franken eine ähnliche Herrschaft duldeten, und gerade München, das doch seine Schlawiner kannte, eben diesen Schlawinern gehorchte und folgte. Was war aus Deutschland geworden?

Es bedurfte jetzt einer großen Anspannung. Es mußten sich jetzt alle verbunden fühlen und zum Handeln verbünden, die den Staat nicht in die Hände der Unmündigen und ihrer gewissenlosen Verführer fallen lassen wollten. Was uns früher getrennt hatte, war vor dieser Gefahr ganz wesenlos geworden. Was uns später einmal trennen konnte, mußten wir ganz der Zukunft überlassen. Wir durften jetzt weder an die Gegensätze von gestern noch an die von morgen denken, sondern ganz und gar nur an die Entscheidung, die jetzt fallen mußte.

Wenn wir das fertig brachten, konnte noch viel gerettet werden. Wenn uns das aber nicht gelang, dann war Deutschland für uns verloren. Dann hatte ich kein Vaterland mehr. Deutschland unter der Herrschaft dieser Mächte: das mußte einem das Herz zerreißen. Denn das Deutschland, das ich in mir trug, das geschichtliche Deutschland in Hoheit und Größe, Reichtum und Buntheit, Glanz und Frohmut, aber auch in seinem schweren Leid und seinem Ringen mit den Verhängnissen, hatte nichts mit jenen Menschen gemein, die jetzt ihre ungeratene Hand nach der Führung ausstreckten.

Doch es schien, als habe die Berliner Regierung die Gefahr erkannt und sich zum Handeln durchgerungen; die drei Volksbeauftragten der Unabhängigen Sozialistischen Partei, dieser Partei des erst schleichenden und danach offenen Landesverrats, Haase und zwei andere, waren aus der Regierung ausgeschieden. Ich nahm an, daß man sie hinausgedrängt habe, und schöpfte daraus die Hoffnung, daß man jetzt auch bereit sei, es auf den Bürgerkrieg ankommen zu lassen.

War man stark genug, ihn zu bestehen? Ich wußte es nicht, aber ich las mit freudiger Bewegung, daß unsere Werbungen vorwärts gingen. Es hatten sogar einige Zeitungen den Mut

aufgebracht, den Aufruf unserer Anwerbestelle abzudrucken und mit ermunternden Zusätzen zu versehen. Der Werbeleiter, Regierungsrat von der Goltz, der Bruder des Generals, der die deutschen Truppen in Finnland geführt hatte, berichtete von seiner Arbeit. Von der öffentlichen Förderung der Werbungen hielt er nicht viel, weil dabei die Frage der Versorgung in den Vordergrund gerückt, der Kampf gegen die Rote Armee aber nur verschwommen angedeutet oder überhaupt verschwiegen wurde, so daß hierdurch Leute angelockt werden konnten, die uns mehr Last als Hilfe sein würden. Goltz ließ seine Werbungen in der Stille betreiben. Die entlassenen Angehörigen der Kampftruppe, insbesondere der Sturmbrigade, die jetzt enttäuscht und verdrossen umherirrten und nichts mit sich anzufangen wußten, wurden gesucht und waren gern bereit, zu neuem Kampfe anzutreten, um nur einer Lage zu entfliehen, in der sie die deutsche Schmach stündlich vor Augen hatten. Wie die Werbung, so ging auch die Sammlung der Freiwilligen in der Stille vor sich. Die Soldatenräte waren überall voller Argwohn, sahen in jedem Winkel die Gegenrevolution lauern und schlugen Lärm, sobald sie verdächtige Dinge wahrnahmen.

Jetzt hatte ein Alarmruf auf uns aufmerksam gemacht. Die Vossische Zeitung berichtete von einer Versammlung der Berliner Spartakisten, in der Rosa Luxemburg geredet hatte. Sie hatte mich als den Organisator einer Weißen Garde angeklagt und gefordert, daß man mich vor ein revolutionäres Standgericht stelle.

Unter solchen Umständen war es geboten, die Freiwilligen an abgelegenen Plätzen zu sammeln. Sie wurden im Rahmen einer Gardereservedivision in Dahlem, einem westlichen Vororte Berlins, zusammengestellt. Der Ort lag damals

mehr als heute außerhalb des Berliner Verkehrs, die Unterkunftsräume waren durch Wald gedeckt, so daß diese Tätigkeit kaum bemerkt wurde. Außerdem haftet dem Argwohn häufig das Mißgeschick an, dort, wo er zugreift, auf Harmlosigkeiten zu stoßen, an der wirklichen Gefahr aber ahnungslos vorüberzugehen. Wir hatten in den letzten Tagen von kleinen Freikorps gehört, die auf verschiedenen Wegen zu uns zu kommen suchten, aber der Wachsamkeit der Soldatenräte zum Opfer fielen. Dagegen blieb das Lager in Dahlem so lange unbeachtet, wie es zur Vorbereitung der Truppen erforderlich war. Die Berliner Kasernen wie die bekannten Lager in der Nähe Berlins, Döberitz, Zossen, desgleichen der Schießplatz Jüterbog wurden scharf überwacht; das friedliche Dahlem, von dem im allgemeinen nur bekannt war, daß es eine kleine alte Dorfkirche besaß, blieb unbehelligt.

Auf dem Hintergrunde dieser Lage im Reich erhielten unsere Werbungen eine größere Bedeutung. Doch hätte es dessen nicht bedurft, um mich gegen die Einsprüche zu härten, die nach dem Alarmruf Rosa Luxemburgs bei mir einliefen. Der Vollzugsausschuß des zentralen Arbeiter- und Soldatenrates in Berlin sandte mir ein langes Telegramm, das mir die sofortige Einstellung der Werbungen anbefahl und mir androhte, mich „zur Rechenschaft zu ziehen“. In sozialdemokratischen Blättern erschienen in scharfer Sprache gehaltene Erklärungen gegen mich, die mir angestrichen zugesandt wurden. Das waren nicht Blätter der Unabhängigen, sondern der Mehrheitspartei, zu der ich selber gehörte. Das war bitter, aber doch nicht überraschend; ich hatte ihre Menschen als Spreu im Winde kennengelernt und war gegen ihr Lob wie gegen ihren Tadel fest geworden.

Diese ersten Stunden meines Mitauer Aufenthaltes blieben die einzigen, die ich solcher Sammlung und Umschau widmen konnte. Sobald die Leitern der Maler und die Drähte der Monteure den Eingang freigaben, begann der Strom der Besucher uns heimzuseuchen.

Mitau hatte in kurzer Zeit einige tausend Einwohner mehr erhalten. Gasthöfe und Bürgerhäuser waren voll von Flüchtlingen. Die Straßen waren belebt wie an einem Markttag, und in den Kaffeehäusern saßen die Menschen dicht beieinander.

Alle Gedanken und Gespräche kreisten um Riga. Was geschieht in Riga? Ist die Rote Armee schon dort? Was erleben die Zurückgebliebenen?

Noch wußte man nichts. Scheubner-Richter hatte versprochen, so schnell wie möglich zu berichten. Mit einer regelrechten Verbindung rechneten wir nicht und hatten darum einen Kurierdienst vorgesehen, der, wenn es nicht anders ging, als Schleichdienst durchgeführt werden sollte. Scheubner-Richter hatte einige junge Leute dazu und verfügte über ausreichende Mittel. Ich erwartete erst nach drei Tagen eine Nachricht.

Schon am zweiten Tage lagen einige Meldungen des militärischen Nachrichtendienstes vor. Danach war am Morgen des dritten Januar Rote Kavallerie in den östlichen Vororten Rigas erschienen, hatte einige Streifen nach der inneren Stadt geschickt, diese wieder an sich gezogen und war dann zurückgegangen.

Die Meldung sprach sich schnell herum und hatte zur Folge, daß der Vorwurf laut wurde, wir hätten die Stadt unnötig und jedenfalls voreilig aufgegeben. An diesen Vorwurf schloß sich die Aufforderung, wieder umzukehren und Riga

zurückzunehmen. Balten und Letten standen mit solchem Vorwurf vor mir.

Zur Klärung der Lage bat ich Estorff und die Kommandeure zu einer Besprechung, an der Vertreter der Balten und der lettischen Regierung teilnahmen. Es ergab sich von selber, daß mein lächelnder Oberst, der dem Feinde am nächsten gewesen war, zuerst das Wort nahm. Ich habe es mir nie erklären können, was mit diesem Manne vorgegangen sein mochte. Immer hatte er eine heitere Zuversicht zur Schau getragen; jetzt schilderte er unsere Lage als gänzlich hoffnungslos und hielt nicht nur die Räumung Mitau, sondern den Rückzug bis auf die ostpreussische Grenze für unvermeidlich. Ich war von dieser Auffassung entsetzt und widersprach ihr, so gut ich konnte. Daß jetzt die links der Düna vorgehenden Russen uns bald zwingen würden, Mitau zu räumen, war gewiß richtig; ein Blick auf die Karte mußte da jeden Zweifel beseitigen; aber damit war für uns nicht der Zwang verbunden, das ganze Kurland preiszugeben. Die Militärgeographie des Baltenlandes war mir nach mancher Unterhaltung mit erfahrenen Ostfrontleuten leidlich aufgegangen, und so wagte ich den Vorschlag, Mitau so lange mit äußerster Anstrengung zu halten, bis wir an der Windau eine neue Verteidigungslinie festgelegt hätten, dann auf diese Linie zurückzugehen, hier die Verstärkungen aus dem Reich abzuwarten und nach ihrem Eintreffen den Vormarsch wieder aufzunehmen.

Der Oberst schüttelte den Kopf, aber Estorff, der hier seine eigene Auffassung ausgesprochen fand, entschied für meinen Vorschlag. Der Oberst reiste noch am Abend dieses Tages ab.

Sein Verhalten hatte mich darum so erschreckt und zum Widerspruch gezwungen, weil es alles in Frage stellte, was ich als Aufgabe sah. Nun diese Krisis überwunden war,

machte ich mir seine Hoffnungslosigkeit zunutze. Schon am folgenden Tage lud ich die in Mitau anwesenden lettischen Minister zu einer Besprechung der Siedlungsangelegenheiten ein. Ullmann und Walter hatten der Aussprache über die militärische Lage beigewohnt und hatten sich bei dem Bericht des Obersten schon als Könige ohne Land gesehen. Ich konnte ihnen nun sagen, daß diese Auffassung zwar die Gefährlichkeit unserer Lage übertreibe, aber doch erkennen lasse, welche schwere Aufgabe die Befreiung Lettlands sei.

So kam es zu wirklichen Verhandlungen über die Ansiedlung der Freiwilligen, die nach meinen Eindrücken auch von den Letten ernsthaft geführt wurden. Der Regierung standen ungefähr eine Million Morgen Staatsländereien zur Verfügung, aus denen sie zunächst lettische Ansprüche zu befriedigen gedachte. Ich hielt es für angemessen, auf die Landgabe der kurländischen Ritterschaft zurückzugreifen, die für die deutsche Kriegersiedlung ein Drittel ihres Besitzes angeboten hatte. Die Verhandlungen stellten manche Frage, die einstweilen noch nicht zu beantworten war. Es kam darum nichts weiter heraus als die Feststellung, daß die lettische Regierung grundsätzlich bereit sei, den deutschen Freiwilligen Siedlungsmöglichkeiten zu schaffen.

Zu den ersten Aufgaben in Mitau gehörte die Auseinandersetzung mit dem Soldatenrat. Es gelüstete mich nicht danach. Aber ich wußte, daß sie mir nicht erspart bleiben konnte, und führte sie darum alsbald selber herbei, indem ich den Vorsitzenden um seinen Besuch bitten ließ. Der Vorsitzende, ein mir seit Jahren dem Namen nach bekannter Journalist, kam, aber kam nicht allein, sondern erschien mit einem Gefolge von zehn oder mehr Gestalten jenes aufreizenden Aussehens, das mich jedesmal in eine fast fiebernde Erregung brachte, so oft

ich es wahrnahm. Da ich diese Leute unter keinen Umständen auch noch anhören wollte, lehnte ich eine Besprechung ab und sagte dem Vorsitzenden, daß ich nur für ihn allein zu sprechen sei. Damit hatte ich mir einen gewaltigen Zorn der Abgewiesenen zugezogen, so daß der Vorsitzende eine Unternehmung des Soldatenrats gegen mich befürchtete. Die Verhaftung Knobelsdorffs war noch glimpflich für ihn ausgegangen, hatte ihm aber gezeigt, was er bei solchem Spiel einsetzte; da mochte ihm ein Schlag gegen mich zu gefährlich scheinen, kurz er lenkte von selber ein und erschien in der Dämmerung bei mir, um sich mit mir auszusprechen. Wir sprachen ohne Zeugen und kamen in einer Viertelstunde überein, daß der Fall Knobelsdorff keine weiteren Folgen für ihn haben solle, wenn er mit dem ganzen Soldatenrat in achtundvierzig Stunden Mitau verlassen und nach dem Reich fahren würde. So war auch dies bereinigt.

Inzwischen waren vier oder fünf Tage vergangen. Jetzt begann mich das Ausbleiben jeder Nachricht aus Riga zu beunruhigen. Der militärische Nachrichtendienst arbeitete gut. Durch ihn wußten wir, daß die Rote Armee die Stadt besetzt hatte und daß ein Lette namens Stusčka als Sowjetkommisсар im Schlosse residierte. Über das Schicksal meiner Vertretung verlautete nichts.

Eines Tages wurde mir ein junger Mann lettischer Abkunft zugeführt, der gerade von einem gelungenen Besuch Rigas zurückgekehrt war. Er hatte für einige Flüchtlinge Nachrichten hinübergebracht, solche wieder empfangen und sich dabei einen Tag in der Stadt umgetan. Für zwanzig Rubel war er bereit, nach Riga zu gehen und mir Kunde von der Gesandtschaft zu holen. Ich ließ ihn mit einem Wagen so

weit bringen, wie er gefahren sein wollte. Wo er den Wagen verließ, sollte er ihn am nächsten Tage zur gleichen Stunde wiederfinden. Zur Beglaubigung bei Scheubner-Richter gab ich ihm die untere Hälfte einer Karte von mir mit, die nur den unteren Teil meines Namens zeigte, so daß wohl Scheubner-Richter, aber kein Fremder sie erkennen konnte.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit schickte ich ihm den Wagen entgegen. Am späten Abend meldete sich der Fahrer zurück; der Bursche hatte sich nicht eingefunden und ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

Dafür brachte mir eines Morgens, als ich das Haus verließ, ein Feldgendarm den verlorenen Sohn Adam wieder. Ich hatte ihn schon betrauert, denn ich hatte angenommen, er sei ein Opfer der immer noch schweifenden fortgelaufenen Russen geworden. Als ich ihn so lebendig vor mir sah, über die Maßen schmutzig und niedergeschlagen, freute ich mich um so mehr seiner Errettung und war im Begriff, ihn herzlichst zu begrüßen. Aber der Gendarm hob die Hand, um meinen Gefühlsäußerungen Einhalt zu tun. Dann hörte ich, wie es um diesen Nichtsnuß bestellt war. Der ganze Convoi der Bagage hatte sich, als er die Düna hinter sich gehabt hatte, auf dem Bahnhof Thorensberg zur Raft niedergelassen. Die ordentlichen Leute waren danach wieder aufgebrochen und hatten am Abend noch Mitau erreicht, eine Auslese von Schweinehunden aber war dort geblieben, hatte sich über die Bagage hergemacht und sie verzehrt und verkauft. Auch Pferd und Schlitten waren draufgegangen. Erst als alles verludert war und die Angst vor den Bolschewiken sie packte, hatten sie sich aufgemacht und hatten geglaubt, der Feldgendarmterie, der sie bald in die Hände gefallen waren, Schauermärchen von Überfall, Plünderung und Gefangenschaft erzählen zu

können. Die aber hatte das Spiel bald durchschaut und sie zum Geständnis gebracht. Nun saßen sie alle in Arrest. Jetzt wollte mein Lumpenhund aufs neue lügen, aber eine Ohrfeige hieß ihn schweigen. Er kam zu seinen Kumpanen zurück und ist mir nicht wieder vor die Augen gekommen. Mein Verlust war nicht gering, und ich fühlte ihn um so mehr, als ich ihn in den leergekauften Geschäften nicht ersetzen konnte. Auch Beckers wertvolle Bagage war verloren; später stellte sich heraus, daß ein verschlossener Koffer sein in Kriegsanleihe angelegtes Vermögen enthalten hatte.

Als die erste Woche in Mitau zu Ende ging, war es zweifelhaft geworden, ob wir noch eine zweite würden verweilen können. Die Truppe hatte die Fühlung mit der Roten Armee nahezu verloren. Die Ungewißheit, die über den Absichten und Bewegungen der Russen lag, zwang zur ungünstigsten Annahme. Man mußte damit rechnen, daß die Rote Armee links der Düna sich nach Westen gewandt hatte, um uns von der Verbindung mit Ostpreußen zu trennen. Traf das zu, so mußten wir Mitau räumen und küstenwärts zurückgehen.

Vor der Karte wurde diese Annahme zur Gewißheit. Da stieg mir zum ersten Male eine neue Sorge auf: ich sah Ostpreußen bedroht und entschloß mich, nach Ostpreußen und von dort nach Berlin zu fahren.

Eine Reise nach Ostpreußen hatte mir schon einige Zeit im Sinn gelegen. Die Geschütze, die man uns hatte senden wollen, waren nie eingetroffen, sondern in Ostpreußen angehalten worden. Ein Freikorps hatte sich aus dem Reich zu uns auf den Weg gemacht und war ebenfalls in Ostpreußen steckengeblieben. Zwei oder drei seiner Angehörigen hatten sich bis zu uns durchgeschlichen und Bericht über die Zustände

in Ostpreußen gegeben. Der Weg durch Ostpreußen war verstopft und mußte frei gemacht werden; das hatte ich der Reichsregierung bereits schriftlich vorgestellt. Jetzt hatte der Linksabmarsch der Roten Armee eine neue und viel größere Gefahr geschaffen. Was konnte daraus werden, wenn die Rote Armee in Ostpreußen erschien?

Eine für mich nicht nachprüfbare Meldung des Nachrichtendienstes berichtete, Scheubner-Richter sei mit allen seinen Angestellten verhaftet und das Haus der Gesandtschaft sei in eine Russische Kanzlei verwandelt. Eine verlässliche Bestätigung konnten wir nicht erhalten; der Späherverkehr, der zuerst gefahrlos und lebhaft gewesen war, hatte ganz aufgehört. Die Meldung stammte wohl von Flüchtlingen, die sich auf Umwegen noch gerettet hatten. Aber ich mußte sie für wahr halten. Denn wäre Scheubner-Richter frei gewesen, so wäre es ihm gewiß gelungen, mir eine Nachricht zu schicken. Das Ausbleiben jeder Kunde sprach für die Richtigkeit der Meldung, und ich gab sie sofort an das Auswärtige Amt weiter, um es zu veranlassen, dem Schicksal unserer Leute nachzuforschen. Ich war nicht frei von dem Gefühl eigener Schuld; es hätte in meiner Macht gelegen, Scheubner-Richters Erlebnisdrang zu zügeln, und ich hätte es tun müssen, nachdem Becker nicht zurückgekehrt war. In dieser Stunde nahm ich mir vor, bei gefährlichen Unternehmungen unter meiner Verantwortung niemals wieder dem Wagemut der Beteiligten freien Lauf zu lassen, sondern immer nach meinem eignen Urteil zu handeln.

Seit meiner ersten Reise nach Berlin war ein Monat vergangen. Damals hatte ich in Königsberg den Bahnhof nicht verlassen; jetzt verweilte ich einen Tag dort und sah mich nach

bester Möglichkeit um. Wir hatten Tauwetter bekommen. In Mitau hatten wir die überaus schmutzigen Straßen säubern lassen. Hier war der Schmutz nicht geringer, aber es regte sich keine Hand, ihn wegzuräumen. Ein Wagen war nicht aufzutreiben. So mußte ich alle Wege zu Fuß bewältigen. Zuerst ging ich ins Gewerkschaftshaus, wo ich Bekannte zu treffen hoffte, die mich über die Soldatenräte unterrichten konnten. Der Weg lohnte sich, ich sah, wie der Zusammenbruch die Front der Gewerkschaften zerstört hatte. Ich hatte im Frühjahr achtzehn auf Einladung der Königsberger Gewerkschaften vor etwa hundert Beamten und Führern über Nation und Arbeiter gesprochen. Damals hatte ihre Front noch gestanden; ich hatte noch unter allgemeiner Zustimmung vom Aushalten bis zum guten Frieden sprechen können; der jüdische Leiter der Parteizeitung, der im Sinne Haases wirkte, hatte nicht einmal zu widersprechen gewagt und mir nachher gestanden, daß er gern anders schreiben würde, wenn er nicht befürchten mußte, dann von Haase entlassen zu werden. Jetzt war diese Front zerschlagen. Leute, die noch am ersten Novembersonntag vor dem Unheil einer Revolution gewarnt hatten, hatten es sich am darauffolgenden Sonnabend anders überlegt und feierten jetzt die Revolution und den Pöbel, dessen Werk sie war, und fühlten sich mit Unabhängigen und Spartakisten verbunden und verbrüdet. Nur wenige waren fest geblieben; die klagten mir ihre Not und schilderten, was sie an Demütigungen und Gewalt hinnehmen mußten.

Während dieser Unterhaltung kamen drei Männer ins Zimmer, straffe, kräftige Gestalten, hielten ihre Hüte in der Hand und fragten, ob sie mich sprechen könnten.

Sie gaben an, die Abgesandten von etwa sechshundert entlassenen Unteroffizieren zu sein und den Auftrag zu haben,

mir die Not Ostpreußens vorzustellen. Ich wunderte mich, daß die Leute von meiner Ankunft wußten, fragte aber nicht, woher sie diese Nachricht hätten, sondern hörte an, was sie erzählten. Ihre Schilderung der Zustände in Ostpreußen konnte mir nichts neues bringen, aber sie waren bereit, etwas zu tun: sie seien sechshundert Mann und hätten alle ihre Waffen, nur hätten sie keinen Führer und kämen darum zu mir, daß ich ihr Führer würde; das Baltenland müsse zurücktreten, zumal es ohnehin verloren sei, wo Ostpreußen in dieser Not und Schmach liege.

Die Leute gingen wohl etwas enttäuscht fort, denn ich mußte ihnen sagen, daß ich mich der ostpreußischen Dinge nur annehmen könne, wenn die Regierung mir den Auftrag gebe.

Es lag mir daran, den Soldatenrat zu sehen und zu sprechen, und da ich eine andere Gelegenheit nicht fand, begab ich mich in den Artushof, wo er eine Vollversammlung abhielt. Eine lange Reihe von Heereskraftwagen hielt vor dem Hause. Drinnen saßen gegen zweihundert Soldaten vor einer Bühne und sahen zu ihren dort thronenden Häuptern empor. Ich setzte mich seitwärts, sah mir die Menschen an und konnte ein Gefühl der Beschämung nicht abwehren. Dieser Soldatenrat bestand aus harmlosen Schafen. Oben führte ein Mann die Glocke, der alle Entbehrungen ungewöhnlich gut überstanden hatte und ganz und gar den Eindruck eines feist-friedlichen Bürgers machte. Vergeblich suchte ich ein Gesicht, das irgendwie Geist oder Befessenheit ausgedrückt hätte. Wo war hier der Führer? Der dort oben war Feldwebel und wohl darum der Präses. Aber es war nicht denkbar, daß sich eine große Stadt, in der es ein Oberpräsidium und ein Generalkommando gab, und daß sich eine ganze Provinz solch völliger menschlicher Nichtigkeit unterworfen hätten.

Das war mir unerklärlich; der Zustand des Soldatenrates an sich aber war mir willkommen, denn nun konnte ich hoffen, mir hier das Wort zu verschaffen und die Leute zu bestimmen, unserm Nachschub an Truppen und Kriegsgerät den Weg freizugeben. Man sprach lang und breit über die Grufspflcht, aber es gelang mir bald, mit einigem Ellenbogengebrauch die Rednerbühne zu betreten. Die Soldaten hörten leidlich zu und mochten mein Anliegen nicht gerade bedenklich finden, und als ich schloß, versagte man mir nicht den üblichen Beifall.

Gern wäre ich danach fortgegangen, um noch den Oberpräsidenten von Batocki und das Generalkommando zu besuchen; an beiden Stellen hatte ich mich angesagt. Aber kaum hatte ich die Bühne verlassen und mich dem Ausgange zugewandt, als irgendwo ein Mann, in bürgerlicher Kleidung wie ich, aufsprang, an mir vorbei zur Bühne stürmte und aufgeregt das Wort forderte. Er erhielt es sofort.

Dieser Mann war ein Königsberger Arzt namens Gottschalk, ein Freund des Haase und Jude wie jener. Er redete in wilder Aufgeregtheit, schrie und schwang dazu die Arme und machte den Leuten klar, wer ich sei, nämlich der Mann der Weißen Garde, der im Baltenlande die Gegenrevolution vorbereite. Selbstverständlich dürfe man keinen Mann, kein Geschütz, keine Patrone nach dem Baltenlande durchlassen.

Ich wartete diesen Ausbruch ab und verschaffte mir, als jener geendet, noch einmal das Wort, doch wußte ich, daß hier keine Entscheidung fiel und sprach nur meinerwegen, um mir nicht vorwerfen zu müssen, vor diesem Juden die Segel gestrichen zu haben. Es zeigte sich aber, daß ich auch der Sache nützte; denn als ich die Versammlung fragte, ob es Ostpreußen danach gelüste, noch einmal von einem russischen Ein-

marsch heimgesucht zu werden, ließ die Antwort keinen Zweifel über ihre Meinung zu.

Das zwang wieder den Juden auf die Bretter. Aber meine Zeit war nun gekommen und ich ließ ihn allein.

Am aufschlußreichsten war meine Unterhaltung mit dem Oberpräsidenten v. Batocki, den ich zum ersten Male sah. Es war, wie ich mir dachte, wirklich nicht der Soldatenrat, der Königsberg und die Provinz beherrschte; diesen Leuten und insbesondere ihrem feisten Präses war nichts Schlimmes nachzusagen. Sie freuten sich der Rolle, die sie so unerwartet zu spielen hatten, begingen hin und wieder eine Dummheit, die mehr Anlaß zum Lachen als zum Argern gab, und beteuerten gern, daß die Aufrechterhaltung der Ordnung ihre größte Sorge sei. Sie hatten täglich Versammlung und dort viel zu reden, doch wenig zu sagen. Die wirkliche Macht lag bei einer Horde entlaufener Marinesoldaten, die in den ersten Revolutionstagen in Königsberg eingetroffen war und es durch anhaltenden Zuzug auf eine Stärke von anderthalb tausend Mann gebracht hatte. An ihrer Spitze stand ein Siebenerausschuß, dem es gelungen war, sich bei den Matrosen Ansehen und Gehorsam zu verschaffen und sie einer Disziplin zu unterwerfen, die zumindest für den Dienst ausreichte, so daß der Ausschuß über eine wirkliche Macht verfügte. Das Ganze nannte sich Volksmarinedivision und war in sechs Einheiten von je zweieinhalbhundert Mann gegliedert.

Auf diese Macht gestützt, beherrschte der Siebenerausschuß die Stadt, und da er sich die Soldatenräte allgemein untertänig gemacht hatte, war er auch Herr der Provinz. In Königsberg konnte es keiner wagen, sich seinem Willen zu widersetzen. Außer den Angehörigen der Marinedivision durfte niemand Waffen tragen. Die wichtigeren Behörden sowie die

Banken und Zeitungshäuser waren mit Matrosenposten besetzt. Die Zeitungen standen unter Zensur. Bahn und Post wurden durch Beauftragte des Ausschusses überwacht. Geld verschaffte sich der Ausschuß durch Beschlagnahmungen bei der Reichsbank und der Stadtkasse. Seine Wohnung hatte der Ausschuß im Schloß, wo zwei von den sechs Kompanien untergebracht waren. Über seinem Quartier wehte eine rote Fahne, die Zugänge waren mit starken Posten, Maschinengewehren und Drahthindernissen gesichert.

Die politische Gesinnung des Ausschusses war offenkundig spartakistisch, doch duldete er im Königsberger Soldatenrat, da er ihn zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt hatte, Leute gemäßigter Richtung und stellte diese Duldsamkeit heraus, um der ihm feindlichen Strömung bei den Mehrheitssozialisten zu begegnen.

Im Laufe unserer Unterhaltung sagte Watocki, daß er in Berlin gebeten habe, mich zum Reichskommissar für Ostpreußen zu ernennen und mit der Beseitigung dieser Herrschaft zu beauftragen. Auf meine Frage, welche Kräfte zu diesem Unternehmen zur Verfügung ständen, hörte ich wieder von jenen sechshundert Unteroffizieren, deren Zahl sich leicht vervielfachen lasse. Zur Zeit beherbergte die Stadt allerdings noch mehr als siebenzigtausend Soldaten, deren Haltung im Falle eines solchen Unternehmens ganz ungewiß war; sie mußten zuvor weggeschafft werden.

Mein letzter Besuch galt dem Generalkommando. Hier konnte mir nichts Neues mehr gesagt werden oder man war zu verschüchtert, um sich mir, dem Sozialdemokraten und fremden Menschen, zu eröffnen.

Der Zug, mit dem ich am Abend nach Berlin weiterfuhr, war bis auf den letzten Platz besetzt. Ich hatte jedoch den Sol-

datenrat bewogen, mir durch die Bahnhofswache ein Abteil frei halten zu lassen. Das war geschehen, so daß ich mit Tresckow und dem Geldsachverständigen meiner Behörde, die mich auf dieser Reise begleiteten, gut unterkam. Kurz vor der Abfahrt erhielten wir einen vierten Teilhaber; unter Matrosenbegleitung erschien Haase, der Führer der Unabhängigen, der sonst nirgend mehr Platz gefunden hatte. Auf der Reichskonferenz im September sechzehn waren wir hart aneinander geraten, ich hatte ihn dort nicht als den politischen Widersacher, sondern als Menschen angegriffen und ihm vorgehalten, wie seine Haßnatur ihn von uns trenne. Ich hatte selten solch scharfe Worte gebraucht; darum hatten sie um so stärker gewirkt. Seitdem hatten wir uns nicht wiedergesehen. Als er mich jetzt erkannte, schien er aufs freudigste überrascht und begrüßte mich mit einer Herzlichkeit, die ich nur still verwundert anhören, aber nicht erwidern konnte. Haase schien meine Zurückhaltung nicht zu bemerken, sprach von dem glücklichen Zufall unseres Zusammentreffens und von der guten Gelegenheit, in Ruhe die sehr verworrene politische Lage zu besprechen, und äußerte sich alsbald berichtend und urteilend mit einer Offenheit, die gar nicht zu dem Wilde paßte, das ich mir von ihm gemacht hatte. Er sprach anerkennend von meiner Tätigkeit im Baltenslande und erzählte, daß er darauf gedrungen habe, mich noch vor den Festtagen zum Gesandten zu ernennen. Das Ausscheiden der Unabhängigen aus der Regierung bedauerte er sehr und meinte, daß es nur durch äußere Schroffheiten und Mißverständnisse dazu gekommen sei und sich noch rückgängig machen lasse; das sei der Zweck seiner jetzigen Reise.

Die Fahrt beanspruchte in jener Zeit etwa achtzehn Stunden. Der Durchgang war von Reisenden und Gepäckstücken

gefüllt. Man mußte auf seinem Platze bleiben. So hörte ich noch viel von den Vorgängen in der Berliner Regierung und fragte mich noch oft: Was ist das mit diesem Mann, der hier im Zwiegespräch preisgibt, was er öffentlich vertritt, und anerkennt, was er öffentlich verurteilt? Wie reimt sich das zusammen, daß er auf der Tribüne eine eifernde Haßnatur und hier so biegsam und nachgiebig ist? Ist es berechnende Verstellung oder kann dergleichen wirklich eines Menschen echte Art sein? Aber ich fand keine Antwort darauf.

Berlin war in einer Bewegung, der ich nicht sogleich ansah, was sie bedeutete. Ich bemerkte Demonstrationszüge, ohne ihrer besonders zu achten. Es war auf dieser Reise soviel zu ordnen, daß ich ganz mit meinen Anliegen ausgefüllt war und meine Zeit zu Rate halten mußte. Darum war es mir nur ein ärgerlicher Aufenthalt, als ich mich auf dem Wege zum Auswärtigen Amt von einer mehr stehenden als ziehenden Menge gehemmt sah. Ich versuchte mich durchzupressen, mußte aber davon ablassen, wollte sie umgehen, fand aber die Nebenstraße ebenso versperrt. Da es nicht möglich war, in die Wilhelmstraße zu kommen, erinnerte ich mich der Gärten hinter den Amtsgebäuden, die ich schon einmal als Ausgang benutzt hatte, und unternahm es, das Amt von der Rückseite zu erreichen. Gerade als ich vor der Thür des Auswärtigen Amtes stand, wurde sie von innen geöffnet. Es war David, den Ebert als Staatssekretär ins Auswärtige Amt geschickt hatte. Ich hörte, daß es zwecklos sei, ins Amt zu gehen, da keiner dort arbeite und auch der Minister, es war jetzt Brocksdorff-Rankau, sich in seiner Wohnung aufhalte. David erbot sich, mich zu ihm zu führen.

Die Straße war fast menschenleer. Wir überschritten sie und waren im Tiergarten. Ich erzählte David von meinen

Aufgaben und Erlebnissen, da ich wußte, daß er sich früher hin und wieder um baltische Dinge bemüht hatte. In diese Unterhaltung fielen einige Schüsse. Sie schienen fern, und wir achteten ihrer nicht. Aber nach wenigen Schritten schoß es wieder. Zuerst konnte man noch einzelne Schüsse unterscheiden, aber bald knatterte es wie regelrechtes Schützenfeuer. Jetzt merkten wir auch, daß die Schützen nicht sehr fern sein konnten, und über die Schußrichtung wurden wir uns klar, als wir den scharfen Knall der in die Bäume einschlagenden Geschosse hörten. Hier war weiter nichts zu tun, als ruhig weiterzugehen; die Geschosse konnten uns überall erreichen; und so fuhr ich in meiner Erzählung fort, und David hörte zu, und von der Gefahr sprach keiner von uns. Einmal schlug ein Geschoss einen Schritt vor uns in eine Eiche ein. David blieb stehen und sagte: „Wiederholen Sie bitte! Den Satz habe ich eben nicht verstanden.“ Ich wiederholte und wir gingen weiter.

Graf Brockdorff-Ranzau wohnte in einem Hause des alten Westens, das wir in einer halben Stunde erreichten. An diesem Weg durch den Tiergarten haftet nicht nur die Erinnerung an die Schießerei, von der sich später herausstellte, daß sie zu den Übungen gehörte, mit denen sich die Besatzung des Reichstages die Zeit vertrieb; ich empfand bei unserer Unterhaltung zum ersten Male, daß David und ich anders zueinander standen, als ich bis zu diesem Tage angenommen hatte. Wir hatten uns nicht oft gesehen, aber seit zehn Jahren manchen Brief getauscht. Als ich meinen Kampf mit Kautsky aufnahm, hatte David mir ermunternd geschrieben und Rat schläge gegeben. So oft ich danach gegen die Parteiliteraten aufgetreten war, hatte David jedesmal mein Unterfangen mit freundlicher Theilnahme begleitet und auf seine Art unterstützt. Er war gegen zwanzig Jahre älter als ich, ein kluger,

vielseitig gebildeter und vornehm denkender Mann; ich hatte zu ihm hinaufgesehen, wie ein Sohn zu seinem Vater. Auf diesem Wege sprang etwas entzwei. Was es bedeutete, wußte ich noch nicht, aber ich empfand es mit einer Stärke, die es mir nicht erlaubte, darüber hinwegzusehen.

Der Minister begrüßte mich mit überraschender Freundlichkeit, sprach sogleich von meinem umfangreichen Bericht und sagte, es sei ihm in der Fülle der Aufgaben und Sorgen eine Beruhigung, mich im Baltenlande zu wissen. Ich gedachte der vielfachen Anfechtungen, die ich aus dem eigenen Lager erfuhr, und freute mich dieser guten Meinung.

Das Auswärtige Amt hatte sogleich nach Empfang meiner Meldung in Moskau angefragt, ob die Gerüchte von der Festnahme unserer Vertretung in Riga richtig seien. Moskau hatte inzwischen durch Drahtung oder Funktspruch geantwortet, unsere Vertretung befinde sich sehr wohl und widme sich unter dem Schutze der Roten Armee ihren Aufgaben.

Ich bezweifelte die Wahrheit der Antwort und brachte meine Gründe vor. Brockdorff meinte, sie sei von Tschitscherin selber gezeichnet und könne nur auf Grund neuer Meldungen angezweifelt werden. Wir vereinbarten, daß ich mich sogleich in Mitau erkundigen würde, ob jetzt Nachricht von Scheubner-Richter vorliege; läge keine vor, so würde das Amt eine neue Anfrage nach Moskau senden.

Es war für mich leicht, weitere Unterhaltungen über die baltischen Dinge zu vermeiden und mich nach Verabredung eines neuen Besuchs zu empfehlen.

Auf dem Rückwege bog ich noch einmal zur Friedrichstadt ab. Die Menge schien jetzt noch mehr angeschwollen zu sein. Auch die Leipziger Straße war gefüllt, und wieder war es mehr ein Verharren als ein Ziehen. Ich schob mich in das

Gedränge hinein, um zu sehen und zu hören. Die Absicht wurde mir allmählich klar: diese Massen waren von den Mehrheitssozialisten aufgeboten, um das Regierungsviertel vor den Spartakisten zu schützen. Auch diese waren auf die Straße gegangen und von Norden, Osten und Süden auf die Friedrichstadt im Anmarsch. Die Mehrheitssozialisten hatten jedoch einen geringen zeitlichen Vorsprung, der gerade ausgereicht hatte, ihre Anhänger im Regierungsviertel zusammenzuziehen, ehe das Spartakistenangebot die Innenstadt erreicht hatte. Dort waren sie nun festgekeilt, denn inzwischen waren die Züge der Spartakisten eingetroffen und stauten sich mehr und mehr auf.

Eine Führung war nicht bemerkbar. Ich kam allmählich bis zur Wilhelmstraße und bog beim Kriegsministerium in ihren südlichen Zug ein. Nach einer Weile bemerkte ich, daß ich von einem Lager zum andern hinübergewechselt war. Die Leute verhielten sich ziemlich ruhig; selbst dort, wo sich die feindlichen Züge berührten, gab es nur etwas Geschrei, aber keine Zusammenstöße.

Ich übersah das Ganze von einer umgestürzten leeren Kiste aus, auf der zwei Beobachter mir eine Fußbreite eingeräumt hatten. Bei diesem Anblick wurde mir klar, daß jetzt um die Entscheidung gekämpft wurde. Rechts von mir im Süden quollen immer noch neue Massen heran. Soweit ich die Wilhelmstraße übersehen konnte, füllte sie ein schwärzliches Gewimmel. Während ich in dies Gewoge hineinsah, entstand etwa zehn Hausbreiten von mir entfernt eine lebhaftere Bewegung. Sie kam näher und zog die Massen mit. Es wurden Rufe laut, die das Gewirr der Menge übertönten, ein Ruf, ein Satz, der unverständlich blieb, und danach ein Chor, der ein dreifaches Nieder! schrie. Das Geschrei übertrug sich

schnell auf die fernere Menge und erreichte jenseits das feindliche Lager. Von dort gab es Gegenrufe. Aber während dieses Schreiens kam die Bewegung immer näher. Einen kurzen Augenblick konnte ich wahrnehmen, was sich begeben wollte: Leute mit Gewehren, theils in Feldgrau, theils in Matrosentracht, im ganzen vielleicht fünfzig an der Zahl, stießen durch die Masse vor, die ihnen Raum geben wollte, aber selber keinen hatte und sich mit Schreien Luft machte. Dann erfaßte der Menschenstrom unsern Standort und riß ihn unter unsern Füßen fort. Was nun geschah, sah ich nicht mehr. Es vergingen nur wenige Minuten, als das Getöse zu gewaltiger Stärke anschwell. In meiner Nähe aber war es ganz still. Dann hörte man wieder einzelne Schreie, vor mir begann eine weichende Bewegung und dann war es, als ob Furien der Menge in den Nacken gefahren wären. Der Strom hatte sich gewandt und brauste an mir vorüber. Nur wenig Menschen blieben zurück, Unbeteiligte, die wie ich versehentlich in diese Zone geraten waren und sich nun verwundert umsahen und ihren Weg fortsetzten.

Auf der leeren Straße lagen ein paar Gewehrtrümmer. Ein Schuß war nicht gefallen. Es hieß zwar nachher, es sei bei dem Zusammenstoß geschossen worden, aber ich habe ihn in solcher Nähe erlebt, daß ich es nicht hätte überhören können.

Im Speisesaal des Hotels saß Noske allein an einem Tisch. Ich setzte mich zu ihm. Bald fand sich der Volksbeauftragte Landsberg ein, der dieses Zusammentreffen mit Noske verabredet hatte. Die Volksbeauftragten hatten Noske von Kiel nach Berlin gerufen, um ihm den militärischen Schuß der Regierung zu übertragen. Landsberg fragte Noske, ob er dazu bereit sei. Noske erwiderte, er habe bereits damit gerechnet und nehme den Auftrag an. Einer müsse es tun, und er habe sich

schon damit abgefunden, daß er in der Geschichte dieser Revolution einst der Bluthund sein würde.

Nun aber fragte er, ob die Regierung Truppen zur Verfügung habe. Landsberg sprach von der Besetzung des Reichstags, die sich ihrer republikanischen Gesinnung rühme und gewiß manche Verdienste habe, auch wohl weiter das Reichstagsgebäude verteidigen würde, aber zum Angriff im Straßenkampf mit den Spartakisten nicht geeignet sei, weil es ihr an fähigen Führern und an kriegerischer Gesinnung fehle. Außer ihr habe man noch ein Zeitfreiwilligen-Regiment unter dem Oberst Reinhard; das sei gut, bestehe aber nur aus Reaktionsären und Monarchisten. Noske fiel ihm ins Wort: Woraus anders solle es bestehen? Darüber sei er sich längst klar geworden, daß man nur mit den nationalen Frontsoldaten Ordnung schaffen könne. Das wußte auch Landsberg, und er war nicht unzufrieden, daß Noske es so freimütig heraus sagte. Ich erfuhr in der weiteren Unterhaltung etwas mehr von den Vorgängen in Berlin, als ich bis dahin wußte. Man hatte die Unabhängigen in der Tat aus der Regierung hinausgedrängt, weil sie die Abwehr des spartakistischen Ansturms immer wieder lähmten. Landsberg, ein selbstbewußter Jude und leicht bereit, durch berechnete Schroffheit zu verlegen, hatte das Seine dazu beigetragen. Jetzt freilich war er ziemlich kleinlaut und meinte, wenn man der Erhebung nicht Herr werde, seien die Volksbeauftragten in einer Woche entweder tot oder in Holland.

Da Noske das Gespräch bald wieder auf die ihm zugedachte Aufgabe zurückführte, wurde die Frage laut, was die von mir veranlaßten Werbungen bisher ergeben hätten. Ich hatte den naheliegenden Gedanken, daß die Freiwilligen in Dahlem vielleicht bei der Säuberung Berlins helfen könnten,

schon selber erwogen, konnte aber nicht über sie verfügen, denn sie waren Freiwillige und hatten sich für die Kämpfe im Baltenlande, nicht für den Straßenkampf in Berlin gemeldet. Ich mußte mich daher erst über ihren Zustand und ihre Bereitschaft unterrichten.

Das geschah im Laufe des Nachmittags; Tresckow fuhr nach Dahlem hinaus und kam abends mit guten Nachrichten zurück. Schon am folgenden Tage trat der größere Teil unserer Freiwilligen unter den Befehl der für Berlin ernannten Truppenleitung. Die Vorbereitungen zur Befreiung Berlins und der Regierung waren im Gange.

Zwei Tage vergingen unter mancherlei Wegen und Geschäften. Ich führte Verhandlungen über einen Kredit, den die lettische Regierung beim Reich aufzunehmen gedachte, hatte wieder Besprechungen im Kriegsministerium und mit manchen andern Stellen. Die Wilhelmstraße fand ich jetzt frei und konnte ungehindert mit den Reichsämtern verkehren, hatte eine Besprechung mit Brockdorff-Rantzau, der mich seiner Unterstützung versicherte und zugleich bat, immer auf gute Tarnung und plausible Rechtfertigung meiner „imperialistischen Politik“ bedacht zu sein, nahm Kenntnis von Tschitscherins erneuter Antwort, daß es unserer Vertretung in Riga wohl gehe und daß er feierlich gegen meine Lügen protestiere, und konnte auf einen Guck bei Ebert eintreten. Den hatten die Bedrängnisse dieser Tage hart mitgenommen. Die Reichskanzlei war tagelang von der Außenwelt abgeschlossen gewesen. Scheidemann saß finster an seinem Tisch; die Gunst der Massen war ihm nötig wie das tägliche Brot, und nun schien sie verloren.

Ein merkwürdiges Zwischenspiel erlebte ich im Reichsfinanzministerium, als ich mich dort wegen des Lettenkredits

aufhielt. Dort war seltsamerweise Eduard Bernstein als Staatssekretär oder ähnliches eingezogen. Er hatte von meiner Anwesenheit gehört und ließ um meinen Besuch bitten. Man konnte Bernstein als Verwalter der Staatsgelder nur von der heiteren Seite nehmen, was in diesem Falle durchaus erlaubt war: auf seinem Schreibtisch lag kein Haushaltsentwurf, sondern die Handschrift eines Zeitungsartikels. Mit mir wollte er eine besondere Sache besprechen: In kurzer Zeit würde hier ein Mann erscheinen, ein Mann von ungeheurer Bedeutung, ein Gelehrter, den man zu den Größten der Erde rechnen müsse: Professor Einstein. Bernstein sah es mir nach, daß ich diesen Mann noch nicht kannte. Einstein habe eine wissenschaftliche Entdeckung gemacht. Das sei eine Leistung von ganz unerhörter wissenschaftlicher Tragweite. Ich wisse vielleicht etwas von Galilei, sicher aber von Kopernikus? Nun, in diese Reihe gehöre Professor Einstein. Alles, was wir von der Stellung der Erde im Raum wußten, alles Wissen vom Weltenraum werde durch Einsteins Entdeckung fast entwertet, jedenfalls sei durch sie eine in ihren Folgen unberechenbare Änderung des Weltbildes gegeben. Es sei nun ein glückliches Zusammentreffen, daß diese Leistung deutschen Geistes jetzt vollbracht sei, wo die militärische Leistung Deutschlands so versagt habe. Indem Deutschland der Welt diese Entdeckung schenke, mache es alle seine politischen Sünden wieder gut. Das sei für die Friedensbedingungen von umwälzender Bedeutung. Leider aber fehle jetzt das Geld, um Einsteins Entdeckung drucken zu lassen. Es sei nicht möglich gewesen, die dreißig- oder fünfzigtausend Mark dafür aufzutreiben. Er wisse nun, daß ich, von keiner Kontrolle gestört, über viele Millionen verfügte: ich solle das Geld zum Druck der Einsteinschen Entdeckung geben.

Einstein war inzwischen eingetreten, hatte uns begrüßt und erwartete meine Antwort.

Um die brauchte ich nicht verlegen zu sein. Die Verwendung der Gelder war durch die Haager Landkriegsordnung völkerrechtlich bindend bestimmt. An diese Bindung hielten wir uns.

Bernstein schüttelte den Kopf. Die Größe der Leistung gebe mir das Recht, über die Bestimmungen hinauszugehen. Auch Einstein sagte ein Wort dazu.

Da ich nicht nachgab, wollte Bernstein mich locken. In den Annalen der Wissenschaft werde einst stehen, daß der große Gelehrte lange vergeblich um das Geld zur Drucklegung seiner Entdeckung geworben und gebettelt habe, daß Staat und Bürgertum es ihm versagt hätten, daß dann aber ein einfacher Mann aus dem Volke, daß der Maurergeselle August Winnig es gewesen sei, der es verstanden habe, die Mittel zu beschaffen.

Bernstein war ein ungewöhnlich naiver Mensch und mag wirklich geglaubt haben, mich mit solch abgeschmacktem Ge- rede umzustimmen. Ich gab ihm keine Antwort und riet Einstein, sich an einen reichen Verleger zu wenden. Dann ließ ich zwei tief enttäuschte Menschen allein. So ging die Ehre an mir vorüber, in den Annalen der Wissenschaft als der selbstlose Förderer der Einsteinschen Relativitätstheorie genannt zu werden.

Die Kämpfe um Berlin hatten begonnen. Wäre nicht hin und wieder ein Kanonenschlag hörbar gewesen, so hätten die meisten Berliner überhaupt nichts von ihnen gemerkt. Es wurde wohl der Belagerungszustand erklärt, der dem Verkehr einige Schranken setzte, aber die eigentlichen Kämpfe bestanden in Teilunternehmungen auf begrenztem Raume und

begannen immer in den frühesten Morgenstunden, so daß sie gewöhnlich schon beendet waren, wenn Berlin erwachte. Ich hatte die Absicht, einem Angriff unserer Freiwilligen beizuwohnen, und ließ mich früh genug wecken, aber als ich am Ort der Handlung eintraf, standen schon die Gefangenen zur Abführung bereit — man hatte statt um fünf schon um vier begonnen.

An einem Abend hatte ich vier Freiwillige als Gäste zu Tisch, der eine war aus Kiel und Student der Rechte, der das wiederaufgenommene Studium noch einmal unterbrochen hatte, um im Baltenslande dabei zu sein, zwei andere Landwirtsöhne, der eine aus Hannover, der andere aus Pommern, der vierte ein Kaufmannsgehilfe aus dem Badischen. Alle vier waren sie im Kriege Offizier geworden, jetzt aber zunächst als einfache Freiwillige eingetreten.

Sie stellten einen Menschenschlag dar, den ich als vorhanden geahnt, aber bis dahin noch nicht in dieser Nähe erlebt hatte. Sie konnten eine empfindsame Seele zuerst durch die Derbheit ihrer Ausdrucksweise zurückstoßen und machten es einem nicht leicht, ihre jungenhaft laute Fröhlichkeit soweit zu meistern, daß man sehen konnte, was außerdem an ihnen war. Als ich das aber erreicht hatte, wurde mir klar, daß diese Leute ihre Landsknechtsart als einen Schutzpanzer trugen, um die grauenvollen Bilder zu bannen, die sie aus den Schlachten mitgebracht hatten. Man mußte erst eine Weile in ihre Augen hineinschauen, um zu ahnen, welche Gesichter sie verbargen.

Der Kampf um Berlin schien sie zu enttäuschen. Die Haltlosigkeit des Gegners ließ keine volle Freude an ihren Erfolgen aufkommen. Der Pommer sprach verächtlich von den Spartakisten, die hinter dicken Mauern und Sandsäcken vor

schweren Maschinengewehren säßen und das Heulen kriegten, sobald ein Geschütz gegen sie aufgefahren würde. Der Hannoveraner wußte dies aus der furchtbaren Wirkung der schweren Waffen zu erklären, die in Straßen und Häusern einen viel stärkeren Eindruck hervorrufe als im offenen Kampfgebiete. Der Mannheimer erklärte es anders: den Leuten fehle die Führung, die ihnen Vertrauen und Halt gebe, und außerdem fehle ihnen das gute Gewissen, das Gefühl, für eine Sache einzustehen, für die man das Leben hingeben könne. Der Kieler war schweigsamer als die andern; einmal meinte er, dieser Aufruhr sei erst ein Vorspiel; man werde seiner Herr, aber der Spartakismus würde sich der Vernichtung entziehen und in wenigen Monaten mit vermehrter Kraft und Erfahrung angreifen.

Ich hörte gern diesen jungen kriegserfahrenen Leuten zu.

Es war etwas nach elf, als sie von mir gingen. Ich trat mit ihnen vor die Tür und sah sie in die Linkstraße einbiegen. Als ich ins Haus zurückging, hörte ich einen Schuß. Man hörte in jenen Tagen und Nächten oft einen einzelnen Schuß fallen und dachte sich nicht viel dabei. Trotzdem fühlte ich mich versucht, noch einmal nach draußen zu sehen. Nach einigem Schwanken ging ich auf mein Zimmer.

Bald klingelte der Fernsprecher. Der Pförtner rief an: Einige der Herren, mit denen ich zusammen gewesen sei, ließen mir sagen, der Kieler sei eben von einem Posten erschossen.

Ich ging hinunter, traf aber niemand mehr und habe niemals wieder einen von der Tischgesellschaft jenes Abends gesehen. Die Absperrung der vom Kampf berührten Straßen war streng, die Straßen waren dunkel und die Schilder mit der warnenden Aufschrift nicht immer gut erkennbar. So

hatte das Unglück geschehen können. Es gab noch viele Kugeln, die den Menschen suchten, für den sie bestimmt waren.

Tags darauf oder einen Tag später hatte ich eine Begegnung mit Dora Amborn, dem ‚Mädchen aus dem Rosengarten‘, von dem ich im ‚Frührot‘ erzählt habe, wie ich sie zum ersten Male sah und was diese Bekanntschaft für mich bedeutete. Ein Zufall hatte sie mich wiederfinden lassen. Das lag schon einige Jahre zurück. Als ich einmal im Berliner Einwohnerbuche nach einem Vetter suchte, stieß ich auf ihren Namen und wagte es, bei ihr anzuklopfen. Seitdem wußten wir wieder voneinander und schrieben uns viele Briefe. Vierundzwanzig Jahre waren seit jenem Sommermorgen vergangen, an dem ich sie zum ersten Male gesehen hatte. Was in dieser Zeit auch geschehen war, ich hatte ihrer nie vergessen. An unsere Zukunft dachten wir wohl, aber wir sprachen nicht davon. Ohne es voreinander auszusprechen, fühlten wir uns geführt und zugleich gehalten, der Führung zu folgen.

An diesem Tage trafen wir uns, um zusammen zu Mittag zu essen, und sprachen von den einzigen Dingen, die uns jetzt bewegen konnten. Ich berichtete von den Fortschritten der Truppen und tat es wohl mit der Freude eines Menschen, der zu wissen glaubte, welcher Feind und welche Gefahr hier bezwungen wurde. Dora Amborn sprach von den Opfern. Ich lehnte den Gedanken an Mitleid ab: hier habe sich das grundsätzlich Böse erhoben und müsse vernichtet werden. „Nicht das Böse“, sagte Dora Amborn, „nur verführtes Volk.“ Sie hatte einige der jetzt getöteten Spartakisten, junge Burschen aus Schöneberg, noch vor sich in der Schulbank gehabt und erzählte davon. Diese Jungen waren keine Bösewichte gewesen, sondern Kinder des Volks wie Millionen ihresgleichen, hatten einst andächtig das Schulgebet gesprochen, fröhlich

die Lieder des Vaterlandes gesungen, waren wild und doch wieder folgsam, hatten gelogen und danach sich ihrer Lügen geschämt: Jungen hellen Wesens und ohne Arg. Das Böse war an sie herangekommen und hatte sich in sie hineingedrängt, und sie waren daran krank geworden, so wie einer krank wird von einem giftigen Stich oder in vergifteter Luft. Diese Jungen seien daran gestorben, das Böse aber lebe weiter. Jetzt weiche es aus, aber es werde wiederkommen und neue Opfer finden, wenn Zeit und Umstände danach beschaffen seien.

Ich hörte Dora Amborn zu, ohne ihr zu widersprechen. Gewiß war es so, wie sie sagte.

Während wir in dieser Art miteinander sprachen, kam ein Verkäufer der Mittagszeitung heran. Auf der ersten Seite des Blattes stand in großen Lettern die Nachricht vom Tode Rosa Luxemburgs. Wir lasen sie. Ich wollte etwas sagen. Dora Amborn fühlte es und hielt meine Worte zurück: „Sprich nicht aus, was dir eben durch den Kopf geht. Sie hat deinen Tod gewollt. Nun ist sie tot, und du lebst. Sie war das Böse, und du bist der Deutsche. Wir wollen glauben: hier hat Gott gewählt.“

Inzwischen hatte man Mitau aufgegeben und war nach Libau gegangen. Unsere nun zusammengezogenen Truppen hielten in dünner Verteilung eine Linie, die ungefähr der Windau folgte. Wie lange sie standhalten würden, war nicht vorauszusehen. Ein kräftiger Vorstoß der Roten Armee konnte das Ende bedeuten. In diesem Falle sollten unsere Streitkräfte nach Ostpreußen auszuweichen suchen. Ein Blick auf die Karte zeigte, wie leicht es anders kommen und sie auf die Küste zurückgedrängt werden konnten. Darum wurden

einige Schiffe im Libauer Hafen gesichert und zur Fahrt klar gehalten.

Um die Führung unserer Soldaten war es nicht gut bestellt. Die alten Kommandeure waren fort, Estorff war mit dem Stabe seines Korps nach Königsberg gegangen. Ich hatte im Kriegsministerium dringlichst um einen neuen Kommandeur gebeten, der nach meiner Überzeugung ein junger frontbewährter Generalstäbler sein mußte, hoffnungsfroh und wagemutig und ein Führer, der die Leute fortzureißen verstand. Ein solcher Mann war gefunden. Nach drei Tagen fühlte er sich durch ein häusliches Unglück gezwungen, nach Deutschland zurückzugehen. Nun war die Truppe einigen älteren Herren anvertraut.

Es gab eine Möglichkeit, auf die man zuerst im Kriegsministerium hingewiesen hatte; konnte sie verwirklicht werden, so war die beste Lösung dieser Frage gefunden. Der General v. d. Goltz hatte Finnland von den Bolschewiken befreit und gesäubert, er kannte den Gegner und mußte auf die hier gestellte Aufgabe am besten vorbereitet sein. Ich bat das Kriegsministerium, die Angelegenheit als dringlich zu behandeln, da jeder Tag ein Unglück bringen konnte.

Jetzt war allerdings die deutschbaltische Jugend in größerer Zahl in die Landeswehr eingetreten. Das Baltentum sah, daß ihm jetzt, wie in der russischen Revolution vom Jahre 1906, die letzte Frage gestellt war, und entwickelte sehr achtenswerte Kräfte. Balten mit grauen Schläfen trugen die Tracht der Landeswehr und gingen mit geschultertem Gewehr zum Ausbildungsdienst, damit die Letten beschämend, deren Anteil an der Abwehr seit der Meuterei in Riga nicht größer geworden, sondern in seinem Wert herabgesetzt war. Man sah lettische Miliz ihre Pferde tummeln, man sah sie als Straßen-

patrouillen und sah sie in den Libauer Kaffeestuben, aber für ihren Einsatz an der Front gab es nur geringe Möglichkeiten, denn Ullmann hatte gebeten, sie keinen Verlusten auszusetzen, da sie die Blüte des Landes darstelle. Demgegenüber verhielten sich die Balten wie echtes Staatsvolk, sie baten nicht um Schonung, gingen hin, wohin der Befehl sie schickte, und unternahmen gern ohne Befehl Handstreichs auf vorgeschobene russische Stellungen und Posten.

Man führte an der Windau keinen eigentlichen Stellungskrieg und machte wenig Gebrauch vom Spaten; dafür benutzte man Gelände und besonders Einzelgehöfte, Feldscheunen und dergleichen, die man ebenso schnell räumen konnte, wie man sie besetzt hatte. Es war keine starre Front, sondern eine biegsame Geländebesetzung, freilich hier nur anwendbar, weil dem Gegner die schweren Angriffswaffen fehlten, für uns aber die allein mögliche Art des Verhaltens, da unsere Kräfte zur Aufrichtung einer festen Front nicht entfernt ausgereicht hätten.

Unter diesen Umständen waren wir meist gut über die Bewegungen der Roten Armee unterrichtet. Nicht nur angewiesene Späher, sondern auch Händler, Läufer und Lungerer gingen hinüber und herüber und fanden selbst bei Tage eine Grabenschlucht oder ein Waldstück, wo sie sich durchschleichen konnten. Eine Besonderheit war ein Mann aus der Gegend von Goldingen, ein Bauer oder Viehhändler, vielleicht auch beides, dessen Einspänner fast mit der Regelmäßigkeit einer Postkutsche in Libau hereinrumpelte. Er hatte nur ein Auge, sah aber sehr scharf damit und war immer voller Neuigkeiten, brachte Briefe und kleine Sendungen für Flüchtlinge und betrieb nebenbei mancherlei Handelsgeschäfte, kaufte in Libau Zucker und Salz für die russischen Posten, die ihm

Durchlaß gewährten, und war auf beiden Seiten wohl- gelitten. Sicherlich hat er auch den Russen manches von uns erzählen müssen, doch da er ein Deutscher war, genoß er auf unserer Seite Vertrauen und hat uns wohl nie geschadet.

Der unablässige Späherverkehr brachte uns allmählich Gewißheit über das Schicksal Scheubner-Richters. Er war schon am dritten Tage der Bolschewikenherrschaft festge- nommen worden und befand sich seitdem in Haft, seinen Mit- arbeiter Grimmert und einige Angestellte, die mit ihm festge- nommen waren, hatte man bald wieder freigelassen. Im Hause der Gesandtschaft saß nun der Sowjetkommisar Stuschka.

Ich schickte die Berichte darüber dem Auswärtigen Amt und erfuhr gelegentlich, daß man in Moskau den Lat- bestand jetzt zugebe und Scheubner-Richters Freilassung an- geordnet habe.

Um die deutsch-russischen Beziehungen spielte ein seltsames Zwieliicht. Beide hatten in Litauisch-Drest Frieden geschlossen und einander Vertretungen zugesandt. Unser Geschäftsträger Mirbach war in Moskau ermordet worden, der russische in Berlin hatte dort die revolutionäre Bewegung auf verschie- dene Weise, auch mit russischem Regierungsgeld, gefördert, so daß die deutsche Regierung ihn ausgewiesen hatte. Es be- standen also keine diplomatischen Beziehungen zwischen bei- den Ländern, aber es bestand auch kein Krieg. Die Rätearmee hatte zwar eine Nordwestarmee aufgestellt und ihr den Auf- trag gegeben, die von Deutschland besetzten ehemaligen russi- schen Gouvernements für Rußland zu besetzen, und diese Armee war dabei auf unsere Besatzungstruppen und auf Widerstand gestoßen, hatte sich mit Gewalt den Weg nach Riga geöffnet, hatte uns aus Mitau vertrieben und kämpfte jetzt mit uns an der Windau — aber dessenungeachtet bestand

zwischen Deutschland und Rußland kein Krieg. Das war recht sonderbar, aber es war der Tatbestand. Jetzt bewegte sich ein roter Heerhaufen gegen die ostpreussische Reichsgrenze. Wenn er sie überschritt, war damit eine neue Lage geschaffen, die das Reich vor die Entscheidung stellte; aber solange das nicht geschah, gab es zwischen uns keinen Krieg.

Dieser sonderbare Zustand störte uns jedoch nicht, sondern hatte vielmehr seine kleinen Annehmlichkeiten, indem wir uns jeweils nach dem augenblicklichen Bedürfnis entweder auf den rechtlich bestehenden Friedenszustand oder auf den tatsächlichen Kriegszustand berufen konnten.

Im allgemeinen aber kümmerte sich die Welt wenig um uns. Man blickte nach Paris und Berlin. Nur in Schweden war man auf die Lage im Baltienlande aufmerksam geworden. Es mochte dort noch einige Menschen geben, die sich der früheren Großmachstellung Schwedens erinnerten und Lust hatten, ihr Land wieder in die große Politik einzuführen. Eines Tages meldete sich ein junger schwedischer Oberst an und stieg bald darauf in Libau an Land und hielt ringsum Besprechungen. Zuerst ging er zur lettischen Regierung, dann zum Ausschuss der Baltien, und zuletzt kam er auch zu uns. Er bot in der That schwedische Waffenhilfe an. Gegen achthundert Freiwillige, aufs beste ausgerüstet und ausgebildet, seien bereit, nach Kurland zu kommen; ihre Zahl werde sich in kurzer Zeit auf fünftausend erhöhen lassen. Er forderte als erstes Entgelt eine Million Mark. Sobald diese Million gezahlt sei, werde er die wartenden achthundert Freiwilligen herüberholen.

Es bedurfte kaum der Beratung, ich war sofort entschlossen, mich auf dieses Geschäft nicht einzulassen, und verwies ihn an die lettische Regierung. Die hätte gern die schwedische Hilfe

erkauft, aber sie hatte kein Geld. So zerschlug sich dieser Handel, von dem keiner wußte, was dabei herauskommen würde, zumal der Schwede außer einem Paß keinerlei Beglaubigungen vorlegte.

Sowohl die führenden Balten wie die lettische Regierung waren von unserer ablehnenden Haltung enttäuscht und mußten es erst recht sein, als gleich danach die ersten Freiwilligen aus dem Reiche eintrafen. Wer diese Leute angeworben hatte, war uns nicht bekannt, eine sächsische Amtshauptmannschaft meldete sie an und setzte sie in Marsch. Schon ihr Einzug in Libau war peinlich anzusehen, so daß ich am liebsten „kehrt marsch!“ kommandiert hätte. Sie kamen in buntester Kleidung und ohne Gepäck und Waffen. Ich sah dem Einmarsch auf der Straße zu und fragte in die Kolonne hinein, wo sie ihre Gewehre hätten; die auf gut sächsisch erteilten Antworten zerstörten jeden Zweifel. Man hatte den Leuten nicht gesagt, daß sie Kriegsfreiwillige seien, sondern ihnen eine Art Etappenleben bei guter Verpflegung und sechs Mark Tagelohn in Aussicht gestellt. Als ich sie in ihrer Unterkunft aufsuchte und aufklärte, waren sie sofort zur Rückreise bereit, worauf wir uns in bester Einigkeit trennten.

Aber dann kam die erste wirkliche Hilfe: das Freikorps Pfeffer rückte ein, etwa in der Friedensstärke einer Kompanie, eine ausgelesene Mannschaft in voller Ausrüstung und von guter Haltung. Der deutsche Soldat in seiner härtesten Prägung war da und griff ein; nun konnte das Baltenland wieder hoffen.

Ich kam nur flüchtig mit den Angehörigen des Freikorps zusammen. Einen seiner jungen Offiziere fragte ich, ob ihnen die Soldatenräte unterwegs Schwierigkeiten bereitet hätten. „Schwierigkeiten? Nein, die gab es nicht. Für alle Fälle hatten wir ja Handgranaten.“

Mitten in diese Tage hinein fielen die Wahlen zur verfassunggebenden Nationalversammlung. Der Kampf um die Durchsetzung der Wahlen hatte uns kaum berührt. Auch wir in Libau mußten wählen.

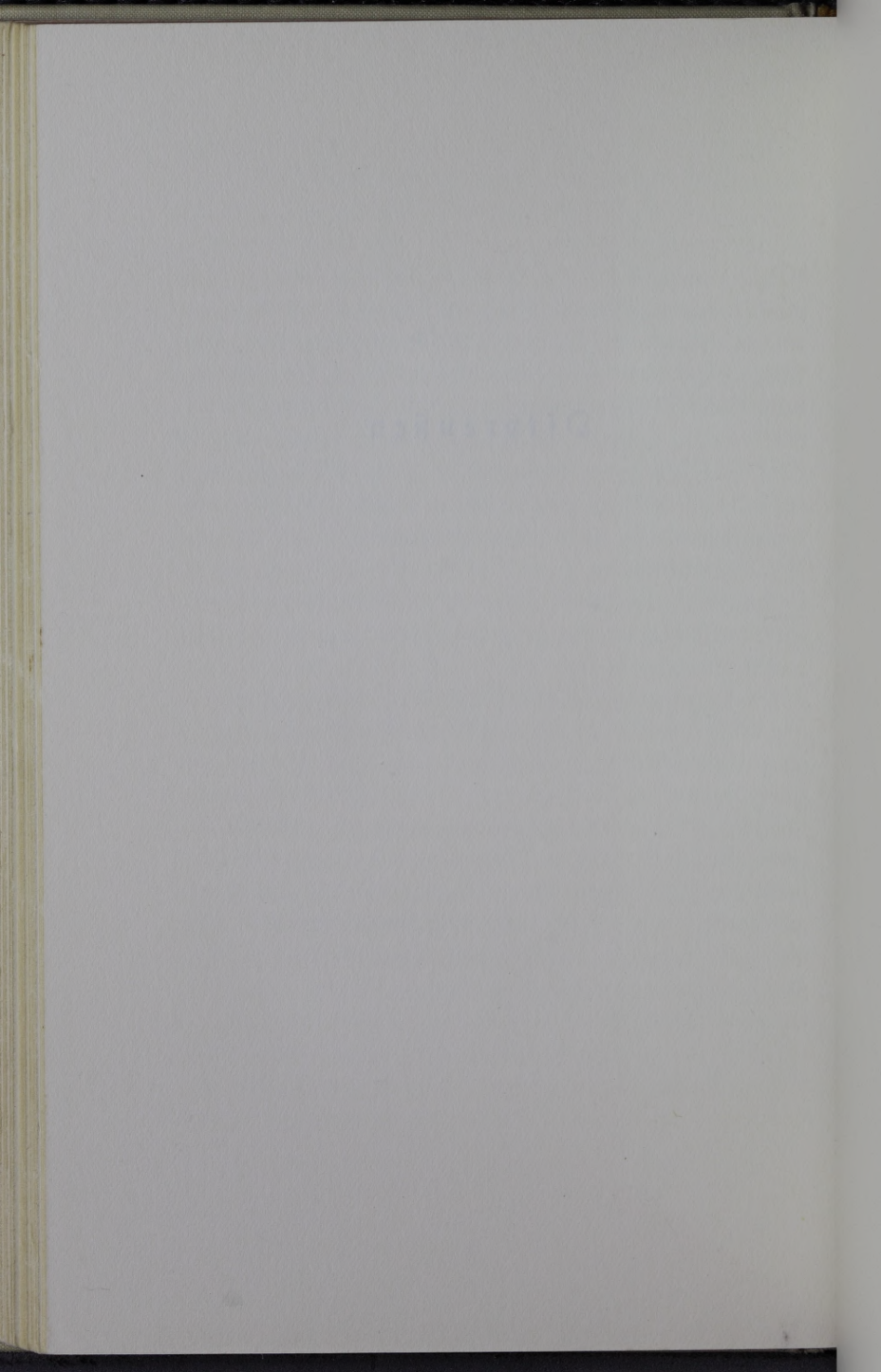
Am Tage darauf gab uns das Auswärtige Amt im Rahmen des regelmäßigen Nachrichtendienstes das Ergebnis bekannt. Burchard kam zu mir und gratulierte mir: ich sei Mitglied der Nationalversammlung geworden. Ich wunderte mich sehr und konnte es erst nicht glauben, denn ich hatte nichts davon erfahren, daß ich irgendwo aufgestellt worden sei. Eine Rückfrage in Berlin brachte jedoch die Bestätigung; ich war in Pommern gewählt, in der Provinz, von der ich am wenigsten wußte und die ich nur ein einziges Mal in meinem Leben betreten hatte.

Ein Freund von Einfluß hatte meine Aufstellung angeregt, und man war darauf eingegangen, ohne meine Zustimmung einzuholen.

Wenige Tage nach der Wahl erhielt ich ein Telegramm der Reichsregierung und der preussischen Staatsregierung, das mich unter Belassung in meinen bisherigen Ämtern zum Reichskommissar für Ost- und Westpreußen sowie die besetzten ehemals russischen Gebiete ernannte und mich anwies, meinen Amtssitz in Königsberg zu nehmen. Am dreißigsten und zwanzigsten Januar in später Abendstunde ging ich an Bord eines Sechzigtonnen-Dampfers und ließ mich nach Königsberg fahren, achtundvierzig Stunden lang, die einsamste Reise meines Lebens — durch Nacht und Nebel.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is arranged in approximately 20 horizontal lines.

Ostpreußen



Die kleine Schiffschraube kam gar nicht zur Ruhe. Als ich den Landungssteg betreten hatte, drehte das Schiff ab und fuhr davon. Ich sah ihm etwas ratlos nach und hätte den Schiffer gern gefragt, wie ich zur Stadt käme, denn es war später Abend, dunkel und kein Mensch zu sehen. Nach einigem Besinnen ergriff ich meinen Koffer und ging in die Dunkelheit hinein, wo ich die Stadt vermutete, kam an ein verschlossenes Thor, stand wieder still und besann mich. Durch das Gitter des Thores blickte ich auf eine Straße. Wie kam ich hinaus? Ich ging suchend umher, bis ich mich in der Dunkelheit zu verlieren fürchtete; aber nirgend war ein Mensch und nirgend ein Licht, das Menschen angezeigt hätte. Mein Koffer war mit mancherlei Dingen angefüllt und hatte sein redliches Gewicht. Ich stemmte ihn hoch und warf ihn über das Thor; dann kletterte ich nach. Wieder ging ich nach meiner Vermutung weiter und kam allmählich in eine belebtere Gegend, wo ich zuweilen einen Menschen sah. Aber die Menschen nützten mir nichts; ich brauchte einen Wagen, der mir den Koffer abnahm. Bald waren beide Arme gleichmäßig lahm. Da schwang ich den Koffer mit einem letzten Aufwand auf die Schulter. So hatte ich früher manche Last getragen und hatte lachen können, wenn andere unter ihrer Last geknecht hatten. Ich lachte auch jetzt, daß ich als hoher Reichskommissar und als Träger gewaltiger Vollmachten solcherart in Königsberg einzog, und ließ mich nicht von dem Gedanken anfechten, daß dieser Anfang ein sinngebendes Vorzeichen der Zukunft sein möchte.

Mit dem Troste, daß auch der beschwerlichste Weg sein Ende hat, ging ich, ohne zu fragen, und konnte schließlich meinen Koffer vor dem Eingang eines Hotels absetzen und die Nachtglocke läuten. Ein kleiner Kellnerjunge kam und sagte, es sei kein Platz mehr im Hause. „Es muß Platz sein!“ sagte ich. „Aber nein!“ rief der Kleine. „So wecke den Wirt und sage, daß der Reichskommissar für Ostpreußen angekommen ist und hier wohnen will!“ Das Büblein verschwand und brachte alsbald den Wirt herbei, und so kam alles zu seiner Ordnung.

Der folgende Tag war der Wahlsonntag für Preußen, ein heller Wintertag von einer so strahlenden Schönheit, daß ich ihr erlag und mir einen Wagen besorgte und durch die Stadt, zur Stadt hinaus und in das Samland fuhr, eine ganze Stunde nur diesem Winter hingegeben, der über Nacht herabgekommen war; dann aber nahm ich meine Geschäfte auf.

In Königsberg hatte ich einen Bekannten, der mir seit fünfzehn Jahren kameradschaftlich nahe stand. Als ich in Gelsenkirchen mein Probefienstjahr ableistete, war er in gleicher Stellung in Essen tätig. Dort lernten wir uns kennen und hielten gute Nachbarschaft. Kamerad Zupp, wie man ihn nannte, war mir im Alter ungefähr gleich, ein geweckter und unternehmender Geselle, rauh, dreist und dickfellig und gerade der rechte Mann für die gärende und suchende Arbeiterwelt des Kohlengebiets. Er hatte sich mir damals mit seiner größeren Kenntnis von Land und Leuten überlegen gefühlt und mit Fleiß die Gelegenheiten benützt, wo er mich falscher Ansichten von der Arbeiterbewegung überführen konnte. Einmal hatte er mich mit den ihm sehr geläufigen radikalen Sprüchen so zugedeckt, daß ich entsagend erwidert hatte, ich

könne mit ihm nicht ernsthaft über die Arbeiterbewegung sprechen. Diese Ablehnung hatte ihn so getroffen und angestachelt, daß er sich ehrlich zu bemühen begann und nun erst recht meine Gesellschaft und die Unterhaltung mit mir suchte. Dadurch waren wir in eine Beziehung gekommen, wie ich sie nur zu wenigen Kameraden hatte, und ich hielt an ihr fest, obwohl sie mir alles in allem mehr Lasten auferlegte, als Freuden brachte. Ich sah ihn immerfort vom Radikalismus bedroht und wollte ihn nicht lassen, hatte auch die Genugtuung, daß er sich von ihm abwandte und ihn ebenso draußgängerisch bekämpfte, wie er ihn vorher vertreten hatte, und hielt ihm die Stange, obwohl es Augenblicke gab, wo mir dabei nicht wohl war. Denn Jupp liebte starke Getränke und blieb dann seinen Pflichten manches schuldig; und wenn er sich ihrer auch später um so nachdrücklicher annahm, so gab es doch Mißstimmung und Gerede. Aus solchen Gründen hatte er aus Essen weichen müssen, hatte eine neue Stellung im Rheingau erhalten und war auch dort in wenigen Jahren überfällig geworden. Nur widerstrebend hatten meine Kameraden im Verbandsvorstande meinem Wunsche nachgegeben, ihn als Gauleiter nach Ostpreußen zu versetzen. Er hatte dieses Amt richtig als Verbannung empfunden, hatte meine eindringlichen Ermahnungen nicht in den Wind geschlagen und war nach unserm Urtheil nun wirklich ein brauchbarer Beamter geworden. Je mehr sich das herausgestellt hatte, um so mehr hatte ich mich unserer Beziehung gefreut und hatte sogar den Vorsatz gefaßt, ihn bei guter Gelegenheit ganz an mich heranzuziehen. Jetzt war er acht Jahre in Ostpreußen, kannte das Land und seine Menschen, und mir schien, ich könne für das, was mir hier aufgegeben war, keinen besseren Gehilfen finden als ihn. Damit brach ich zugleich dem Vor-

wurf die Spitze ab, daß ich nur Reaktionäre und Monarchisten in meiner Umgebung duldbete.

So wurde die Anwerbung des Kameraden Jupp, der sonst Lübbring hieß, die erste Amtshandlung in meinem neuen Reich. Die zweite galt der Ordnung des Rechnungswesens. Ich hatte das Vertrauen zu den Angestellten meiner Behörde verloren und alle Angebote aus ihren Kreisen, in meine neue Dienststelle überzutreten, abweisen müssen. Es hatten sich bei der Rassenverwaltung, die ich in übertriebener Vorsorge nach Tilsit verlegt hatte, sehr peinliche Dinge ereignet. Vor einer Wiederholung wollte ich mich schützen und warb mir als Rechnungsführer einen Mann, auf dessen Treue ich mich verlassen konnte. Er hieß Hans Kaestner und war Kaufmann und seit Jahren in einer Hamburger Behörde tätig, mir jedoch schon aus der Jugendzeit bekannt. Eine Schreibhilfe rief ich aus Tilsit herbei, eine Baltin, der wir die Aufdeckung der Tilsiter Vorgänge zu danken hatten und die dort nicht mehr am rechten Orte war. Eine größere Behörde wünschte ich nicht, da ich inzwischen mancherlei Leerlauf gesehen und erfahren hatte, wie schwer es ist, einen angeschwollenen Betrieb auf das Maß des Notwendigen zurückzuführen. Drei Dienststräume stellte mir der Oberpräsident zur Verfügung.

Als ich ihn besuchte, fand ich dort meine Vollmacht, die mir schon im Ferngespräch bekanntgegeben war, schriftlich ausgefertigt vor. Sie beauftragte mich, in Ost- und Westpreußen die Ordnung wiederherzustellen, zusammen mit den Militärbehörden für einen ausreichenden Grenzschutz Sorge zu tragen, und gab mir das Recht, im Namen der Reichs- und Staatsregierung alles zu tun, was ich zur Erreichung dieser Zwecke für notwendig hielt.

Ich hörte, daß meine Einsetzung auf Schwierigkeiten gestoßen sei, daß die Reichsregierung zunächst Preußen habe ausschalten wollen, die preußische Regierung sich aber durchgesetzt habe, so daß ich nun Beauftragter beider Regierungen war. Dies Verhältnis war ganz danach beschaffen, unendliche Streitigkeiten und unauflösbare Verwicklungen zu verursachen, wie sich sogleich in den ersten Tagen herausstellte, als ich wissen wollte, wer die Behörde zu bezahlen habe. Das Reich meinte Preußen, aber Preußen sagte Nein. So zahlte keiner, und ich mußte den Oberpräsidenten um einen Vorstoß bitten, den ich erst nach anderthalb Monaten zurückzahlen konnte, als das Auswärtige Amt dem Streit ein Ende gemacht und unter Vorbehalt die Kosten übernommen hatte.

Die ersten Tage brachten mir nur herabstimmende Eindrücke. Dazu rechnete ich nicht, was ich sah, als ich unangesagt die Matrosen im Schloß aufsuchte, um ihren Anführern die unerläßliche förmliche Erklärung zu machen, daß sie sich meinen Anweisungen fügen mußten. Auf den Anblick dieser Gestalten und ihres Treibens mußte ich vorbereitet sein. Aber herabstimmend war es, daß ich keine Möglichkeit entdeckte, die Macht aufzubringen, mit der ich die Herrschaft der Matrosen brechen konnte. Jene Abordnung der entlassenen Unteroffiziere, die mich zwei Wochen zuvor aufgesucht hatte, war unauffindbar. An sie hatte ich gedacht und auf sie gerechnet, als ich den Auftrag angenommen hatte. Jetzt blieb alles Forschen nach ihr vergeblich. Ich saß auf meinen Vollmachten und mußte zufrieden sein, daß mich der Siebenerausschuß in Ruhe ließ. Bei einem Ferngespräch mit dem preußischen Ministerpräsidenten sagte dieser: „Sie haben alles, was Sie brauchen. Sie haben diktatorische Vollmachten.“ Meine Vollmachten waren gewiß so auszulegen. Aber was nützten sie

mir: ich konnte meiner Schreibhilfe einen Brief diktieren — weitere Diktate waren mir nicht möglich. Mein Wunsch, aus den vorhandenen Truppen etwa dreitausend Mann von zuverlässiger Gesinnung herauszuziehen, war nach dem Urtheil des Generalkommandos unerfüllbar.

So mußte ich hier, wie vor zwei Monaten im Baltenlande, von vorn anfangen und aus dem Nichts etwas schaffen. Dort war Tresckow mein Helfer gewesen; er war in Libau entbehrlich und mußte mir jetzt wiederum helfen. Aber ehe wir ans Werk gehen konnten, hatte ich mich in Weimar bei der Nationalversammlung zu melden.

Ich weiß nicht, mit welchen Erwartungen ich nach Weimar fuhr, denn ich fühlte mich beladen und ausgefüllt, so daß ich über die Aufgaben der Nationalversammlung nicht wirklich nachdachte. Ich sah, daß wir eine Republik werden mußten, aber ich war kein Republikaner. Die parlamentarische Republik mußte unser nächstes, aber sie konnte nicht unser letztes Wort sein. Sooft meine Gedanken hierbei verweilten, wurde es mir zur Gewißheit, daß die Republik nur Nothbehelf und Durchgang sein durfte. Ich weiß nicht, ob es Erwartungen oder nur Wünsche waren, wenn ich mir vorstellte, es würden in Weimar vierhundert Männer beisammen sein, wohl in fünf Fraktionen geschieden, aber durch den gleichen Willen miteinander verbunden, unser aus der Form geratenes Volk zu neuer, wirkungskräftiger Form zu ordnen. Man würde über alle Fraktionsvorurtheile hinwegsehen, die Künste der Demagogie verachten, nicht von den Sünden der Vergangenheit sprechen, zumal wir doch, wenn gesündigt worden sei, alle gesündigt hätten, und nur die Aufgaben sehen, die nun vor uns standen. Ich würde vierhundert Männer finden, in

denen sich schon darstellte, was kommen müsse: die durch Leid geläuterte Nation, die in der Größe des Unglücks allem Kleinlichen entwachsen sei.

Mit solchen Gedanken und Hoffnungen fuhr ich durch die sternlose Winternacht, ein stiller Gast in der Gesellschaft verwahrloster Matrosen, die unterwegs Ringkämpfe ausführten und dabei die Fensterscheibe zerbrachen; ich mußte dieses Treiben dulden, wie das dunkle Land, durch das wir fuhren, alles dulden mußte, was auf ihm geschah, und sich nur in der Kraft des Ausharrens bewähren konnte.

Ich kam als Nachzügler in Weimar an. Die Fraktionen waren schon in voller Tätigkeit. Man beriet eine Notverfassung und beschäftigte sich danach mit der Verteilung der ersten Ämter. Es lag eine Abrede mit den Demokraten und dem Zentrum vor, daß die Sozialdemokratie alle drei Präsidien besetzen sollte; unsere Fraktion hatte danach den Reichspräsidenten, den Ministerpräsidenten und den Präsidenten der Nationalversammlung auszusuchen und vorzuschlagen. Das Präsidium der Versammlung sollte jedoch nur für die Eröffnung der Sozialdemokratie zufallen, und zwar war David durch eine Vorabrede dazu ausersehen, weil die Eröffnungsansprache dem Geiste des Ortes gerecht werden sollte, wozu David am besten ausgerüstet schien. Danach sollte Fehrenbach vom Zentrum zum Präsidenten gewählt werden. Für die beiden anderen Präsidien standen die beiden Namen Ebert und Scheidemann von vornherein fest, und es war nur strittig, wie beide Ämter zwischen ihnen zu verteilen seien; offenbar wollte jeder von ihnen Reichspräsident werden.

In der Frühe des Tages, an dem die Fraktion darüber entscheiden sollte, kam ein Bote zu mir, der mich zu Ebert ins

Schloß rief. Als ich mich bei ihm meldete, lud er mich zu seinem Morgenkaffee ein und lenkte das Gespräch sogleich auf die bevorstehende Entscheidung in der Fraktion. Er zog einen Merkblock aus der Tasche, reichte ihn mir und erklärte die Zahlen, die ich dort sah: die Abgeordneten aus Bayern, Württemberg, Baden, aus dem Rheinlande und aus Schleswig-Holstein würden mit wenigen Ausnahmen für ihn eintreten, die aus Hessen, Westfalen und Hannover würden geteilt stimmen, die aus Thüringen, Sachsen und Brandenburg neigten mehr zu Scheidemann, über die schlesischen Abgeordneten sei er sich nicht klar, weil sie Löße folgten, der ein doppelzüngiger Mensch sei, ebenso sei die Haltung der Magdeburger und Hamburger unsicher, wahrscheinlich aber würden die Abgeordneten aus dem Osten den Ausschlag geben. Welche Haltung sei von ihnen zu erwarten?

So sah ich mich in den Amterhandel hineingezogen, dem ich mich lieber ferngehalten hätte. Ich war selbstverständlich für Eberts Wahl, weil er ein Mensch mit Gewissen war, ich hatte zu meinen Bekannten gesagt, die Frage Ebert oder Scheidemann sei keine Frage, man könne keinen Demagogen zum Reichspräsidenten wählen. Nun übernahm ich es förmlich, die Stimmen der Abgeordneten aus dem Osten auf Ebert zu lenken und meine Bekanntschaften unter den Magdeburgern und Hamburgern für ihn auszunutzen.

Es blieben mir bis zur Fraktionsfikung nur zwei knappe Stunden, und da sie nicht ausreichten, mußte ich in der Sitzung nachholen, was ich vorher nicht hatte tun können. Man erwartete wohl allgemein, wir würden abstimmen, ohne über Ebert und Scheidemann zu sprechen, und es gab daher einige Verwunderung, als ich mich zum Wort meldete und Ebert als Reichspräsidenten empfahl. Scheidemann mußte dann

Ministerpräsident werden. Das machte meine Aufgabe nicht leicht: ich mußte Scheidemann als Reichspräsidenten ablehnen, aber als Ministerpräsidenten gelten lassen; daß ich mir damit seine Feindschaft zuzog, mußte ich in Kauf nehmen. Ich verfuhr so, daß ich von jedem der beiden Ämter feststellte, welche Eigenschaften sein Träger haben müsse; vom Reichspräsidenten werde Stetigkeit und überlegene Ruhe gefordert, er müsse ein Mensch sein, der durch seine Persönlichkeit auf die inneren Gegensätze ausgleichend wirke, dagegen brauchten wir als Ministerpräsidenten eine Kampfnatur, die den Kampf mit den Siegerstaaten, der nun in der Hauptsache ein rhetorischer Kampf sei, kräftig und wendig zu führen wisse. Nach diesen Feststellungen war es leicht, die Wirkung zu erzielen, um die es mir zu tun war. Zwar kamen noch einige Redner zu Wort, die anders wollten, aber sie hatten einen schlechten Stand und schlugen nicht durch.

Ebert und Scheidemann waren beide der Sitzung ferngeblieben. Als ich einmal den Saal verließ, standen sie beide draußen in der Nähe der Tür. Jeden hatte die Unruhe an den Ort der Entscheidung getrieben.

Ebert nickte mir zufrieden zu, Scheidemann streifte mich mit kaltem Blick. Da wußte ich, daß sie beide meine Rede durch die Tür gehört hatten. Als dann später abgestimmt und das Ergebnis festgestellt war, kamen sie beide in den Saal. Ebert hatte von den hundertfünfzig Stimmen rund zwei Drittel erhalten. Als das Ergebnis bekanntgegeben war und Ebert ein paar Worte des Dankes gesagt hatte, trat Scheidemann als erster an ihn heran und beglückwünschte ihn.

Die Wahl des Reichspräsidenten durch die Nationalversammlung war danach eine bloße Förmlichkeit; das Trugbild der Demokratie enthüllte schon dieser Vorgang: der erste

Reichspräsident wurde von hundert Menschen bestimmt, und ausschlaggebend waren die zwanzig oder dreißig Stimmen, die ich kurz vor der Wahl für ihn warb.

Es machte mir Freude, daß ich Eberts Wahl in solchem Umfange hatte beeinflussen können. Ich kannte seine Mängel, die später mancher belächelte, der seine Bildung leichter erreicht hatte, aber ich kannte auch den großen Vorzug seiner schlichten und ehrlichen Art; ich hatte ihn schwach und ratlos gesehen, aber er hatte sich dann doch zum kräftigen Durchgreifen bestimmen lassen. Im übrigen aber war es eine Zeit der Not und Verlegenheit, in der sich das Reich von außen und innen bedroht sah, und diese Zeit wird es immer wieder rechtfertigen, daß ein Mann zur höchsten Würde berufen wurde, der nicht mehr und nicht weniger als ein guter Hausvater war.

Mit ganz anderm Ausgang nahm ich mich einer zweiten Angelegenheit an. Die Elsaß-Lothringer hatten eine Abordnung nach Weimar gesandt, die zur Nationalversammlung zugelassen zu werden wünschte. Es waren etwa zwölf Männer, an ihrer Spitze stand der kurz zuvor zurückgetretene Kriegsminister Scheuch. Sie waren nicht gewählte Abgeordnete, sondern Vertrauensleute der verdrängten Elsaß-Lothringer und durchweg durch ihren Namen beglaubigte Persönlichkeiten. Die Volksbeauftragten hatten die Entscheidung über ihre Zulassung der Nationalversammlung überlassen, das Versammlungspräsidium hatte sie abgewiesen. Nun versuchten die Elsaß-Lothringer, durch die Abgeordneten auf das Präsidium einzuwirken, und wandten sich dabei auch an mich. Ich kannte Scheuch von meinen Verhandlungen im Kriegsministerium und war gern bereit, mich der Abordnung anzunehmen. Aber wo ich ihre Sache vertrat, stieß ich auf Ablehnung. Zuletzt versuchte ich mein Glück in der Fraktions-

versammlung. Ich sagte, es sei eine Selbstverständlichkeit, die Elsaß-Lothringer zuzulassen, es sei ebenso selbstverständlich wie die Zulassung der Abgeordneten aus Posen, die in aller Form als Mitglieder der Nationalversammlung anerkannt waren. Es werde kein Volk geben, das in diesem Falle anders handeln würde. Da begann man zu murren. Ich ließ mich zuerst nicht beirren und sprach weiter. Da erhoben sich einzelne und riefen, ob ich noch nicht genug von der Prestigepolitik hätte? Ob ich nicht ein sähe, daß Frankreich eine Zulassung der Elsaß-Lothringer als Provokation empfinden müsse? Daß es Wahnsinn sei, Frankreich auf solche Weise zu reizen? Ich erkannte die Nutzlosigkeit meines Vorgehens und machte einen neuen Vorschlag: die Nationalversammlung solle die elsass-lothringische Abordnung empfangen und eine Erklärung von ihr entgegennehmen. Dies fand fast noch stärkeren Widerspruch. Ich wandte mich an den Leiter unserer Versammlung und verlangte Abstimmung über meinen Antrag. Aber auch diese wurde mir verweigert; nur eine kleine Gruppe unterstützte mein Verlangen.

Was in den andern Fraktionen für die Elsaß-Lothringer geschah, wurde mir nicht bekannt. Die Abordnung verließ Weimar ungehört.

Schon vorher hatte mich ein Unbehagen ergriffen, das nach dieser Niederlage in eine Gereiztheit überging, der ich mich vergeblich zu erwehren suchte. Ich fühlte mich fremd unter den hundert Bekannten, stieß bei jedem Gespräch auf Meinungen, die mich empörten, und war nicht imstande, die Bitterkeit zu verbergen, mit der ich angefüllt war. Da gab es oft Verwunderung und Geraune, daß ich den Verführungskünften der ‚baltischen Barone‘ erlegen und zum Reaktionär geworden sei.

In einer großen Debatte sprach der Graf im Bart, der alte Posadowsky, der bei den Deutschnationalen Abgeordneter war. Ich hatte meinen schlechten Platz ganz im Hintergrunde neben dem ewig schnupfenden Bauernbündler Eisenberger verlassen und war nach vorn gegangen, um die Rede des alten Grafen besser zu hören. Da geschah es, daß ich ihm mitten in seinen Sätzen ein lautes Bravo zurief. Der Ausruf war mir einfach entfahren. Posadowsky hörte es, sah mich an und nickte mir dankend zu. Aber die ganze Versammlung und insbesondere meine Fraktion, vor deren Bänken ich stand, hatte den Vorfall beachtet, und es gab ein erhebliches Aufsehen, fragende und entrüstete Zurufe. Der jüdische Abgeordnete Hoch aus dem Maingau, der mir seit langem gram war, weil ich seiner Mitarbeit am ‚Grundstein‘ ein Ende gemacht hatte, rief mir zu, ich solle doch zur Rechten hinübergehen, wo ich hingehöre. Meine wenigen Freunde schüttelten den Kopf.

In diesen Tagen schrieb ich an Dora Amborn einen Brief, in dem ich ihr und mir eine Rechenschaft ablegte: „Se länger ich hier bin und je mehr ich höre und sehe, um so deutlicher wird es mir, daß ich nicht in die Politik hineingehöre. Ich rede, wo ich schweigen sollte, und bin still, wo es besser wäre zu reden. Ich bin dem herrschenden Durchschnitt in der Erkenntnis des Notwendigen um einige Jahre voraus. Wäre ich politisch begabt, so wüßte ich diesen Vorteil zu verwerten, aber so wie ich bin, treibt er mich immer in die Opposition zur jeweils herrschenden Strömung. Ich müßte meine bessere Einsicht verschweigen, mich dem allgemeinen Zuge anschließen und warten, bis auch die andern zu meiner Einsicht gekommen sind. Aber das kann ich nicht, und darin besteht der Mangel, an dem ich als Politiker scheitern werde oder eigent-

lich schon gescheitert bin. Gegenwärtig sehe ich die Lage so: Wir werden einen bösen Frieden bekommen. Je schlimmer er ist, um so früher und stärker wird in unserem Volke eine nationale Sehnsucht entstehen, und aus ihr wird sich ein nationaler Wille von einer Leidenschaft erheben, wie wir sie uns heute nicht vorstellen können. Da ist es nun der große Fehler der Sozialdemokratie, daß sie diese Zukunft nicht sieht und alle Mahnungen in den Wind schlägt, wenn man sie ihr prophezeit. Es ist immer so gewesen und es kann nicht anders sein, daß ein Volk sich um so mächtiger erheben wird, je tiefer es erniedrigt wurde. Wir müßten das Gefühl dieser nationalen Sehnsucht sein, wir müßten der stärkste Ausdruck des nationalen Willens werden. Brächten wir es dahin, so hätten wir eine große Zukunft vor uns. Aber wir tun das Gegenteil.

Die Siegerstaaten haben uns jetzt neue Bedingungen für die Verlängerung des Waffenstillstandes auferlegt und die Freigabe der Kriegsgefangenen wiederum abgelehnt. Die Bedingungen sind so hart, daß ich kein Wort für die Gefühle habe, mit denen ich sie anhörte. Man krallt die Hand und möchte die Gurgel eines der Schurken drüben zwischen den Fingern haben. Es hieß, wir könnten nichts dagegen tun. Ich meinte, etwas könnten wir doch tun: wir sollten uns zur Sitzung versammeln, und der Präsident solle dann als Ausdruck der nationalen Trauer die Sitzung aufheben. Ich stieß wieder auf Verständnislosigkeit und Ablehnung. Einige riefen mir wieder zu: Prestigepolitik! Einer fragte, was ich damit zu erreichen hoffte? Sie fühlen es nicht.

Nun habe ich auch einen Begriff von Erzberger bekommen. Der Mann hatte jene Bedingungen bekanntzugeben und über die Verhandlungen zu berichten. Ich mußte ihn dabei unverwandt ansehen. Er zeigte keine Spur von Ergriffenheit und

Erschütterung. Wer seine Rede gedruckt liest, mag solche Gefühle vermuten, aber wer ihn dabei sah, hat dergleichen nicht wahrnehmen können. Ich sah an ihm nur Selbstgefälligkeit, die Genugthuung und das Selbstgefühl des in der Hütte Geborenen, der bis in den Vordergrund der großen Ereignisse vorgedrungen ist und eine Hauptrolle in diesem Drama der Weltgeschichte spielt. Mein Eindruck von ihm während dieser Rede war furchtbar, und ich werde ihn nie wieder loswerden.

Ich bin mit großen Hoffnungen nach Weimar gekommen. Das Wort Nationalversammlung hatte mich bezaubert, obwohl ich mit meinen Erfahrungen davor hätte gefeit sein sollen. Aber dies ist keine Versammlung der Nation. Darum bin ich so schwer enttäuscht. Man sieht eine Fortsetzung des Reichstags. Etwa dreiviertel der Abgeordneten gehörten dem letzten Reichstage an und haben ihre Reichstagsgewohnheiten mitgebracht. Dort haben sie von nörgelnden und anklägerischen Reden, von Forderungen an die Regierung und Polemik untereinander gelebt, haben dabei sehr wichtig genommen werden wollen, für sich aber genau gewußt, daß sie eine unnütze Gesellschaft waren, die allein dadurch Bedeutung gewann, daß sie als der Gegenspieler der Reichsregierung auftrat. Jetzt fehlt ihr der Widerpart, denn die Regierung sind sie nun selber. In diese neue Lage können sie sich noch nicht hineinfinden, sie möchten immer noch polemisieren und anklagen, und da sie nicht gut ihre eigenen Fraktionsbrüder in der Regierung berennen können, bleibt ihnen nur übrig, der alten Regierung Flüche nachzuschicken. Das ist sehr widerwärtig und kleinlich und offenbart nicht den Geist eines vom Schicksal geläuterten Volkes, sondern eher den Geist auffässiger Domestiken, die ihrer verjagten Herrschaft nachschelten.

Das ist es, was mich so enttäuscht und verbittert, daß mir der Aufenthalt in Weimar zu einer Pein geworden ist. Zum Trost denke ich dann daran, welche große Gunst darin liegt, daß mir im Osten eine Aufgabe geschenkt ist. Dabei kann ich in dem Geiste wirken, den ich hier vermissen.

Wenn ich soviel vom Geiste schreibe, so ist es zugleich der Nachhall einer Unterhaltung mit Naumann und dem Hamburger Carl Petersen. Naumann ist sehr abgemagert und gealtert und macht den Eindruck eines hinfalligen Mannes. Wir unterhielten uns während des Krieges zweimal in Petersens Wohnung, und bei einem dieser Gespräche, an dem auch Gertrud Bäumer teilnahm, sagte Naumann von der deutschen Zukunft, es komme alles auf den Geist an. Auf dieses Wort griff ich gestern abend zurück, und wir sprachen eine Weile vom Geiste der Nationalversammlung und vom „neuen Geist“ schlechthin. Dabei stellte sich heraus, daß wir den neuen Geist in recht verschiedenem Lichte sehen. Petersen meinte, es müsse ein sozialer Geist sein. Ich widersprach ihm: der soziale Geist sei eine vordringliche Forderung gewesen, als das deutsche Volksvermögen Jahr für Jahr um anderthalb Milliarden wuchs und das Lohneinkommen sich nur langsam über die Grenze des Elends erhob. Diese Zeit liege jetzt hinter uns; und an Naumanns bedeutendstes Buch erinnernd, sagte ich, ein soziales Kaisertum würde heute keine Aufgabe mehr finden, weil sich der Arbeiter inzwischen selber geholfen habe. Die Stellung des Arbeiters im Staat sei kein Problem mehr und seine Teilnahme auch an den höchsten Aufgaben zur Selbstverständlichkeit geworden. Die Fragestellung sei jetzt umgekehrt: früher habe sich die Forderung der Zeit an den Staat gewandt, jetzt wende sie sich an den Arbeiter; früher habe der Staat dem Arbeiter gerecht werden sollen, jetzt müsse

der Arbeiter dem Staat gerecht werden. Aber heute wie damals sei die Beziehung zwischen Staat und Arbeiter die Achse, von der unsere Entwicklung ihre Richtung empfangen, und darum müsse der neue Geist aus dieser Beziehung hervorgehen. Der Arbeiter müsse jetzt zum Schöpfer und Träger eines neuen Nationalgeistes werden, wie ihn Deutschland fordere.

Da war es bemerkenswert, daß Carl Petersen nachdrücklich widersprach und ausführte, die Forderung der Zeit wende sich vordringlichst an den Bürger, der sich im neuen Deutschland sozial zu bewähren habe, um alte Verfehlungen gutzumachen und den Arbeiter mit Vertrauen zu erfüllen. Das Gespräch zwischen uns spitzte sich zu und hätte uns vielleicht einander entfremdet, hätte nicht Naumann eingegriffen. Als wir vom Gegensatz unserer Meinungen gebannt waren und nicht weiter konnten, sagte Naumann: „Aber das ist doch wundervoll! Da ist der Arbeiter und sagt: die Forderung der Zeit richtet sich an mich, ich muß der Träger des Nationalgeistes werden! Und hier ist der Bürger und sagt: Nein, die Forderung der Zeit richtet sich zuerst an mich, ich muß dem sozialen Geist eine breite Bahn brechen. Ist das nicht wundervoll? Dieser Geist auf beiden Seiten ist doch das, was uns immer gefehlt hat! Wenn ihn uns jetzt das große Unglück schenkt, so ist er zwar schwer erworben, aber er ist doch die Gewähr, daß es einmal wieder mit Deutschland aufwärts gehen wird!“

Das löste die Verstrickung, in der wir uns zu befinden glaubten. Petersen reichte mir die Hand über den Tisch und sagte: „Was denken Sie jetzt?“ Ich antwortete erfreut, ich sähe nun, daß unsere Meinungen sich nicht widersprächen, sondern zusammengehörten. „Und ich“, sagte Petersen, „freue mich, daß wir einen Mann wie Pfarrer Naumann haben, der

so hoch über den Gegensätzen steht, daß er sie verbinden kann. Gott schenke ihm Gesundheit und langes Leben!

Es war ein schöner Abend, und weil wir alle drei das fühlten, mochte keiner aussprechen, was jeder von uns weiß, nämlich, daß er mit diesem Geiste in seiner Umgebung ziemlich allein steht.“

Etwa zehn Tage blieb ich in Weimar, dann nahm ich Urlaub und fuhr nach Königsberg zurück.

Dort war Tresckow eingetroffen und hatte sich mit der Lage bekanntgemacht. Die Oberste Heeresleitung hatte für den Grenzschuß im Osten zwei Oberkommandostellen eingerichtet, das Oberkommando Süd in Breslau und das Oberkommando Nord in Königsberg. An der Spitze der Königsberger Stelle stand der Oberst v. Seeckt, dem Bürkner als Stabschef beigegeben war. Seeckt hatte sich nur wenige Tage in Königsberg aufgehalten; als der Soldatenrat bei ihm erschien, war er mit seinem Stabe nach Bartenstein übergesiedelt, wo ihn kein Soldatenrat belästigte. Tresckow hatte die Beziehungen schon hergestellt und konnte mir berichten. Die Bewegungen der Roten Armee gingen deutlich gegen Ostpreußen, waren aber, infolge des schlechten Wetters und der schlechten Wege, einstweilen noch langsam. Es war den Russen anscheinend darum zu tun, die Linie Kowno—Memel zu besetzen. Ihre weiteren Absichten konnte man nur vermuten, doch hatte sich dafür ein Anhalt ergeben: der Siebenerausschuß der Matrosen hatte Kurierverbindung mit der Roten Armee und zog Verstärkungen an sich.

Es dauerte ein paar Tage, ehe ich mir die Schlüsse des Oberkommandos zu eigen machte. Die Rote Armee, so meinte man dort, ziele nicht nur auf die Wiedereroberung der ehe-

malignen Gouvernements Rowno und Riga, sondern weiter auf Ostpreußen, sie werde den Roten Matrosen die Hand reichen und mit ihnen die bolschewistische Revolution nach Deutschland hineintragen: sobald die Linie Rowno—Königsberg gesichert sei, werde sie sich auf Berlin richten.

Immer wieder erhob ich vor mir den Einwand, das könne nicht sein, es gäbe keine Deutschen, die ihr Land in ein solches Unglück stürzen möchten; ich wehrte mich gegen diese Annahme, die mir ungeheuerlich erschien. Aber die Tatsachen mußte ich anerkennen, als sie mir durch Meldungen bewiesen wurden, gegen deren Glaubwürdigkeit ich nichts vorzubringen hatte. Man hatte die Kuriere sowohl bei ihrem Verkehr im Schloß wie bei ihrer Abreise beobachtet. Man hatte außerdem festgestellt, daß die Matrosentruppe Zuzug aus dem Reich erhielt. Diese Tatsachen hatten ihr Gewicht. Die Kuriere konnten doch nicht nur dazu dienen, Freundschaftserklärungen und Grüße auszutauschen. Der Siebenerausschuß konnte nicht annehmen, daß seine Herrschaft dauern werde, wenn sie sich nur auf Ostpreußen beschränkte. Ihre Dauer war nur möglich, wenn der Spartakismus insgesamt siegte. Die Verstärkungen konnten nur den Sinn haben, diesen Sieg vorzubereiten. Ich hatte unruhige Tage und schlaflose Nächte.

Eines Tages ließ sich ein Kompanieführer der Matrosentruppe durch einen mir näher bekannten Angehörigen des Soldatenrats bei mir einführen. Er war ein junger Mann aus Hannover und erzählte mir, daß es ihn gereue, sich auf diese Dinge eingelassen zu haben, denn er sei aus einer rechtschaffenen Familie, die nicht wisse und nicht erfahren dürfe, welche Rolle er in Königsberg spiele. Er merke, daß es ein böses Ende nehmen würde, doch könne er sich jetzt nicht frei-

machen, er wolle sich aber mir gänzlich anvertrauen und sei bereit, mir alles mitzuteilen, was bei ihnen vorgehe, wenn ich ihm verspräche, ihm später zu bescheinigen, daß er nur als mein Vertrauensmann in der Matrosentruppe gewesen sei.

Ich ging auf diesen Pakt ein und empfing schon anderntags ein Verzeichnis aller Leute, die in den letzten Wochen neu eingestellt waren. In der Folge bediente er mich so gut, daß ich oft schon morgens wußte, welchen Zuzug man mit dem Abendzuge erwartete, so daß wir die Meldungen unserer Bahnhofsüberwachung mit seinen Angaben vergleichen konnten. Über den Kurierverkehr konnte er mir nichts mitteilen, was wir nicht schon wußten, wie denn die politischen Pläne des Siebenerausschusses überhaupt vor der Truppe geheim gehalten wurden.

In diesen Tagen kam der General v. d. Goltz in Königsberg an. Das Oberkommando hatte ihn bereit gefunden, den Befehl über die Truppen im Baltenslande zu übernehmen. Er sprach bei mir vor. Es war eine große Beruhigung, die Führung in seiner Hand zu wissen.

Es war wohl am gleichen Tage, daß eine neue Bewegung der Roten Armee gemeldet wurde; ihre Spitze hatte jetzt Telsche besetzt; von diesem litauischen Ort war die deutsche Grenze in einem Tage marschierend zu erreichen. Ich kam mit dem Oberkommando überein, diesen Vorgang geheim zu halten, um nicht eine neue Fluchtbewegung der Grenzbewohner hervorzurufen.

Ich saß jetzt ständig mit dem Gefühl an meinem Tisch, daß mir die Freiheit nur noch geschenkt sei, und daß jeden Augenblick eine Horde erscheinen könne, um mich festzunehmen. Einen Schutz hatte ich nicht. Im Vorzimmer saß Hans Kaestner und hatte, wie ich selber, eine Pistole in der Tasche. Im

Nebenzimmer saß Tresckow, und etwas entfernt hatte Lübb-
ring seinen Platz. Aber es gab Stunden, wo sie alle drei unter-
wegs waren.

Der Siebenerausschuß hatte der Stadt, weil die blaue, ehe-
mals königliche Polizei ziemlich verwahrloßt und gänzlich un-
zuverlässig war, eine Sicherheitswehr von etwa sechshundert
Landwehrmännern zugestanden, die in den Straßen für leid-
liche Ordnung sorgten. Diese Leute rechneten sich politisch zur
Sozialdemokratie, sie waren insgesamt in Königsberg be-
heimatet, wohnten bei ihren Familien und erhielten neben
ihrer Verpflegung sechs Mark für den Tag. Ich besuchte zu-
weilen ihre Unterkünfte und sprach ihre Abteilungen an.
Gern hätte ich sie dafür gewonnen, mit ihnen die Matrosen
auszuheben. Tresckow lächelte über diesen Gedanken, ich aber
ging ihm nach, weil mir daran gelegen war, die Sozialdemo-
kratie an dem Unternehmen zu beteiligen. Ich hatte genug Er-
fahrung, um vorauszusehen, daß die Partei, wenn Sturm
und Gefahr vorüber waren, mir das Blutvergießen zum Vor-
wurf machen würde. Das hätte ich ihr erschwert, wenn ihre
eigenen Leute daran teilgenommen hätten.

Jetzt seufzte sie unter dem Terror der Matrosen, seufzte
nicht weniger als die Bürger in den Städten und die Guts-
besitzer auf dem Lande und klagte über mein Säumen. Einer
ihrer Führer kam zu mir und fragte, wie weit die Vorberei-
tungen gediehen seien. Ich antwortete, zu einer Entwaffnung
fehle mir noch die Macht, und ich müsse mir Zeit von den
Matrosen erkaufen, indem ich mit ihnen verhandelte. Der
Mann sagte: „Zwei Millionen Ostpreußen beten jeden Abend:
Winnig, hilf uns! Und Sie verhandeln! Wann werden Sie
handeln?“ Ich beruhigte ihn und sagte, ich würde handeln,
sobald ich stark genug dazu sei; nur befürchtete ich, die Partei

würde nachher nicht Stich halten und mein Handeln verurtheilen, obwohl sie jetzt darauf dränge.

Ich wußte, daß die ganze Provinz mit Ungeduld auf die Stunde der Befreiung wartete und mein Zögern nicht verstand. Man schrieb mir Briefe mit und ohne Unterschrift. In einem stand:

Seit drei Wochen sitzt da ein Reichskommissar,
Und noch ist alles, wie's vorher war!

Antworten konnte ich nicht, sondern mußte Anklage und Ver-spottung hinnehmen und durfte nur hoffen, mich durch Laten zu rechtfertigen. Außerhalb Königsbergs war ich nicht so völlig ohnmächtig, daß ich nicht doch manche Unordnung und Unbill hätte abstellen und abwehren können. Dort war das Ansehen der Beamten nicht so gewaltsam zerstört worden, wie im unmittelbaren Machtbereich der Matrosen, und oft genügte schon ein schriftliches Eingreifen, um dem Rechte Geltung zu schaffen. In schweren und hartnäckigen Fällen fuhr ich hinaus und bestellte Arbeiter- und Soldatenräte zur Besprechung. Nicht selten zeigte sich dann, daß es selbst unter ihnen ein dankbares Aufatmen gab, wenn ich die Verbrecher so hart anfaßte, daß sie zu Kreuze krochen. Da mußte ich eine grobe Sprache führen und den Mund gehörig voll nehmen, warnen und drohen und überhaupt so tun, als ob ich nur den Finger zu rühren brauchte, um alle Widerseßlichkeit zu brechen.

Die Ungeduld führte eines Tages auch den Geheimrat Kapp zu mir. Er kam am späten Nachmittag, als es schon dunkelte, doch war gerade wieder Lichtstreif, so daß ich ihn beim schwachen Licht qualmender Kriegskerzen empfangen mußte. Er führte sich mit der Versicherung ein, es dürfe jetzt keinen Hader geben, und darum komme er, um mir zu sagen,

daß er mich bei meiner Aufgabe unterstützen wolle, soweit er könne. Ich dankte ihm und sagte, das sei auch mein Standpunkt und ich würde mich freuen, wenn er mir helfen könne. Nach diesem Anfang verlief unsere Unterhaltung wie zwischen guten Bekannten. Ich sprach offen von den Gründen, die mich zum Warten zwangen, und Rapp sprach von den führenden Männern und den Strömungen in der Provinz, wobei ich merkte, daß es innerhalb der rechtsstehenden Kreise mancherlei Streit und Parteiung gab, an denen Rapp irgendwie beteiligt war. Diese aufdämmernde Einsicht machte mir wenig Freude: enttäuscht von der Sozialdemokratie hoffte ich auf der Rechten einen Geist zu finden, der, von der großen nationalen Aufgabe erfüllt, der Eifersucht und den Ränken keinen Raum ließ. Wie man auf der Rechten über mich dachte und urteilte, wußte ich nicht, nahm aber an, daß ich dort bereits als rücksichtsvoll und unentschlossen verworfen sei.

Auf diese Meinung führte ich es zurück, daß die Staatsregierung durch den Oberpräsidenten eine große Besprechung anberaumen ließ, zu der Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden und der Arbeiter- und Soldatenräte geladen waren. Von der Staatsregierung kam der Ministerpräsident Hirsch, dem sich einige Leute vom Vollzugsausschuß des Berliner Zentralrates angeschlossen hatten. Ich wurde vom Oberpräsidenten tags zuvor benachrichtigt und fand mich rechtzeitig ein, fühlte mich aber nicht unmittelbar beteiligt und blieb im Hintergrunde. Hirsch leitete die Besprechung und sprach von mancherlei Beschwerden, die der Staatsregierung zu Ohren gekommen seien und hier erörtert werden sollten. Er vermied es, die Beschwerden, die sich wohl allgemein gegen die Übergriffe der Soldatenräte richteten, beim rechten Namen zu nennen, um nicht die Leute vom Vollzugsausschuß gegen sich

aufzubringen, und erwartete, daß die Behördenvertreter es an seiner Statt tun würden. Aber bei denen war die Scheu kaum weniger groß, so daß es nur zu einer Unterhaltung kam, die mehr um die Beschwerden herumredete, als ihnen zu Leibe ging, und den Leuten vom Vollzugsausschuß Mut machte, gegen die ‚ostpreussische Vendée‘ zu wettern. Da wurde Hirsch noch furchtsamer und sah sich ratlos um, erblickte mich und fragte, ob ich denn keine Beschwerden vorzubringen hätte. Ich sagte nein, das sei nicht meines Amtes. Die Antwort verwirrte ihn und er erinnerte an meine Beschwerden, die ich wegen des Anhaltens der Heeresensendungen nach Berlin gerichtet hatte. Ich sagte, ich hätte den Beschwerden nichts hinzuzufügen. Darauf schoß ein junger Mann namens Asch in die Höhe, dem im Vollzugsausschuß die den Osten angehenden Sachen überantwortet waren, und erklärte, daß die Nachschübe nach dem Baltenlande auf Anweisung des Vollzugsausschusses verhindert würden und daß man nicht daran denke, diese Anweisungen zurückzunehmen. „Sie haben diese Erklärung gehört“, sagte Hirsch, „was haben Sie dazu zu sagen?“ „Nichts!“ erwiderte ich. „Aber wir sind doch dazu hier, alle Beschwerden zu erörtern!“ meinte Hirsch. „Ich bin nicht dazu nach Ostpreußen beordert, Mißstände zu debattieren, sondern abzuschaffen. Ich bitte Sie, mir zuzutrauen, daß ich die Nerven dazu habe!“ erwiderte ich. Einen Augenblick war es still. Hirsch war verlegen und fragte den Oberpräsidenten, ob noch etwas zu sagen sei; dann sagte er, er hoffe, daß die Besprechung ihren Zweck erfüllt und alle Beteiligten einander näher gebracht habe, und verabschiedete sich.

Ich hatte im Anschluß daran die Vertreter der Stadt Königsberg zu einer Unterhaltung geladen. Die Zustände in der Stadt waren unleidlich, und ich hatte den Eindruck, daß der

Magistrat ihnen nicht gewachsen sei. Der Oberbürgermeister Körte war schon seit Monaten krank und verließ das Haus nicht mehr. Dieser starken Persönlichkeit beraubt, war die Stadtverwaltung gelähmt, nur der Stadtkämmerer zeigte Haltung und Leben, konnte aber den toten Punkt, auf dem die Verwaltung angelangt war, nicht überwinden. Das größte der Übel schienen mir die sechzehntausend Arbeitslosen, zu deren Unterbringung nichts geschah, und die nicht nur eine wirtschaftliche Last, sondern auch eine politische Gefahr waren; die Propaganda der Spartakisten hatte bei ihnen naturgemäß wenig Mühe und viel Erfolg. Ich hatte mich über die Arbeitsmöglichkeiten unterrichtet und sie in den Entfestigungsarbeiten gefunden, die seit Jahren beabsichtigt, auch schon einmal begonnen waren, jetzt aber ruhten und angeblich nicht wieder aufgenommen werden konnten, weil sie an Unternehmer verdingungen waren, die irgendeinen Rechtsstreit mit der Stadt hatten. Nach gehöriger Aussprache setzte ich der Stadt eine Frist; sie hatte mir bis zu einem bestimmten Tage zu melden, daß fünftausend Arbeiter an der Entfestigung arbeiteten; blieb die Meldung aus, so würde ich die gesamte Stadtverwaltung einem Kommissar übertragen.

Die eingewandten rechtlichen Bedenken schob ich beiseite: wenn die Unternehmer auf Grund ihrer Verträge störend eingriffen, würde ich sie auf Grund meiner Vollmacht verhaften lassen.

So wurden in etwa einer Woche fünftausend Leute in Arbeit gebracht; die Unternehmer lenkten ein und fügten sich.

Als ich am Vormittag des folgenden Tages bei der Arbeit saß, polterten raube Tritte gegen meine Tür. Eine der Schreiberinnen öffnete sie und steckte den Kopf durch den Spalt,

wurde aber zurückgerissen, ehe sie mir etwas sagen konnte. Dann drangen sechs Soldaten mit Karabinern bewaffnet ein. Ihr Führer trat vor und erklärte, daß er den Auftrag habe, mich zu verhaften.

Jetzt saß ich in der Falle. Außer mir war keine Mannsperson in der Behörde; Hans Raestner war wohl unterwegs, um einen neuen Kredit zu suchen. Tresckow und Lübbing mochten außerhalb zu tun haben. Die Pistole hatte ich in der Frühe vergessen; so kam ich nicht in Versuchung, mit einer Pistole gegen sechs Karabiner anzugehen. Mir blieb nur der Ausweg, Zeit zu gewinnen. Ich hatte meist viel Besucher; wenn jetzt der Zufall einen herbeiführte, konnte mir das vielleicht von Nutzen sein.

Der Anführer der Horde war ein Mensch namens Heidemann, von Beruf angeblich Referendar, der während des Krieges im Vaterländischen Aufklärungsdienst tätig gewesen war und jetzt im Soldatenrat eine Rolle spielte. Er war als spartakistischer Straßenredner bekannt und mir bei einer Demonstration gezeigt worden, so daß ich wußte, mit wem ich es zu tun hatte. Ich hielt ihn für einen entgleisten oder verbummelten Studenten und vermutete, daß er sich gerade darum gern als gebildeter Jurist aufspielen würde, wenn ich ihm eine Gelegenheit dazu böte.

Hätte ich mir auf eine weniger verbrauchte Weise helfen können, ich hätte es getan. So aber mußte ich mich dieses in unzähligen Dramen und Lustspielen verwandten Kniffes bedienen und Herrn Heidemann in ein Gespräch ziehen, bis sich die Szene wandelte. Ich tat es ohne Hoffnung, denn ich konnte mir nicht denken, daß sich ein Mensch mit gesundem Verstande auf diesen Leim locken ließe, und schämte mich, daß mir nichts Besseres einfiel. Aber siehe da: es gelang! Vor

Jahren hatte ich einmal Gierkes große Geschichte des deutschen Rechtes gelesen und verfügte von dort zwar nicht über ein wirkliches Wissen, aber doch über Worte, Ausdrücke und Begriffe, wie sie in der Rechtswissenschaft wohl üblich sind. Mit ihrer Hilfe begann ich den Mann, der mir sagte, daß eine Versammlung von zweitausend Königsberger Bürgern und Bürgerinnen meine Verhaftung beschlossen habe, zu inquiren, wie er als Jurist eine solche zusammengelaufene Menge als rechtssetzende Körperschaft ansehen könne, wo er doch aus der Rechtsgeschichte wissen müsse, daß auf diese Weise kein Recht gebildet werde. Das Wort Rechtsgeschichte öffnete ein weites Feld, und ich durchmaß es, und Herr Heidemann folgte mir getreulich und sagte mir, daß er auf Telling fuße, worauf ich auf gut Glück Telling als veraltet bezeichnete, was Herr Heidemann aber nur bedingt gelten ließ.

Während dieses Schwagens standen die fünf Buben mit ihren Karabinern an beiden Türen und gaben acht, daß ich nicht entwischte. Sie dachten sich nichts dabei, daß endlich Hans Raestner den Kopf durch die Tür steckte, einen Augenblick unsere Versammlung betrachtete und darauf verschwand. Heidemann hatte es bemerkt und wurde unruhig, wollte unser schönes Gespräch abbrechen und forderte mich auf, mich fertig zu machen. Ich sagte, gerade zu seiner letzten Behauptung hätte ich noch etwas vorzubringen: das alte Hofrecht sei keineswegs ein Herrenrecht gewesen, sondern ein Genossenrecht, wenn auch nicht mehr ganz urwüchsig; es sei aus dem Volksrecht der Freien hervorgegangen; da kamen wir wieder in Gang.

Endlich, endlich hörte ich den Tritt schwerbeschuhter Füße, Geräusch und Gerede im Vorzimmer. Heidemann stuzte, und die Buben hoben ihre Waffen. Da stand ich auf und ging zur

Tür, öffnete sie und sah das Zimmer von Leuten der Sicherheitswehr gefüllt. Ich zählte ihrer elf und wandte mich an Heidemann: hier sei ein kleines Rechenexempel gestellt: fünf Karabiner gegen elf Gewehre — was käme da heraus?

Die Sicherheitswehr drängte ins Zimmer. Einen kurzen Augenblick sah es bedrohlich aus. Ich sagte zu Heidemann: „Sie haben sich die Sache jetzt wohl anders überlegt?“ „Ich war von vornherein gegen die Verhaftung, und nun sind ja alle Mißverständnisse aufgeklärt“, erwiderte Heidemann und zog mit seinen Kerlen davon.

Heidemann war ein friedlicher Mensch und hatte sich nur aus Laune oder Torheit zu den Spartakisten verlaufen, er war so friedlich, daß er einige Jahre später sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter wurde.

Aber die Vergeltung für dieses Mißgeschick folgte schnell. Am folgenden Tage hatte ich in Allenstein zu tun; als ich am späten Abend zurückkam, erfuhr ich, daß der Siebenerauschuß die gesamte Sicherheitswehr hatte entwaffnen lassen. Die Sicherheitswehr hatte, ohne Widerstand zu leisten, Gewehre und Maschinengewehre abgeliefert.

Auf diese Leute hatte ich gerechnet! Am andern Morgen schickten sie eine Abordnung zu mir, die mich bat, mich dafür zu verwenden, daß sie weiter im Dienst blieben, da sie zur Zeit keine andere Arbeit erhalten könnten. Es waren ein paar Leute von denen dabei, die mich vor der Verhaftung bewahrt hatten, aber auch ihnen mußte ich ihre Bitte abschlagen.

Jetzt war nicht mehr viel Zeit gegeben. Die im Reiche für das Baltenland geworbenen Freiwilligen hatte Noske für einige dringliche Aufgaben in Anspruch genommen. Ich war dabei etwas unvorsichtig gewesen und hatte ihm in Weimar

gesagt, vor Mitte März könnte man in Kurland die Bewegungen nicht aufnehmen, und wir in Ostpreußen würden uns noch durch den Februar hindurchwinden, so daß die Truppen bis Anfang März im Reich bleiben könnten. Das konnte noch zwei Wochen dauern. Durften wir noch solange warten?

Die Verhaftungskomödie hatte sich am zwanzigsten Februar abgespielt. Der Versuch konnte jeden Tag wiederholt werden. Wenn ich abends die Tagesereignisse in kurzen Bemerkungen oder Stichworten niederschrieb, fügte ich hinzu: Noch nicht verhaftet.

Ich fuhr nach Bartenstein zum Oberkommando und besprach die Lage mit Seeckt und Bürkner. Das war schon öfter geschehen, aber wir hatten jedesmal zum Schluß festgestellt, daß wir noch warten mußten, weil Noske die Truppen noch nicht freigab. Jetzt glaubte Seeckt zusichern zu können, daß sie am Abend des ersten März in einer Stärke von dreitausend Mann in Marsch gesetzt würden, so daß sie in der Nacht vom zweiten zum dritten einträfen. In dieser Annahme wurde der dritte Tag als Tag der Entwaffnung festgesetzt. In der Provinz verfügten wir über etwa sechshundert Mann, die durch sorgfältige Auslese gewonnen und an verschiedenen Orten gesammelt waren. Ihren Kern bildete eine Mannschaft, die ein Jägeroffizier Gerth gesammelt und die durch einige erfolgreiche örtliche Unternehmungen im Süden der Provinz schon einen guten Ruf erworben hatte.

Bis zu dem festgesetzten Tage mußten wir uns noch hindurchwinden und unsere Absichten verschleiern. Das konnte ich am besten erreichen, wenn ich dem Drängen des Soldatenrates nachgab und mit ihm ‚verhandelte‘. Ob es gelang, den Siebenerauschuß dadurch hinzuhalten, war gewiß zweifelhaft, doch mußte ich es versuchen. Der Soldatenrat war eine

sehr gemischte Körperschaft und solange harmlos, wie er nicht dem Einflusse des jüdischen Arztes Gottschalk unterlag, er fühlte sich von den tatkräftigen Verbrechernaturen des Seebenerausschusses zur Seite geschoben und wollte sich gern durch selbstständige Handlungen besser zur Geltung bringen. In dieser Absicht hatte er sich schon früher an mich gewandt und darüber verhandeln wollen, die sogenannte Volksmarine-division zu säubern und zu einer staatsstreuen Truppe umzuwandeln, die dann der neuen Wehrmacht eingegliedert werden könne. Unter den Matrosen hatte dieser Gedanke einigen Anhang. Ich war ein paarmal mit dem Soldatenrat zusammengekommen und hatte seine Wünsche angehört, ohne sie geradezu abzulehnen, da ich es für nützlich hielt, solche Gespräche führen zu können und damit Zeit zu gewinnen. Auch jetzt brauchte ich nur die Bereitschaft zu Verhandlungen zu äußern, um die Leute sogleich am Tisch zu haben.

Eine Woche trennte uns noch vom dritten März. Etliche mochten merken, daß es schon etwas nach Brand roch. Sie forderten jetzt klare Entscheidungen und machten es mir nicht leicht. Einmal hatte ich sie nach vielstündigem Gerede nach Hause geschickt und ihnen zugesagt, die Forderungen schriftlich niederzulegen, die ich für die Säuberung der Matrosentruppe stellte; ich hoffte, sie damit drei Tage hinzuhalten. Aber das glückte nicht. Sie erschienen schon anderntags ungeladen unter der Führung Gottschalks und brachten dazu den ‚Chef des Stabes‘ der Truppe mit. Gottschalk durchschaute die Lage und hielt heftige Reden, forderte vom Soldatenrat ‚die Tat‘ und ließ mich nicht im Zweifel, was er darunter verstanden wissen wollte. Ich konnte nicht sagen, daß in einer Woche alle jetzt heiß umstrittenen Fragen, wie etwa die, ob die Truppe unter gewählten oder ernannten Führern

stehen solle, ob ihre Angehörigen Mitglied einer Partei sein dürften, auf das bündigste entschieden sein würden, sondern mußte diesen und andern Unsinn ganz ernsthaft anhören und erörtern. Ein solches Spiel mußte ich spielen, denn es ging um Größeres als um die Ruhe meines Gemüths. Ich mußte noch etwas mehr tun und mußte zuletzt auf einen Bruch der Verhandlungen zusteuern, der nicht mir, sondern der Gegenseite zur Last fiel. Das alles gelang; ich hielt die Leute hin und nötigte sie zu einer Zusage, die sie dann wirklich brachen, worauf ich ihnen schrieb, daß ich mir von weiteren Verhandlungen nichts mehr versprechen konnte. Es gelang aber nur, weil der Siebenerausschuß gleichfalls Zeit gewinnen wollte und sein Ziel weiter gesteckt hatte als ich. Regelmäßig empfing ich die Meldungen seines Zuzuges und erfuhr von seinen Plänen, zwei neue Kompanien aufzustellen und sich artilleristisch auszurüsten. Noch einmal wurde ein Kurier beobachtet und auf seiner Rückreise zur Roten Armee bis zur Grenze begleitet. Die Russen konnten ihren Vormarsch der Jahreszeit wegen erst in der zweiten Hälfte des März wieder aufnehmen. Bis dahin mußte der Siebenerausschuß das Gesicht wahren, und darum kamen ihm diese Verhandlungen gelegen. Wir hatten einen Vorsprung von zwei Wochen — das war unser Glück.

Da ich voraussah, daß die Partei mir später zum Vorwurf machen würde, was sie jetzt von mir forderte, hatte ich einen Boten nach Weimar geschickt und von der Reichsregierung einen schriftlichen Befehl erbeten. Der Bote kam nicht wieder und der Befehl blieb aus. Inzwischen traf ich an Vorbereitungen, was mir erforderlich schien. Ein Maueranschlag sollte die Bevölkerung sogleich nach beendetem Kampfe über die Ereignisse aufklären. Ein Merkblatt für die Soldaten sollte den Verdacht eines staatsfeindlichen Unternehmens

entkräften. Die gefährdeten Führer der öffentlichen Meinung, Politiker, Schriftleiter, Parteibeamte sowie einige Gewerkschaftssekretäre mußten in Sicherheit gebracht werden. Das alles konnte geschehen, ohne daß die gebotene Heimlichkeit gebrochen wurde. Die Drucksachen wurden in einer Nacht hergestellt und die an der Arbeit beteiligten Setzer und Drucker in aller Frühe zur Bahn geführt, wo sie einen Wagen besteigen mußten, der sie in eine gastliche Einöde brachte. Ähnlich erging es den Gefährdeten. Sie mußten sich am ersten März mittags zur Abfahrt auf dem Bahnhof einfinden und wurden nach Bartenstein gefahren, wo ein Hotel sie aufnahm und gut verpflegte. Sie waren verwundert, fragten nach dem Grunde dieses Ausfluges, hörten, daß ich ihnen Montag abend Rechenschaft geben würde und fügten sich. Ich wollte mit meiner Behörde in der Nacht vom Sonntag zum Montag nach dem Fort fahren, das zum Standort der Gefechtsleitung bestimmt war.

Aber dieser Plan mußte geändert werden. Am Sonnabend kurz nach Mittag kam Tresckow zu mir und brachte mir ein Telegramm des Reichswehrministers, der mich darin beauftragte, „die Volksmarinedivision zu entwaffnen und jeden Widerstand mit der Waffe zu brechen“. Tresckow war bestürzt. Ich verstand nicht sogleich aus welchem Grunde: dies war der Befehl, den ich haben wollte und erbeten hatte. Aber das Telegramm war durch die Hände des Soldatenrats gegangen, der das Telegraphenamts besetzt hatte und den Telegrammverkehr überwachte. Nun war unser Vorhaben bekannt geworden; wenn der Siebenerausschuß jetzt zugriff, hatte er uns alle; wir hatten in der Stadt keine zwanzig Gewehre für uns.

Ich schickte sofort die Angestellten meiner Behörde nach

Hause und schloß die Räume ab. Der Oberpräsident, der nicht weniger gefährdet war als ich, ließ einen Einspanner anschirren. Tresckow und Lübring gingen ins Generalkommando, Hans Kaestner verkrümelte sich irgendwie. Zwei Stunden nach Eingang des Telegramms fuhren wir mit dem Einspanner ab, Herr v. Batocki, ich und der Assessor v. Knoblauch, dessen Eltern ein Gut östlich von Königsberg besaßen, auf dem wir Zuflucht suchen wollten.

Das Thor, durch das wir die Stadt verlassen mußten, war von einer vierköpfigen Matrosenwache besetzt. Wenn die Leute uns erkannten, hatten wir das Spiel verloren. Unser Einspanner mit einem ungepflegten Schimmel davor war unverdächtig. Herr v. Batocki und Knoblauch hatten sich so verkleidet, daß sie wie gute harmlose Landleute aussahen. Ich hatte meinen Pelzfragen abgelegt, den ich sonst immer trug und der schon in die Karikatur übergegangen war, und dafür ein geliebenes dickes Tuch um den Hals gewickelt. Die Wache hielt uns an, guckte in den Wagen und fragte, wohin wir führen, Batocki zeigte mit der Peitsche nach vorn und murmelte etwas. Wir durften weiter.

Wie gern hätten wir den Schimmel angetrieben, um aus dem Bereich der Wache zu kommen! Aber wir mußten unsere Ungeduld zügeln und im ruhigen Schritt weiterfahren. Es begann leise zu dunkeln, als wir das Gut erreichten und uns sicher fühlen durften. Beunruhigend war die Ungewißheit, was in Königsberg geschah; sie hielt uns lange wach und trieb uns früh wieder auf.

Ich stand in der Diele und guckte mir Bilder und Jagdtrophäen an, als der Gutsherr erschien und mir laut und fröhlich Guten Morgen wünschte. Im gleichen Augenblick aber war ein Soldat mit roter Armbinde eingetreten, der hier

die Post bestellte. Der hörte meinen Namen nennen, sah mich an und verschwand. Ich hatte den Vorfall nicht sonderlich beachtet, aber der Gutsherr wußte, was von diesem Manne zu erwarten war; wir waren verraten und mußten weiter. Während der Schimmel wieder angeschirrt wurde, frühstückten wir schnell und verabschiedeten uns. Jetzt fuhren Batocki und ich allein; wir verließen den Hof auf einem Nebenweg und fuhren durch die Felder nach Norden, sprachen von Sozialisierung und Planwirtschaft, von Moorkultivierung und Warmblutzucht, bis wir gegen Mittag Batockis große Waldungen am Kurischen Haff erreichten und bei seinem Förster Aufnahme fanden.

Erst am späten Abend machten wir uns auf den Weg, um, wie es verabredet war, gegen Morgen bei der Gefechtsleitung einzutreffen. Der Weg war lang und die Nacht sternenlos, in Stille und Finsternis schlich unser Wagen vorwärts, mühsam die Fahrbahn haltend, und in uns bohrten sorgenvolle Fragen in schwarze Ungewißheit hinein. Wir sprachen wenig.

Einmal sagte Batocki: „Läte es Ihnen leid, wenn Sie erschossen würden?“ Wir waren wohl schon fünfhundert Meter weitergefahren, ehe ich antwortete: „Ja, es würde mir leid tun. Im November, in den Tagen der Matrosenmeuterei in Libau, hätte ich den Tod willig hingenommen.“ Ich erzählte einen Vorfall, der mir das bewies: In den drei Tagen des aufgeregten Kampfes um die Herrschaft über die Meuterer wurde ich nachts durch ein ungestümes Klopfen geweckt, stand auf, öffnete die Tür und sah vor mir vier Matrosen, die mir sagten, sie hätten den Auftrag, mich zu verhaften und in den Kriegshafen zu bringen. Ich ließ sie eintreten und begann mich anzukleiden. Den Matrosen verborgen, aber für mich

mit einem Griff erreichbar, lag vor mir die schußbereite Mehr-
ladepistole. Ich erwog, daß ich wahrscheinlich imstande sei,
alle vier Kampfunfähig zu schießen, ehe sie mich auch nur
würden berühren können. Mein Arm straffte sich schon zu
diesem Griff; da kam mir der Gedanke: nein! Was jetzt ge-
schehen soll, ist in der Ordnung. Es ist richtig, daß ich jetzt
sterbe. Wenn die Landesverräter herrschen, mag ich nicht leben.
Ich machte mich darum ruhig fertig. Als ich sagte, nun könn-
ten wir gehen, begannen die Jungen etwas verlegen zu lachen
und sagten, es sei nur ein Scherz gewesen: es sei darüber ge-
stritten worden, ob ich Furcht hätte, und sie hätten es auf
diese Weise erproben wollen.

Diesen Vorfall erzählte ich und fügte hinzu, jetzt sei mir
anders zumute, ich fühlte, daß Deutschland nicht am Ende
sei und sich aus diesem Zusammenbruch wieder erheben werde,
für diese neue Erhebung zu wirken und sie zu erleben, das sei
eine Hoffnung, die mir das Leben lieb mache.

Batočki sagte, er sei seit dem Ausbruch der Revolution
jeden Augenblick zum Tode bereit und habe keine Furcht vor
dem Sterben. Auf die Wiedererhebung hoffe auch er, doch
habe er nicht solche Möglichkeit, für sie zu wirken wie ich; die
alten Konservativen würden zurückgedrängt und aus der
Verwaltung ausgemerzt werden, sobald sich die neuen Män-
ner eingearbeitet hätten, und es bleibe ihnen nur eine un-
fruchtbare Opposition. In diesen Worten lag eine schmerzliche
Entsagung, der ich nichts entgegensetzen konnte. Dann fuhren
wir wieder schweigend durch die Finsternis und bedachten,
was uns noch im Ohr klang.

Zum Tode bereit: ich fühlte, welche Kraft in solcher Bereit-
schaft lag und daß ich sie besaß. Woher kam sie und wie hatte
ich sie erworben? Kann man sie erwerben oder kann man sie

nur empfangen? Ist sie eine Sache gesunder und starker Nerven? Ist sie die Antwort der eigenen Schutzkräfte auf die stete Gefahr? Oder äußert sich ein verborgenes Gottvertrauen auf solche Weise? Die Schwärze der Nacht stand vor meinen Augen, und so, wie ich in sie hineinstarrte, suchte ich in das Dunkel zu dringen, das jenseits des Lebens lag.

Gegen ein Uhr wurde es etwas heller, so daß Batocki erkennen konnte, wo wir uns befanden. Um nicht zu früh einzutreffen, lenkte er das Wägelchen nach Konradshof, einem Anwesen, in dem ein unverheirateter Bruder von ihm wohnte, der sich mit Rodung, Gartenbau und züchterischen Versuchen beschäftigte. Wir klopfen und wurden eingelassen, erfrischten uns beim Tee und saßen im Gespräch beisammen.

Gegen vier Uhr zwitscherte draußen ein Kraftwagen; es war Tresckow, der uns in unserm ersten Unterschlupf nicht gefunden und nun hier vermutet hatte. Mit mäßiger Geschwindigkeit und ohne Licht fuhr der Wagen mit uns davon. Unterwegs berichtete Tresckow: Siebenerauschuß und Soldatenrat hatten Sonnabend und Sonntag eifrig nach uns suchen lassen, sonst aber nichts unternommen. Das General-Kommando, Estorff und sein Stab, hatten um ein Uhr nachts Königsberg verlassen und waren jetzt auf dem Gefechtsstande. Aber ihre Abfahrt war bemerkt worden, und der Siebenerauschuß hatte ihnen einen Panzerwagen voll Matrosen nachgeschickt, um sie abzufangen. Das war nicht gelungen. Als der Panzerwagen vor dem Werk erschienen war, hatte er das Tor geschlossen und besetzt gefunden. Die Führer der Matrosen hatten unter dem Vorgeben Einlaß gefordert, sie mußten Estorff und mich sprechen. Man hatte sie, fünf an der Zahl, unbewaffnet eingelassen, das Tor hinter ihnen geschlossen und sie drinnen sogleich festgesetzt. Die Matrosen hatten dar-

auf im Vorgelände eine gedeckte Stellung eingenommen und hielten jetzt das Fort unter Feuer.

Der Morgen begann zu grauen, als wir dem Fort so nahe waren, daß wir seine Umrisse erkennen konnten. Wir verhielten uns ganz still. Noch einmal gab Tresckow dem Motor kräftigen Antrieb, dann schaltete er ihn aus, und unser Wagen rollte fast lautlos dahin. Rechts von uns fielen Schüsse, wir sahen das schwache Mündungsfeuer der Maschinengewehre, aber da senkte sich schon die Straße in den tiefen Einschnitt, der zum Tore des Werks führte. Wir waren in Sicherheit. Doch beinah wären wir gerade in diesem Augenblick noch beschossen worden. Drei Mann der Torwache sprangen hervor, riefen Halt! und schlugen die Gewehre auf uns an. Tresckow rief: „Der Reichskommissar!“ Aber die Gewehre senkten sich nicht. Alle drei riefen wir den Leuten erregte Worte zu, aber sie hätten nichts genügt, hätte sich Tresckow nicht der Parole erinnert. Erst auf das Parolewort gingen die Gewehre zurück. Es hieß — Weimar.

Drinne ging ich sofort zu Estorff, der mit dem Oberst v. Keller und dem Hauptmann Griesse den kleinen Kasemattenraum füllte, der zur Gefechtsleitung hergerichtet war. Die Truppenleitung in Königsberg hatte Oberstleutnant v. Luck, der sich die Königshalle zum Standquartier gewählt hatte. Mit ihm hatte man Drahtverbindung.

So schlecht der kleine Raum erleuchtet war, so sah oder fühlte ich doch gleich bei meinem Eintritt, daß hier eine böse Nachricht auf mich wartete. Man hielt nicht lange mit ihr zurück: die uns fest zugesagten Truppen aus dem Reich waren nicht eingetroffen.

Morgens um zwei hätten sie in Ponarth, dem letzten Bahnhof vor Königsberg, eintreffen sollen. Auf der rechtzeitigen

Ankunft dieser dreitausend Mann beruhte der ganze Plan. Seine Ausführung war damit eingeleitet worden, daß man um die gleiche Stunde das große Munitionslager Rothenstein und einige wichtige Pregelübergänge besetzt hatte. Um vier Uhr waren Gottschalk und einige Spartakistenführer festgenommen worden. Das Unternehmen hatte begonnen. Es jetzt anzuhalten, mußte für Königsberg schlimme Folgen haben. Der Siebenerausschuß wußte jetzt, was ihm bevorstand. Man durfte nicht anhalten!

Nach Abzweigung der Truppen für Rothenstein und die Pregelbrücken verblieben uns noch etwa vierhundert Mann. Die Matrosen waren uns vierfach überlegen. Wir mußten trotzdem angreifen! Aber die Entscheidung lag bei Estorff, bei dem alten Soldaten von Südwest, den man ‚den Römer‘ nannte.

„Was wollen Sie tun?“ fragte ich ihn mit erzwungener Ruhe.

„Wir greifen an“, sagte er.

So geschah, wie geplant war; nur eine Viertelstunde verzögerte sich der Angriff. Um dreiviertel sechs wirbelten vor allen Quartieren der Matrosen die Trommeln und überall wurden die Matrosen aufgefordert, in einer Viertelstunde ohne Waffen draußen anzutreten.

Die kleineren Belegschaften fügten sich ohne Widerstand und wurden zur Stadt hinaus nach dem Fort Stein geführt, wo sie einstweilen festgehalten wurden. Im Schlosse jedoch, wo der Siebenerausschuß saß, gab man der Aufforderung keine Folge. Bald läutete bei uns der Fernsprecher, es war ein Mann des Siebenerausschusses namens Sadowski, der Auskunft verlangte, ob die Entwaffnung von der Regierung angeordnet sei. Hauptmann Griefe bestätigte es ihm, doch ge-

nügte das nicht, Sadowski wollte es von mir hören. Als ich ihm Auskunft gegeben hatte, wollte er wissen, welche Gründe die Regierung dazu bewogen hätten. Ich merkte die Absicht und sagte, ich sei bereit, ihm die Gründe zu nennen, er solle aber seinen Leuten vorerst sagen, daß die ihnen gesetzte Frist von fünfzehn Minuten unabhängig von unserm Gespräch punkt sechs Uhr ablaufe. Die Leute müßten erst geweckt werden, meinte Sadowski; ich riet ihm zur Eile, denn die Frist würde unter keinen Umständen verlängert werden. Sadowski rief, der Siebenerausschuß müsse erst beraten. Ich rief zurück, das könne der Siebenerausschuß tun, nur müsse er sich darauf einrichten, daß um sechs Uhr, also in zehn Minuten, der erste Schuß falle. Da gab Sadowski seine Bemühungen auf.

Schlag sechs eröffnete ein am Schloßteich aufgestelltes Geschütz das Feuer. Was sich darauf im Schlosse abgespielt hat, ist nie bekanntgeworden. Es hieß, der Siebenerausschuß sei zum Widerstand entschlossen gewesen, und ein Teil der Matrosen habe sogar einen Ausfall gefordert, andere aber seien von den ersten zwei Kanonenschlägen so eingeschüchtert worden, daß sie keinen Widerstand geduldet hätten. Jedenfalls kam es auch am Schloß zu keinem ernsthaften Kampfe, nur war es unserer kleinen Abteilung dort, die etwa sechzig Mann zählte, nicht möglich, alle Ausgänge des Schlosses zu sperren, so daß von den fünfhundert Matrosen ein guter Teil entkam. Um acht erhielten wir die Meldung, daß das Schloß besetzt sei.

Damit war der Kampf entschieden. Ich war glücklich, daß er kein Menschenleben gefordert hatte, und ging hinaus auf die Wälle, um mit meiner Freude allein und im Freien zu sein. Von den Wällen sah ich die Stadt im bleichen Dunst des Morgens und stellte mir vor, wie sie ihre Befreiung aufnehmen würde. Jetzt würde sie sich noch verwundert die

Augen reiben, aber bald würde es sich herumsprechen, und gegen Mittag würden die Maueranschläge sie unterrichten, und sie würde sich freuen und zu ihrer Arbeit zurückkehren. Vor dem Glück dieser Augenblicke wichen alle Schatten, die über dem Lande lagen, bis an den fernsten Saum, denn ich wußte, was das Gelingen unseres Unternehmens bedeutete: es war mehr als die ‚Wiederherstellung der Ordnung‘, es war die Bewahrung der Provinz vor dem Unheil, das jenseits der Grenze als Rote Armee lauerte.

Nur wenige Augenblicke konnte ich mich diesen Empfindungen überlassen, schon war man auf der Suche nach mir. Die in der Nacht gefangenen Führer des Panzerwagens sollten zum Fort Stein abgeführt werden und wünschten mich vorher zu sprechen. Ich ging zu ihnen und sah zu meiner Überraschung auch den Kompanieführer, der mich bis in die letzten Tage hinein mit Nachrichten versorgt hatte, als Gefangenen. Die Leute waren in einer jämmerlichen Verfassung, glaubten, man würde sie hinter den Wällen erschießen, und baten mich, ihr Leben zu schonen. Ich suchte sie zu beruhigen und sagte, es würde keiner ohne gerichtliches Urtheil erschossen werden. Aber das verschlug nicht, unversehens lagen einige von ihnen auf den Knien. Ich brachte sie sogleich wieder hoch: sie sollten nicht solche Memmen sein! Nahm aber zu ihrer Beruhigung die Begleitmannschaft ins Gebet, daß sie die Gefangenen unversehrt einzuliefere habe. Mein Schützling argwöhnte, man werde sie abschießen und sich mit dem Vorgeben rechtfertigen, daß sie zu fliehen versucht hätten; sie würden bestimmt nicht fliehen, sondern sich auf mein Wort verlassen, daß sie vor ein Gericht kämen. Auch diesen Argwohn suchte ich zu zerstreuen und begleitete den Zug zum Tore hinaus und noch eine Strecke weiter. Da gingen sie dann beruhigt in die Gefangenschaft.

So schnell und leicht, wie es nach der Besetzung des Schloßes schien, sollte das Unternehmen doch nicht gelingen. Als ich zurückkehrte, lagen Meldungen vor, wonach die nicht sehr zahlreiche Besatzung einer Matrosenunterkunft im unteren südlichen Teile der Stadt, verleitet durch Flüchtlinge aus dem Schloß, hartnäckigen Widerstand leistete, der nur mit Minenwerfern gebrochen werden könne. Ich hatte angeordnet, daß Minen nur mit meiner Zustimmung geworfen werden dürften; ehe ich sie gab, wollte ich mich an Ort und Stelle von der Notwendigkeit überzeugen.

Ich winkte einen Wagen heran und stieg ein. In diesem Augenblick erschien Lübbbring und fragte, was ich vorhätte. Auf meine Antwort erbot er sich, an meiner Statt zu fahren, und meinte, es sei besser, wenn ich im Fort bliebe, damit ich den Überblick behielte. Das ließ ich gelten, zumal sich Lübbbring in der Stadt besser auskannte als ich. So fuhr er gegen neun Uhr mit klaren Anweisungen davon.

Er hätte in spätestens einer Stunde zurückkehren müssen, denn der Weg zur Stadt und wieder zum Fort erforderte höchstens zwanzig Minuten. Aber ich wartete vergeblich. Dann lief die Meldung ein, Lübbbring sei am Königstor den Matrosen in die Hände gefallen und als Geißel in ihre Unterkunft geschleppt worden.

Nun litt es auch mich nicht länger im Fort, ich bestieg einen Wagen und ließ mich zur Stadt fahren, um zu sehen, ob ich Lübbbring irgendwie helfen könnte. Als ich noch darüber nachdachte, wie das anzufangen sei, wandte sich der Fahrer um und fragte: wohin? Wir waren vor dem Königstor. Ich war noch zu keinem Plane gekommen, ein guter Geist muß an meiner Statt geantwortet haben: Ins Oberpräsidium! So jagte der Fahrer durchs Tor und bog rechts ein. Erst in der

Kurve erkannte ich, was sonst geschehen wäre: hundert Schritte vor uns sperreten Matrosen die Königstraße; ich wäre ihnen sicher in die Hände gefallen, wenn nicht jemand gerufen hätte: ins Oberpräsidium!

Von dort sprach ich mit der Truppenleitung, die unzufrieden mit mir war, weil sie die Minen an sich halten sollte, solange sich Lübbbring noch in der Gewalt der Matrosen befand. Später empfing ich einen Vertreter des Wolffschen Nachrichtendienstes, aber was daherum und dazwischen geschah, hat die Erinnerung nicht aufbewahrt. Der Gedanke, daß ein Mensch für mich in diese Gefahr, vielleicht in den Tod gegangen war, lag mit lähmender Last auf mir. Ich schlich zulezt auf mein kleines hochgelegenes Schlafzimmer und studierte den Stadtplan.

Um zwölf trat Lübbbring ein, schwankend, zerschunden und blutend. Ich fuhr auf ihn los: Was ist? Aber er wehrte ab und sank auf das Sofa.

Allmählich, in einzelnen Worten und halben Sätzen, gab er Bericht. Die Matrosen hatten ihn schwer mißhandelt, aber dessen ungeachtet kam er jetzt als ihr Bote und hatte sich ehrenwörtlich zur Rückkehr verpflichtet. Sie verlangten freien Abzug zur Roten Armee. Wenn ich ihnen den verweigerte, würden sie bis zum letzten Mann Widerstand leisten.

Über eine solche Bedingung war nicht zu sprechen. Ich konnte ihnen nur eins bieten, Festnahme, Untersuchung und geregeltes Gericht; amnestieren konnte sie nur die Reichsregierung.

Lübbbring meinte, dann müsse er wieder zurück, weil er sein Ehrenwort gegeben habe. Ich stellte eine halbe Flasche Burgunder, Brot und Käse auf den Tisch und verließ ihn, schloß das Zimmer ab und rief die Truppenleitung an: Lübbbring sei in Sicherheit. Aber man wußte es dort schon.

Ohne diesen Widerstand hätte es am dritten März nur einige Hautabschürfungen gegeben. Der Ort des Widerstandes war eine städtische Schule. Vor meiner Reise nach Weimar hatte ich in einem ihrer Säle noch einmal zum Soldatenrat gesprochen. Während ich sprach, war Gottschalk erschienen. Es war zu einem harten Zusammenstoß gekommen. Ich hatte den Soldatenrat, dem ich damals noch Einfluß auf die Matrosen zutraute, gewarnt und hatte dabei gesagt, am Ende der Matrosenherrschaft werde man die Toten zählen und nach den Schuldigen fragen. Diese Schule war nun ein Trümmerhaufen, aus dem zwanzig Tote hervorgeholt wurden. Zwei unbeteiligte Menschen, eine Schülerin und ein Angestellter der Königsberger Allgemeinen Zeitung, waren von den Matrosen erschossen.

Nach diesem Ende gab es noch ein mühevolleres Aufräumen im Stadtteil Habersberg, wobei die Truppe, die bis dahin keine Verluste gehabt hatte, zwei Tote davontrug.

Ich sandte noch am gleichen Tage allen Soldatenräten der Provinz ein Telegramm, das sie aufforderte, binnen vier- undzwanzig Stunden zu erklären, ob sie sich den Anordnungen der Regierung fügen wollten. Nur der Soldatenrat in Allenstein blieb diese Erklärung schuldig und entsprach damit meinen Erwartungen. Denn in dieser Stadt hatte sich eine Brut zusammengesunden, die selbst inmitten der großen Verwahrlosung noch einen besonderen Fall darstellte. Als das Allensteiner Infanterie-Regiment aus dem Kriege heimkehrte, hatte der Soldatenrat gefordert, daß es ohne Waffen einmarschiere. Die Soldaten hatten das abgelehnt. Als sie darauf einzogen, wurde ein Angehöriger des Regiments, ein junger Mann, der vier Jahre zuvor als Freiwilliger ins Feld gegangen war, vor den Augen der Bevölkerung und seiner

Eltern erschossen. Bei der Wahl der preußischen Landesversammlung hatte die Sozialdemokratie des Allensteiner Bezirks mit den Polen ein Wahlbündnis geschlossen. Der böse Geist des Allensteiner Soldatenrats war ein Referendar, der Dobriner oder ähnlich hieß, und seine hegerischen Aufsätze, die er der Allensteiner Zeitung aufzwang, mit „Höllenhund“ unterzeichnete. Ich wurde dieser Bande Herr, doch war nicht mehr gutzumachen, was sie verbrochen hatte.

Als durch den Schlag am dritten März die Herrschaft der Räte gebrochen war, gab es langwierige Untersuchungen. Die meisten Gefangenen konnten schon nach einer Woche in ihre Heimat entlassen werden, ein Rest mußte der Untersuchung standhalten. Doch das vollzog sich ohne mein Zutun, und mir blieb nur ein stilles Verwundern über die unerwartete Milde, mit der man dabei verfuhr. Von den Mitgliedern des Siebenerausschusses blieben nur zwei längere Zeit in Haft, und nur einem konnte man nach Jahr und Tag soviel Straftaten nachweisen, daß es zu einer Gefängnisstrafe ausreichte. Alle übrigen waren bald wieder frei und widmeten sich einer Propaganda, die noch viel Unruhe stiftete. Vergeblich wandte ich mich an die Anklagebehörden und mußte in den ärgsten Fällen auf eigene Hand Festnahmen verfügen, ohne damit wirklich Abhilfe zu schaffen, da sich die Betroffenen jedesmal mit durchschlagendem Erfolg ihrer Rechtsmittel bedienen konnten. Die Gewaltherrschaft der Matrosen hatten wir gebrochen, gegen die kommunistische Unterwühlung des Staates konnten wir nichts unternehmen.

Wenige Tage nach dem dritten März erhielt ich in später Abendstunde einen Anruf, daß Scheubner-Richter in Königs-

berg eingetroffen sei und am nächsten Morgen zu mir kommen werde.

Er kam an und kam nicht allein, sondern brachte die zwei Überlebenden von Beckers Abordnung mit.

Da gab es ein großes Erzählen. Zwei Stunden saßen diese glücklichen Menschen bei mir und berichteten, und jeder bemühte sich, ganz klar und in geordneter Weise zu erzählen, doch blieb keinem lange das Wort vergönnt, da es ihm ein anderer jedesmal wieder fortnahm, denn die Freude war in eines jeden Brust so gewaltig, daß sie kein Schweigen ertrug. Manchmal mußte ich den Fluß hemmen und dazwischen fragen, weil sich die Ereignisse allzusehr ineinander verschlangen.

Wir aßen zusammen Mittag, und als wir damit fertig waren und die stürmischen Gemüther sich ein wenig beruhigt hatten, bat ich den einen von Beckers Begleitern, mir noch einmal ihre Fahrt von dem Augenblicke an zu erzählen, als sie mich verließen. Da erzählte er:

„Wir fuhren langsam aus der Stadt hinaus und auf der großen Straße weiter. Es hatte frisch geschneit, aber der Schnee war wässerig, so daß wir nur langsam vorwärtskamen. Um halb zwölf waren wir in Hinzenberg, und Leutnant Becker ließ halten und ging zur Befehlsstelle, kam aber bald wieder heraus und sagte, er habe nur eine Ordonnanz getroffen. Dann fuhren wir weiter, kamen an einem Maschinengewehrstande vorüber, wo wir langsamer fuhren und den Leuten zuriefen, daß wir Parlamentäre seien. Dort war freies Feld; gleich danach begann der Wald, in dem sich die Russen aufhielten. Als wir uns dem Walde auf ungefähr dreihundert Meter genähert hatten und ganz ebenes Gelände vor uns sahen, befahl Leutnant Becker langsamste Fahrt und stand auf und winkte mit der Parlamentärflagge. So fuhren

wir langsam weiter und in den Wald hinein, ohne daß wir jemand sahen oder hörten. Nach einer kleinen Weile ließ Leutnant Becker halten, denn es war uns allen etwas unheimlich, daß wir keinen Menschen sahen. Leutnant Becker sagte: ‚Die Russen machen Mittag, wir wollen langsam weiterfahren. Schade, daß wir kein Horn mithaben.‘ Darauf fuhren wir wieder an und waren vielleicht hundert Meter gefahren, als ein Schuß fiel und Leutnant Becker zusammenbrach. Gleich fielen noch zwei Schüsse. Der Fahrer rief: ‚Da!‘ Er hatte wohl das Mündungsfeuer gesehen. Aber dann sank er schon zur Seite, und der Wagen fuhr etwas nach rechts und blieb dann stehen. Wir sprangen hinaus und nahmen hinter dem Wagen Deckung. Der Fahrer war schon tot, der Schuß war durch den Hals gegangen. Leutnant Becker aber lag auf dem Sitz und preßte die Hand auf den Bauch. Es gingen noch ein paar Schüsse an uns vorbei; dann traten Russen aus dem Walde heraus und kamen vorsichtig näher. Wir zeigten uns und hoben die Hände hoch. Die Russen blieben stehen und riefen nach hinten, daß wir Deutsche seien und in Gefangenschaft wollten. Darauf kamen der Russen eine große Menge, darunter auch Chargen, denen ich sagte, wer wir seien und was wir vorgehabt hätten. Der Wagen konnte nicht mehr gefahren werden, denn es waren auch einige Schüsse in das Getriebe gegangen. Leutnant Becker wurde herausgehoben und gab sich Mühe, allein zu gehen, doch mußten wir ihn bald stützen und zuletzt tragen. Als wir ihn in die Hütte geschafft hatten, wo noch ein paar Verwundete lagen, sagte er: ‚Sehen Sie zu, daß Sie gleich wieder fortkommen. Grüßen Sie Herrn Winnig und sagen Sie ihm, er brauche keine Sorgen um mich zu haben. Diesmal komme ich noch davon. Sobald ich transportfähig bin, lasse ich mich nach Riga schaffen.‘ Das

waren seine letzten Worte zu uns. Am Abend zwischen sieben und acht ist er gestorben. Wir waren Kriegsgefangene, denn man stellte sich so, als ob man nicht glaubte, daß wir als Parlamentäre gekommen waren. Russen haben das Grab gegraben, wir haben es mit Tannenzweigen ausgelegt und auch den Hügel mit Tannenzweigen bedeckt. Am nächsten Tage wurden wir nach hinten abgeführt, wir waren Gefangene, aber man kümmerte sich nicht viel um uns, leider auch nicht um unsere Verpflegung. Es war gerade Kaisers Geburtstag, als wir erfuhren, daß wir entlassen werden sollten. Vier Wochen haben wir darauf noch gewartet und sind dann fünf Tage kreuz und quer durch die Landschaft gefahren, bis wir endlich nach Rowno kamen und wieder bei Deutschen waren.“

Scheubner-Richter versprach mir, seine Schicksale in einer Denkschrift zu schildern und hat das wohl getan, aber das Schriftstück dem Auswärtigen Amt eingesandt, während ich auf einer langen Reise durch die Provinz war, so daß ich es nie gesehen habe. Aus der Erinnerung erzählt, waren dies seine Erlebnisse:

Am zweiten Tage nach der Ankunft der Russen erhielt Scheubner-Richter den Besuch einiger Kommissare, die seine Papiere zu sehen wünschten und Namen und Wohnungen seiner Angestellten wissen wollten. Scheubner-Richter zeigte ihnen die von mir ausgefertigte Vertretervollmacht und sagte zu, das gesamte Personal bekanntzugeben, sobald die amtlichen Beziehungen hergestellt seien. Die Russen waren damit nicht zufriedengestellt, wiederholten ihren Wunsch jedoch nicht und verließen das Haus. Schon am Morgen des folgenden Tages wurde das Haus umzingelt, Soldaten brachen ein und verhafteten alle, die sie im Hause antrafen. Von seinen Angestellten sah Scheubner-Richter von diesem Augenblick

an keinen mehr. Er wurde sofort von Rotgardisten nach dem Schloß gebracht und dort eingeschlossen. Man hatte es bei der Festnahme so eilig gehabt, daß er weder Papiere noch Geld hatte an sich nehmen können. Im Schloß wurde er spät abends einem Verhör unterzogen, dessen Zweck er nicht verstand. Einige Tage hielt man ihn im Schloß fest, veranstaltete noch weitere Verhöre und ließ ihn dann in ein Gefängnis bringen. Auch hier wurde er täglich zum Verhör vorgeführt, bis ihm am 10. Januar eröffnet wurde, daß er am folgenden Tage erschossen werden solle. Scheubner-Richter bat um Schreiberlaubnis, empfing Schreibzeug und verbrachte die Nacht mit dem Schreiben von Abschiedsbriefen an seine Frau, an einige Freunde und an mich. Am Morgen holte man ihn, nahm ihm die Briefe ab, führte ihn durch das Gefängnis, dann aber nicht auf den Hof zur Hinrichtung, sondern in das Zimmer des Gefängnisverwalters, wo man ihn noch einmal verhörte. Als man damit fertig war, hieß es, er werde erst am nächsten Tage erschossen werden, und man brachte ihn in seine Haft zurück. Am folgenden Tage ließ man ihn unbehelligt, doch saß er in steter Erwartung, daß man kommen und ihn zur Erschießung holen werde. In der Nacht wurde er geweckt und wieder zum Verhör geführt. Man hatte seine Abschiedsbriefe gelesen und damit neuen Stoff zur Fortsetzung der Verhöre gefunden. Nach mehrstündiger Vernehmung sagte man ihm, daß man nun genug wisse und daß seiner Erschießung nichts mehr im Wege stehe. Gegen Mittag des folgenden Tages wurde er geholt und auf den Hof gebracht, wo vier Soldaten mit Gewehren bereitstanden. Die Soldaten mußten antreten, laden und wieder abtreten. Man wartete. Nach einer halben Stunde sagte man Scheubner-Richter, die Erschießung sei für heute abgesetzt.

Genug der Quälerei! Viermal holte man Scheubner-Richter zur Erschießung aus der Zelle, und viermal brachte man ihn wieder zurück. Diese Tortur dauerte neun Tage. Das waren die Tage, in denen Tschitscherin dem Auswärtigen Amt antwortete, daß Scheubner-Richter unter russischem Schuß seine Geschäfte wahrnehme.

Dann wurde ihm eines Tages eröffnet, daß er nicht erschossen würde, weil sein Tod keine ausreichende Sühne für die Ermordung Rosa Luxemburgs und Liebknechts sei; wäre ich in Riga gewesen, so hätte man jene Morde mit meiner Erschießung beantwortet.

Scheubner-Richter wurde noch wochenlang festgehalten und beunruhigt. Als man ihn endlich freigab, fuhr man auch ihn erst einige Tage in einem verschlossenen ungewärmten Güterwagen kreuz und quer durch das Land und quälte ihn mit Hunger und Kälte bis zur letzten Stunde.

Nicht weniger schauerlich war, was mir Scheubner-Richter von der Bolschewikenherrschaft in Riga berichtete. Es verging dort kein Tag ohne Hinrichtungen. In Gruppen wurden die zum Tode bestimmten Einwohner nach dem Kaiserwald geführt und dort erschossen. Es gab keinen Menschen in Riga, der nicht mit diesem Walde durch freundliche Erinnerungen verbunden war. Er war die Romantik aller Kinder und die Sonntagsfreude der Erwachsenen. Die Bolschewikenherrschaft machte ihn zum Orte des Grauens. Tausend und mehr sind dort nach Bolschewikenart umgebracht worden. —

Ich bot Scheubner-Richter den Eintritt in meine Dienststelle und einen Urlaub von beliebiger Dauer an; auch die gleichzeitig aus Riga eingetroffenen Angestellten nahm ich auf, obwohl ich nicht wußte, wie ich sie nützlich verwenden

solte. So entstand ein großer Hofstaat, der mir mehr Last als Hilfe war. Scheubner-Richter aber legte sich nicht lange auf die Bärenhaut, sondern suchte nach neuen Aufgaben, beschaffte sich Gelder für eine weitgespannte Aufklärungsarbeit und unternahm daneben politische Peilungen, mit deren Ergebnissen er mich noch oft überraschte.

Als ich mich in Ostpreußen umgesehen hatte, war ich der Meinung gewesen, nach dem Fall der Matrosenherrschaft wieder ins Baltienland zurückkehren zu können. Aber die Regierung wünschte, daß ich weiter in Königsberg bliebe, und ich selber sah ein, daß ich hier nützlicher sein konnte als im Baltienlande, wo Burchard mich vertrat, der mich getreulich jeden Vormittag anrief und unterrichtete und außerdem fleißig Denkschriften verfaßte, aus denen ich sah, daß er wachsam und klug den Lauf der Dinge verfolgte und bei jedem neuen Ereignis prüfte, was etwa an unserer Haltung zu berichtigen war.

Die Heranführung der Truppen bot nun keine Schwierigkeiten mehr. Es sammelte sich dort schnell eine Streitmacht, von der man mit Sicherheit erwarten konnte, daß sie die Rote Armee überrennen würde, sobald sie sich in Bewegung setzte.

Diese Erwartung wurde nicht betrogen. Als Goltz in der zweiten Märzhälfte seine Truppen antreten ließ, ging es schnell vorwärts, und bald konnte das Hauptquartier von Libau nach dem befreiten Mitau verlegt werden. Die gegen Ostpreußen vorgetriebenen linken Flügeltruppen der Roten Armee mußten, als Mitau genommen war, eilig zurückgehen, um nicht abgeschnitten und eingefangen zu werden. Damit war diese Gefahr für Ostpreußen beseitigt.

Jetzt erst gewann ich die Freiheit, die Zukunft der Provinz nach größeren Zusammenhängen zu beurteilen. Dabei kam mir der tägliche Umgang mit dem Oberpräsidenten sehr zu-
statten. Herr v. Batocki hatte mir von den ersten Tagen an eins seiner Zimmer als Wohnung überlassen, wir sahen uns, sooft wir wollten, zuweilen war ich abends sein Tischgast und sah und sprach manchen Mann bei ihm, von dem ich lernen konnte. Auch mit Rapp kam ich hin und wieder zusammen, lernte bei ihm weitere namhafte Ostpreußen kennen und gewann durch diesen Umgang, der sich durch meine Fahrten noch beträchtlich erweiterte, Kenntnisse und Einsichten, die ich auf andere Weise schwerlich hätte erwerben können. Es war oft mein stilles Verwundern, wie bereitwillig diese mir fremden Menschen waren, wenn ich Aufschlüsse, Auskünfte oder andere Hilfe brauchte. Ich mußte mir eingestehen, daß ich ohne ihre Hilfe nicht imstande gewesen wäre, die mir zugewiesene Aufgabe zu erfüllen. — In solchen Augenblicken fragte ich mich, ob mir aus der Annahme solcher Hilfe nicht Verpflichtungen erwüchsen, die mir unbequem werden könnten. Es war vorauszusehen, daß sich die Regierung bald unter dem Druck der hinter ihr stehenden Parteien gezwungen sehen würde, den Rechtsparteien das Leben zu erschweren, und daß ich als ihr Beauftragter in peinliche Lagen kommen würde, wenn ich mich gegen die Menschen wenden mußte, denen ich jetzt so viel verdankte.

Ich konnte nicht hindern, daß meine Beziehungen zu der alten führenden Schicht Ostpreußens bald von einem Gefühl der Nähe und der Verbundenheit beherrscht wurden. Dabei war es wohl nicht ohne Bedeutung, wie ganz anders die führenden Kreise meiner eigenen Partei sich zu mir und meiner Arbeit verhielten. Zuerst hatten sie mich bedrängt, end-

lich mit den Matrosen Ernst zu machen. Das hatten sie getan, weil sie selber unter dem Terror zu leiden hatten. Aber schon am Abend des dritten März hatte eine Abordnung der Partei mich sprechen wollen und war, als ich um Aufschub gebeten hatte, am folgenden Morgen wiedergekommen und hatte ihre Klagen vorgebracht. Nun war der Zugriff zu rauh gewesen. Ein kleiner jüdischer Journalist hatte ein paar Maulschellen bezogen. Auf dem Habersberg war man gegen einige Frauen unsanft vorgegangen. Bei den Festnahmen hatte man verschiedentlich vorbeigegriffen und harmlose Leute mitgenommen. Ich schlug dieser Dinge wegen nicht Lärm, denn ich wußte, was man der Truppe zu danken hatte, und daß man ihr solche Versehen nicht anrechnen durfte, berief einen Entlastungsausschuß, der mit dem Sachbearbeiter im Generalkommando alle Verhaftungen nachprüfte, und glaubte damit genug getan zu haben.

Bald aber kamen mir Gerüchte zu Ohren, die mir diese Sicherheit nahmen. In der Partei sprach man von dem ‚Blutbad am dritten März‘ und von der ‚entmenschten Roheit‘ der Soldaten und gab damit Vorwürfen Nachdruck, die sich gegen mich richteten, weil ich der Truppenleitung zu viel Freiheit gelassen hätte.

So sah ich mich von denen, die meine Stütze hätten sein sollen, verlassen und angegriffen, und fand dort Hilfe, wo ich auf Ablehnung hätte gefaßt sein müssen.

Ich erlebte diese Vorgänge zu stark, als daß ich imstande gewesen wäre, mich den natürlichen Wirkungen ihrer Eindrücke zu entziehen. Als ich dann noch erfuhr, daß in aller Heimlichkeit eine Abordnung losgegangen war und die gleichen Beschwerden in die Berliner Ämter und in die Landesversammlung getragen hatte, da begannen sich bei mir die

Widerstandskräfte aufzulösen, die sich bisher gegen die andrängende Einsicht gewehrt hatten, daß die Partei nicht meine politische Heimat würde bleiben können, und ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß die Entscheidung darüber hier in Ostpreußen fallen würde.

Eine kurze Reise nach Berlin und Weimar hatte mir Aufschlüsse eingetragen, die ich nur dort erhalten konnte. Die Friedensmacher in Paris hatten beschlossen, das Weichselland dem neuen polnischen Staate zuzuteilen, Ostpreußen um den Regierungsbezirk Allenstein zu verkleinern, der ebenfalls an Polen fallen sollte, und uns außerdem Memel mit seinem Hinterland zu nehmen. Es war um den 20. März, als diese Nachrichten in Berlin einliefen, wo ich sie von Brockdorff-Rangau erfuhr. Als er meine Bestürzung sah, meinte er, wir würden uns noch auf weitere Verluste gefaßt machen müssen; jetzt beriete man darüber, ob man uns die Kohlengruben an der Saar oder die in Oberschlesien nehmen solle, und da die einen von Frankreich, die andern von Polen gefordert würden, sei es wahrscheinlich, daß wir sie beide verlören. So verstümmelt, würden wir mit Kriegskosten belastet, die wir nie bezahlen könnten. Ein halbamtlicher deutscher Fühler, ob sich der Feindbund mit hundert Milliarden Mark zufrieden geben werde, sei kurzer Hand abgewiesen worden.

Es ist nach sechzehn Jahren, die seitdem vergangen sind, nicht mehr möglich, die Gefühle zu schildern, mit denen ich an diesem Abend von der Wilhelmstraße nach meinem Quartier ging und die mich am andern Morgen wieder überfielen, als ich mir dessen bewußt wurde, daß ich dies nicht geträumt hatte.

Zur Weiterfahrt nach Weimar traf ich mit Burchard zusammen, der sich dort einmal umtun wollte. Wir fuhren eine gute Strecke allein und konnten unsere Gedanken austauschen.

War gegen einen Frieden, wie er jetzt in Paris ausgebrütet wurde, ein Widerstand möglich? Die Schwäche des Reichs gab auf solche Frage sogleich die Antwort.

Wir wandten die Frage: durften wir gegen einen Frieden, wie er uns drohte, auf Widerstand verzichten? Was mußte aus einem Volke werden, das sich ohne Widerstand fügte? Diese Fragen ergaben eine andere Antwort.

Unsere Unterhaltung vollzog sich ohne Gerede. Manchmal fiel ein einziges Wort für Gedanken, an die man sonst hundert Worte wendete.

Der Dsten! In diesem einen Worte lag ein Knäuel von Möglichkeiten und Hoffnungen, und die Gedanken begannen ihn abzufühlen und suchten den Anfang, um ihn zu entwirren. Noch ehe wir Weimar erreicht hatten, waren wir entschlossen, zur Obersten Heeresleitung zu fahren.

Hindenburg war vor einigen Wochen mit seinem Stabe nach Kolberg übergesiedelt. Burchard hatte am nächsten Tage die Zusage, daß man uns empfangen würde.

In Weimar blieb ich nicht länger, als die Vorbereitungen zur Reise nach Kolberg dauerten. Ich hatte die gleichen Eindrücke wie bei meinem ersten Besuch, nur fühlte ich jetzt noch deutlicher, daß es ganz unnütz wäre, die Lage hier zu verbessern, und daß die großen Sorgen nirgend leichter ertragen wurden als hier. Die Mitteilungen aus Paris waren auch in Weimar bekanntgeworden. Ich redete einige Bekannte darauf an. „Wir müssen natürlich abhandeln“, war gewöhnlich die Antwort. Zu Ebert kam ich nicht, hatte aber eine Zusammenkunft mit Dr. Köster, der sich mit einem andern Journalisten

in die Aufgabe teilte, Eberts Reden zu entwerfen. Er sagte, der Friede werde furchtbar für uns, und Ebert rede davon, daß er als Reichspräsident zurücktreten müsse, wenn es bei den bekanntgewordenen Bedingungen bliebe. Ich freute mich dieser Auffassung, fand aber Köster ganz anders gesonnen: „Dann würde das Unglück noch größer: an den Friedensbedingungen würde nichts geändert, und wir bekämen Fehrenbach oder Erzberger zum Reichspräsidenten.“

Köster hatte recht, auf diese Weise war der Lauf der Dinge nicht zu wenden.

In Kolberg stand ich dem alten Feldmarschall gegenüber. Er sagte mir ein freundliches Wort über meine Bemühungen im Baltenslande und fragte nach den neueröffneten Siedlungsaussichten. Wir wurden zu Tisch geladen, wo für alle das Mannschaftsessen aufgetragen wurde. „Es schmeckt ganz gut, nur etwas mehr Fett müßten wir haben“, meinte Hindenburg.

Da er wußte, aus welcher politischen Gegend ich kam, fragte er mich, ob mir der Dr. Lensch bekannt sei. Ich konnte die Frage bejahen und sprach von der dramatischen Entwicklung in der politischen Haltung dieses Mannes, die ich, so gut ich konnte, zu begründen versuchte.

„Es ist nur ein bißchen spät“, sagte Hindenburg.

„Dieser Vorwurf trifft auch mich“, erwiderte ich.

Hindenburg schüttelte den Kopf: „Nein, Sie trifft er nicht.“ Er kam noch einmal auf Lensch zurück: „Er ist ein kluger Mann, sie sollten ihn zum Außenminister machen. Er hat mir in Wilhelmshöhe recht gefallen.“

Die Unterhaltung, um die es mir zu tun war, hatte ich nachmittags und am folgenden Vormittag mit dem General Gröner. Ich sah ihn zum ersten Male, wußte wenig von

ihm und hielt mich darum so weit zurück, wie ich das bei dem Aufruhr in mir konnte. Was ich suchte, war Klarheit über die Absichten der Obersten Heeresleitung, insbesondere wollte ich wissen, ob sie bereit war, den Osten gegen weitere Zugriffe mit den Waffen zu schützen. Für mich selbst war die Frage so gestellt, ob ich bei der Obersten Heeresleitung den Rückhalt fand, den ich bei der Reichsregierung nicht erwarten durfte.

Die Unsicherheit verpflichtete mich zur Vorsicht, doch hatte ich bald den Eindruck, daß Gröner zur Verteidigung des Ostens entschlossen sei und nur eine förmliche Erklärung vermeiden wolle. Ich ließ das gelten und begnügte mich mit seiner Versicherung: „Wir verstehen uns und sind einig.“

In diesen Tagen voller Spannung rief mich ein Telegramm nach Berlin zur Reichskanzlei. Als ich dort eintraf und mich meldete, wurde ich in den Saal gewiesen, in dem die Kabinettsitzungen abgehalten wurden. Er war noch leer, und ich setzte mich in eine Ecke. Bald darauf trat ein vier-schrötiger Kerl ein, sah mich, kam zu mir, reichte mir die Hand und sagte: „Hier sitzt ja der Angeklagte!“ Ich kannte ihn nicht und sah ihn fremd an. „Hörsing“, sagte er. Hörsing war Reichskommissar für Oberschlesien; ich hatte ihn bis dahin noch nicht gekannt.

Bald darauf erschien das Kabinett, Scheidemann und wer ihm sonst angehörte, ein sozialdemokratischer Abgeordneter, namens Davidsohn, zwei Parteiführer aus Ostpreußen und als letzter Seeckt.

Hörsings Anrede hatte mich aufgestört, die Anwesenheit der beiden Parteileute aus Ostpreußen ließ mich erraten, was hier geschehen sollte. Es war ein regelrechtes Gericht über mich. An-

kläger war jener Davidsohn, und seine Gewährsmänner waren die ostpreußischen Parteileute. Die Anklage lautete auf Militarismus und Reaktion. Sie stützte sich auf einige Beschwerden unendlich kleiner Art. Eine davon war mir bekannt, von den andern hatte ich nie gehört. Irgendwo in der Lilsiter Gegend hatte man beim Aufräumen ein paar streifende Müllerburschen angefaßt; dieser Vorfall war ungebührlich aufgebauscht worden, ich hatte das Generalkommando um Bericht gebeten und hatte ihn mit einer Rüge für den verantwortlichen Abteilungsführer zurückgegeben. Nicht mehr als dies blieb an tatsächlichen Beschwerdegründen übrig, alles andre war hohles Demagogengerede von ‚reaktionärer Tendenz‘ und ‚Militaristenherrschaft‘.

Ich fragte Scheidemann, warum diese Sitzung in solcher Heimlichkeit vorbereitet sei. Scheidemann wußte es nicht. Ich fragte, was es bedeute, daß man mich ohne Ankündigung vor diese Anklage stelle. Scheidemann wußte es nicht. Ich sagte, ich sei in der Erwartung nach Berlin gefahren, von der Regierung zu hören, was zur Verteidigung des Ostens geschehen solle. Scheidemann schüttelte den Kopf. Vier Stunden befaßte sich das Kabinett im April des Jahres 1919 mit solchen Dingen.

Am gleichen Tage ereignete sich noch dieses: Herr v. Batocki, der aus anderm Anlaß in Berlin war, erhielt den Besuch eines der ostpreußischen Parteileute. Der Mann sagte: „Winnig darf nicht länger in Ostpreußen bleiben. Er hat den 3. März zu verantworten und belastet unsere Partei. Helfen Sie uns, daß wir ihn los werden!“ Batocki antwortete, das werde er nicht tun. Der Mann wiederholte seine Bitte und sagte: „Sie und wir haben in dieser Sache das gleiche Interesse. Winnig ist Nationalist, und solange er in Ost-

preußen ist, werden die Deutschnationalen einen schweren Stand mit ihrer Propaganda haben und nicht vorankommen.“ Batocki versagte sich auch diesen klugen Gründen und wies den Mann ab.

Mit solchen Menschen und Machenschaften im Rücken, mußte ich meinen Aufgaben dienen. Oft fühlte ich mich mit ihnen verlassen und sehnte mich nach einem Gegenüber, nach einem Freunde, zu dem ich wie zu mir selber sprechen konnte; aber einen solchen Menschen hatte ich nicht. Wenn ich fragte: was können wir tun?, so war keiner da, der mir die Antwort finden half; was ich etwa auf eine dahinzielende Frage vernahm, war von Spekulationen, nicht von der Sache eingegeben. Was war jetzt noch im Osten möglich?

Wir konnten, wenn die Nationalversammlung die Friedensbedingungen der Westmächte ablehnte, den Osten gegen polnischen Zugriff verteidigen und die Verteidigung so führen, daß wir Thorn und Posen wieder einnahmen. Dies war der Gedanke der deutschen Volksräte, die sich in Westpreußen gebildet hatten. Ich hatte, als ich in Danzig einen politischen Generalstreik dämpfen mußte, mit dem Generalkommando Fühlung bekommen. Der Kommandierende General v. Below und die Brüder Stülpnagel in seinem Stabe waren dem Gedanken zugeneigt und bereiteten seine Ausführung vor. In der Stille geschah hier, was noch zur Verteidigung des Ostens geschehen konnte. Die Waffenbestände und die wehrfähige Mannschaft zweier Provinzen waren bereitzustellen, ohne daß es nach außen erkennbar wurde. Auch die Berliner Regierung sollte nicht wissen, was vorging, da man fürchtete, von ihr lahmgelegt zu werden. So war man zunächst gegen

mich mißtrauisch und zurückhaltend. Ich ließ das Mißtrauen auf sich beruhen und ordnete meine Arbeit diesem Plane ein.

Kam es zum Kampf, so mußte es ein Volkskrieg werden. Ich hatte die Bevölkerung darauf vorzubereiten und den Geist einmütiger Abwehr zu schaffen. Zu diesem Zweck rief ich die Arbeiter- und Soldatenräte Ostpreußens zu einer Tagung zusammen, sprach vor ihr von den Friedensplänen der Westmächte und von ihrer Bedeutung für den Osten und suchte die Vertreter dahin zu bringen, daß sie von sich aus diesen Plänen der Sieger ihr Niemals! entgegensetzten. Aber das gelang mir nicht. Ohne jede Bewegung hörten sie meine Rede an, und als ich die Aussprache eröffnen ließ, sprach keiner der Redner von den Dingen, die ich vor ihnen ausbreitet hatte, sondern es kamen Klagen um die knappe Versorgung, um die schwindende Macht der Räte, um die Feindschaft zwischen den Arbeiterparteien, um die Erstarkung der Reaktion.

Es war das leztmal, wo die Räte in der Öffentlichkeit erschienen. Von diesem Tage an bedeuteten sie nichts mehr.

Erfolgreicher als dieser Versuch waren meine Bemühungen um den Arbeitsfrieden in der Landwirtschaft. Hier hatte es im Winter schlimm ausgesehen. Mancher aus dem Felde heimkehrende Gutsherr hatte seine früher so umgänglichen Leute nicht wiedererkannt. Für ihn war der Krieg noch nicht vorüber gewesen. Eine wüste Propaganda hatte die Landarbeiter aufgehetzt und verschiedenen Orts zu bösen Gewalttätigkeiten verführt. Als die Frühjahrbestellung nachholen sollte, was im Herbst unterblieben war, begann man zu streiken. Bei den Kommunisten hieß es seit dem dritten März: Hinaus aufs Land! Die Streiks zeigten, daß ihre Mühe lohnte.

In vielen und langwierigen, aber nicht unerfreulichen Verhandlungen, unterstützt von den Führern der Arbeiter und der Landwirte, schuf ich die Grundlagen eines dauerhaften Friedens, so daß die Streikgefahr einstweilen gebannt war. Die Kommunisten wühlten zwar weiter und stifteten viel Unruhe, aber sie kamen nicht über kleine örtliche Erfolge hinaus. Wo es ernster zu werden drohte, griff ich ein und ließ ihre Wortführer festnehmen.

Einen der Festgenommenen ließ ich zu mir bringen. Er war ein junger Kerl, und der Bericht des Gendarmen sagte von ihm, daß seine Reden besonders aufreizend seien. Er mußte sich setzen und mir erzählen, was ihn zu seiner Propaganda bewog. Zunächst war er trohig und verschlossen, doch ich redete ihm gut zu und lockerte ihn auf. „Sie haben uns alles genommen“, sagte er. „Ehe Sie nach Ostpreußen kamen, war alles gut. Da hatten wir eine richtige Revolution mit Arbeiter- und Soldatenräten, und es ging vorwärts. Die Gendarmen mußten sich vor uns verstecken, und die Agrarier durften nicht mucksen. Das haben Sie zerstört! Jetzt haben wir gar nichts mehr. Sie haben Soldaten mit Bajonetten und Gewehren, mit Maschinengewehren und Feldartillerie, und wir haben nichts, wir haben bloß unsere Revolververschnauzen. Die sollten Sie uns wenigstens lassen!“

Ich führte ihn etwas weiter und suchte zu ermitteln, ob er von irgendwelchen Ideen getrieben würde. Ja, seine Idee war die „Befreiung des Arbeitstiers“. Das Arbeitstier müsse losgekoppelt werden und sich eine fette Weide suchen können. Er schilderte das Leben eines Landarbeiters, das er selber aber nicht führte, denn er war von Beruf Hoteldiener, und stellte dem das Leben eines Agrariers gegenüber. „So ein richtiger Agrarier haben bis acht oder halb neun gnädigst geruht. Als-

dann setzt er sich zum Frühstück und genießt Kakao und Buttersemmel. Inzwischen hat Johann das Reitpferd gesattelt und vorgeführt, und der Agrarier reitet ins Feld und schnauzt die Leute an, die mal den Rücken gerade machen oder sich den Schweiß abwischen. Um elf kommt er zurück, nimmt eine Flasche Sauerbrunnen zu sich und liest die Zeitung. Von zwölf bis eins ist Galatafel und danach Bettruhe. Um vier nimmt er den Kaffee ein und isst Pflaumenkuchen mit Schmant. Danach begibt er sich auf den Hof und macht sich etwas Bewegung, indem er die Jungens verprügelt. Von sieben bis acht ist wieder Tafel, und dann wird bis elf Rotspohn getrunken und gepokert. So lebt ein richtiger Agrarier! Und dann ist ein Agrarier nicht so dumm wie wir, und heiratet nicht schon mit fünfundzwanzig Jahren ein Mädchen von dreiundzwanzig Jahren. Ein Agrarier wartet, bis er vierzig Jahre alt ist, und nimmt sich dann so einen Appetitsild von achtzehn oder zwanzig Jahren. Die bleibt ihm lange frisch, unsere Frauen aber haben mit dreißig Jahren schon gelbe Kaffzähne, so daß man sie gar nicht mehr ansehen mag. Der Arbeiter ist eben auf der ganzen Linie benachteiligt!“

So sprach mein Kommunist und freute sich der erheiternden Wirkung seiner Worte. Aber ich konnte mir denken, daß dieser Bursche unter ostpreussischen Instleuten doch mancherlei Unheil zu stiften vermochte, und ließ ihn noch etwa zwei Wochen sitzen. Als er entlassen wurde, kam er wieder ins Schloß und wollte mich sprechen. Ich ließ ihn eintreten und hörte mit Verwunderung, daß er gekommen sei, um sich zu bedanken. Er hatte den Wärtern von seiner Unterhaltung mit mir erzählt und war darauf mit Vorzug behandelt und verpflegt worden. Das wollte er nicht ohne Dank hinnehmen. Danach ist er nicht wieder aufgetaucht.

Es war nicht möglich, die Partei in eine feste Kampfstellung gegen den Kommunismus zu bringen. Sie sah den Linksabmarsch der Massen; aber statt sich ihm entgegenzuwerfen, schloß sie sich ihm an und suchte ihren Anhang dadurch festzuhalten. Oft gab ich mir Mühe, ihren Führern klarzumachen, wie aussichtslos und verderblich das sei. Ich sagte: Wenn Sie den Radikalismus als Vorzug gelten lassen, sind Sie von vornherein die Besiegten, denn die Kommunisten werden Ihnen darin immer überlegen sein. Sie müssen das Gegenteil zur Tugend machen, den Sinn für das Allgemeine, das Eintreten für Zucht und Ordnung, für Verständigung und Ausgleich. Das müssen Sie tun, weil Deutschland nicht mit dem Klassenkampf zu retten ist, — wir brauchen die große Versöhnung, wir müssen ein einiges Volk werden, sonst können wir nicht bestehen. Ein andermal sagte ich: Wir sind jetzt Regierung und müssen uns bewähren. Wir tragen die Sorgen für das Allgemeine, und Sie wissen, wie groß die Sorgen sind. Wir stehen in der härtesten Probe, die einer Partei auferlegt werden kann: als Widerspruch geboren und groß geworden, sollen wir jetzt als Regierung für das Ganze denken und handeln. Wir müssen die Probe bestehen. Die Macht erobert man durch Kampf, und im Kampfe ist alles erlaubt, was der Partei dienen mag. Hat man aber die Macht erobert, so ist aus der Partei eine Regierung geworden, und dann ist die Aufgabe anders gestellt. Die Partei kann nur Regierung bleiben, wenn sie nicht als Partei, sondern eben als Regierung handelt. Da gelten dann ganz andere Gesetze. Sie hat die Nation politisch erobert; jetzt muß sie die Nation moralisch erobern. Die Regierungspartei muß allen andern Beispiel und Vorbild sein und ihre Herrschaft dadurch festigen, daß man sie gern anerkennt. Ich sagte ganz deutlich: Die Zu-

Kunft des Ostens ist noch nicht entschieden. Vielleicht ist uns vorbehalten, noch einmal Krieg um sie zu führen. Dazu braucht man ein einiges Volk. Im großen Kriege sind wir an der Verheerung des Volkes zugrunde gegangen, wir werden auch den Krieg um den Osten verlieren, wenn Sie bei der alten Weise verharren.

Auf solche Vorhaltungen bekam ich niemals eine klare Antwort. Die Leute saßen hartstreichend da und spähten nach Worten, auf die sich eine Anklage stützen ließ. Wenn bald danach der Genosse A oder B in einer Versammlung ausrief, man dürfe sich nicht von den alten bewährten Grundsätzen abdrängen lassen, und der Klassenkampf bleibe allen verführerischen Lockungen zum Trotz die einzige Richtschnur der Partei, so wußte ich, wohin das zielte, und wenn es delphisch säuselte, die Parteigenossen mußten auf der Hut sein, um nicht ‚irritierenden Einflüssen‘ zu erliegen, so war das nicht nur für mich deutlich genug.

Ich nahm dergleichen zur Kenntnis und mußte mich an den Gedanken gewöhnen, daß mir der Rückhalt und die Hilfe der Partei versagt blieben.

Aber auf wen überhaupt konnte ich mich stützen? Einmal fuhr ich abends mit der Bahn nach Königsberg zurück und hörte ein Gespräch zwischen Männern im Nebenabteil an. Die Männer hatten mich nicht beachtet, ich aber hatte unter ihnen zwei als Träger alter ostpreussischer Namen erkannt. Sie sprachen über das Arbeitsverhältnis in der Landwirtschaft und über die Einigung, die ich dort erzielt hatte. Dabei fiel mein Name. Einer sagte von mir: „Der will sich in Ostpreußen ein warmes Bett machen!“ Die andern lachten dazu. Später hörte ich: „Er macht sehr in nationaler Gesinnung.“ Da nahm mich ein anderer in Schutz: Mache sei das nicht.

Ein Dritter meinte: „Das ist ja gut; man braucht ihm nur eine Sache als national hinzustellen, so hat man ihn dafür gewonnen.“ Dann hieß es wieder: „Er macht sich ein warmes Bett!“ Darauf kam die Antwort: „Laß ihn! In ein paar Jahren verteilen wir die Betten!“ Um das Gespräch nicht länger anhören zu müssen, stieg ich aus und stieg von außen in das Nebenabteil, wurde von den Männern freundlich begrüßt und sah sie mir in Ruhe an.

Ich brauchte jedesmal Zeit, um nach solchen Erlebnissen doch wieder an einen Sinn der Arbeit zu glauben. Es lag in ihnen eine starke Lockung, ein Menschenverächter zu werden. Mit Vernunftgründen konnte ich nichts dagegen ausrichten, ich mußte ganz still bei mir einkehren.

Für den Fall des Krieges gab es viel zu bedenken und vorzubereiten. Das Reich mußte uns verleugnen, das war ein Gebot der Klugheit. Aber es durfte uns nicht im Stich lassen. Die Reichsbank mußte ihre Zweigstellen in Königsberg und Danzig mit Geld versorgen, woran es ihr ja nicht fehlte. Der Ostern hatte keine Kohlen und kein Salz. Von beidem brauchten wir einen Vorrat, der vier Monate ausreichte.

Ich hatte noch nie einen Generalstab an der Arbeit gesehen. Jetzt bewunderte ich, was man dort alles wußte. Tresckow hatte sich von mir verabschiedet und eine Oberförsterstelle angenommen. An seiner Statt war der Major Soldan als Verbindungsoffizier Seeckts zu mir gekommen. Mit ihm überlegte und beriet ich.

Es gab noch viel mehr zu bedenken. Wenn das Reich sich von uns lossagte, mußten wir eine Regierung für den Osten haben. Das war eine schwierige Sache. Mit Herrn v. Batocki besprach ich die Bildung eines Direktoriums und war bald mit ihm einig. Aber es gab Männer von Gewicht und Namen

in Ostpreußen, und es gab Kreise in Danzig und Bromberg, die mit ihren Ansprüchen nicht zurückhielten. Hier drohten Störungen und Verwicklungen, auf die ich mich vorbereiten mußte.

Inzwischen war man in Paris fertig geworden. Die deutsche Abordnung war nach Versailles gefahren, um die Friedensbedingungen in Empfang zu nehmen. Die Nationalversammlung war nach Berlin zusammenberufen.

Die sozialdemokratische Fraktion harrete in einem Hörsaal der Universität der Meldungen aus dem Auswärtigen Amt. Das Stimmengewirr beruhigte sich, als Hermann Müller mit dem ersten Teil der Bedingungen erschien. Er las sie vor. Die Gesichter wurden blaß und starr. Bald kam der zweite Teil und schließlich der Rest. Man sah das Ganze. Als Müller fertig gelesen hatte, schrie eine Frau auf, andere Frauen schrien ihr nach. Man verstand den Schrei nicht, es war wohl kein Wort, nur ein Aufschreien. Das Schreien hielt an, und die Leute sprangen auf. Bald stand alles, was da versammelt war; ich war wohl der einzige, der sitzenblieb. Es war nicht Stumpfheit, daß ich so verharrte, aber ich fühlte das Unechte an dieser Aufregung und mochte nicht an ihr teilhaben. Ich wußte, daß viele von den Schreienden der Zersetzung untätig zugesehen und andere sie gefördert hatten, und es klang mir noch manches Wort von ihnen im Ohr, das den Willen zum Widerstand und zum Siege verleugnet und abgelehnt hatte. Das Entsetzen dieser Leute war gewiß nicht Heuchelei, aber in seiner Gewaltigkeit erkannte ich die Absicht, von den eignen Sünden abzulenken und die Stimme des Schuldbewußtseins zu übertönen. Darum blieb ich still in dieser allgemeinen Aufregung und rührte mich auch nicht, als man es bemerkte.

Nach einiger Zeit trat Ruhe ein, und man begann zu reden. Hermann Müller sprach aus dem Zusammenbruch aller Hoffnungen, an die sich Leute seiner Art bis jetzt noch geklammert hatten. Er war ein ehrlicher Tor und hatte die Vorspiegelungen der feindlichen Zerfetzungspropaganda wirklich für wahr gehalten. Als er jetzt sprach, war er mir ein Bild des Sammers. Nach ihm sprach Heinrich Schulz, ein früherer Volksschullehrer aus Bremen, den man den Bildungs-Schulz nannte. Er forderte jetzt eine deutsche Propaganda, die sich an die Sozialisten der Welt wenden und die Friedensbedingungen als einen kapitalistischen Anschlag auf die internationale Arbeiterklasse anklagen sollte. Noch andere Leute redeten dies und das. Einige kamen zu mir und meinten, ich müsse unbedingt sprechen. Ich fühlte, daß ich nicht schweigen konnte, aber ich war zu wenig bei der Gegenwart, meine Gedanken tasteten in die Zukunft. Jeder Redner hatte das Wort Unannehmbar! gesprochen. Ich sah sie alle schon zu Kreuze kriechen. Wer diese Bedingungen ablehnte, mußte bereit sein, den feindlichen Einmarsch zu ertragen, unter dem Druck der Besatzung am Widerstande festzuhalten und alles aufs Spiel zu setzen. Das konnte ich sagen. Ich nahm das Wort und sagte es. Aber weil ich nicht an diese Bereitschaft glaubte und an eine fernere Zukunft dachte, sagte ich noch etwas anderes: diese Bedingungen seien ein Glück für uns. Eine Garbe entrüsteter Zurufe schlug mir entgegen. Ich wiederholte den Satz, doch war man nun neugierig geworden und ließ mich sprechen. Ich fuhr fort: „Würde man uns nur Elsaß-Lothringen nehmen, uns auf dreihunderttausend Mann Soldaten herabdrücken und fünfzig Milliarden Kontributionen abpressen, so würde sich das deutsche Volk damit abfinden. Denn das wäre der Friede, den ihr erwartet habt. Das wäre ein

Dauerfriede, der uns für alle Zeiten degradieren würde. Ein solcher Friede wäre das wahre Unglück. Dieser ist es nicht — dieser Friede ist unser Glück. Mit diesem Frieden wird sich das deutsche Volk nicht abfinden. Man kann ihn uns aufzwingen. Wir haben die Armee vor die Hunde gehen lassen und können die Feinde, wenn sie einmarschieren, nicht abwehren. Aber er ist immer nur als ein entehrender Zwang möglich, und den wird das deutsche Volk nicht lange erdulden. Dieser Friede wird ein Pfahl im Fleische, ein Dorn im Herzen des Volkes sein. Den müssen wir immer tiefer stoßen. Bei allen Leiden und Entbehrungen müssen wir dem Volke sagen, daß sie die Folgen dieses Friedens sind. Dann wird die Zeit kommen, wo unser Volk sich wiederfindet und sich erhebt. Dann wird es nicht um diesen oder jenen Paragraphen gehen, sondern es wird den ganzen Frieden zerschlagen. Wir müssen also politischen und militärischen Widerstand leisten, bis man uns die Waffen aus der Hand windet, und danach moralischen Widerstand, bis die Zeit erfüllt ist.“

Diese Rede enttäuschte. Man hatte wohl erwartet, daß ich einen Ausweg wüßte oder Trost zu spenden hätte. Aber ich hatte nichts zu geben, sondern forderte, und forderte obendrein eine Haltung ungewohnter und nicht ungefährlicher Art. Das war nicht, was man wünschte.

Beim Auseinandergehen trat mir die Abgeordnete von Halberstadt in den Weg und sagte: „Sie wollen also diese Bedingungen annehmen! Gerade von Ihnen hätte ich etwas anderes erwartet!“

Sie wird meine geduldige Erklärung ebensowenig verstanden haben, wie sie meine kurze Rede verstanden hatte.

Ich blieb in Berlin und nahm an der Sitzung des Kabinetts teil, die über die Antwort auf die nun im vollen Wort-

laut vorliegenden Bedingungen beriet. Es war mir jedoch bedeutet worden, daß ich nur Auskunft über die Zustände und Stimmungen im Osten geben solle.

Das konnte ich in aller Ausführlichkeit und fand offene Ohren, als ich berichtete, daß man im Osten die Ablehnung dieser Bedingungen erwarte und entschlossen sei, sich gegen einen polnischen Zugriff zu wehren. Da mir bekannt war, daß alle wichtigen Erörterungen im Kabinett an den halbamtlichen Vertreter Frankreichs in Berlin, den überall herumhorchenden Professor Haguenin, verraten wurden, hütete ich mich, etwas von unseren Vorbereitungen verlauten zu lassen. Es fiel in dieser Sitzung kein Wort, das die Annahme der Friedensbedingungen auch nur als ferne Möglichkeit angedeutet hätte, selbst Erzberger sprach von „unerschütterlicher Festigkeit“, was ich ihm damals noch zu glauben bereit war. Der Beschluß des Kabinetts bezeichnete die Bedingungen als ‚unannehmbar und unerfüllbar‘, eine Formulierung Davids, den ich vergeblich bat, auf das Wort unerfüllbar zu verzichten, weil es mir wie eine Abschwächung des ‚Unannehmbar‘ klang.

Dann trat die Nationalversammlung zu jener denkwürdigen Tagung in der Aula der Berliner Universität zusammen. Sie sollte das deutsche Nein! aussprechen.

Es lag Ernst und Größe in diesem Raum. Ich hatte das Wandbild vor mir, das Fichte als den Redner zur Jugend der Nation darstellt. Fichte steht dort in der Haltung des Lehrers hoher Gedanken, und vor ihm sitzt lauschend die akademische Jugend. Im Anblick dieses Bildes wollten alle Zweifel gern wegschleichen. Aber sie konnten nicht. Sie erhoben sich wohl, bereit, mich zu verlassen, aber sie wichen nicht. Lag es an der Rede des alten Geheimrats Kahl, die stark und zündend sein sollte, die den Geist Fichtes anrief und doch der Stunde etwas

schuldig blieb? Lag es daran, daß ich dem verbrauchten Pathos Scheidemanns nicht glauben konnte, weil ich wußte, daß er ein Mensch ohne Ideale war? Oder hielt die Fülle der aufgesammelten Enttäuschungen mich ab, an die Wahrheit dieser Stunde zu glauben?

Dora Amborn hatte als Zuhörerin auf der Tribüne gesessen. Wir trafen uns und gingen zusammen durch den Tiergarten zum Bahnhof, denn ich wollte mir einen Platz für die Rückfahrt in der Nacht sichern. Einige Bekannte begleiteten uns ein Stück des Weges. Als sie uns verlassen hatten, fragte ich: „War es die große Stunde?“

Dora Amborn zögerte eine Weile mit der Antwort, dann sagte sie: „Verzeihe mir, ich kann es nicht glauben.“

Ich sah sie an und wollte nach dem Warum fragen, aber ich sah, daß ihr Tränen in den Augen standen. Da fragte ich nicht. —

In Ostpreußen gährte es. Kommunisten und Unabhängige nützten die Bedrängnis und Verwirrung. In Versammlungen und Straßenumzügen riefen die Kommunisten auf zur Weltrevolution, forderten die Unabhängigen Frieden, Freiheit, Brot, wie im November verheißen war, forderten ohne Scham die Annahme der Friedensbedingungen, die sie eine ‚gerechte Sühne‘ nannten.

Ich hatte mich verpflichtet, in Pommern über die Friedensbedingungen zu sprechen, hätte zwar absagen können, hielt es aber für geboten, jetzt nicht zu schweigen. Lübbring blieb in Königsberg, erhielt besondere Vollmachten und Anweisungen und hatte sich jeden Tag zu bestimmter Stunde in der Behörde aufzuhalten, damit ich ihn erreichen konnte. Noch eine andere Sache hatte ich in seine Hand legen müssen. Ich wollte

die Abgeordneten aller Parteien des Ostens in Marienburg zu einer Kundgebung versammeln und zum Widerstand gegen die Friedensbedingungen verpflichten. Ich hatte keine Bedenken, als ich Lübbing mit den Vorbereitungen betraute, und fuhr mit dem Bewußtsein ab, meine Dinge gut geordnet zu haben.

Schon am zweiten Tage berichtete mir Lübbing, daß Kommunisten und Unabhängige in Königsberg zum Generalstreik aufriefen. Am dritten Tage hörte ich, daß der Streik begonnen hatte, daß keine Straßenbahn fuhr, daß es kein Licht gab. Als am dritten Tage nachmittags ein zweiter Anruf glückte, hörte ich, daß die Geschäftsleute des Einzelhandels und die Kneipwirte den Gegenstreik beschlossen hätten. Ich schärfte Lübbing ein, sich um die Polizei zu kümmern und mit dem Generalkommando gute Fühlung zu halten. Am nächsten Tage mußte er mir berichten, daß die Beamten der staatlichen Polizei in einer Versammlung beschlossen hätten, in diesem Streik und Gegenstreik nicht Partei zu nehmen und sich neutral zu verhalten. Ich fragte, was er dagegen unternommen habe. Er sagte, da könne man nichts machen. Ich gab ihm auf, sofort zum Generalkommando zu gehen und es zu bitten, daß es die Sorge für die Ruhe und Ordnung in Königsberg übernehme; den Polizeibeamten solle er bekanntgeben, daß ich ihre Dienstentlassung beim Minister eingeleitet hätte.

So verhielt sich deutsches Volk in jenen Wochen!

In Marienburg fand ich nicht den Geist, den ich erwartet hatte. Alle Teilnehmer schienen mir gedämpft und gehemmt. Ebert hatte den Gesandten Nadolny geschickt. Ich fragte ihn, ob er außer den Grüßen und Wünschen des Reichspräsidenten noch etwas anderes bringe. Eine besondere Botschaft hatte er

nicht, sondern nur die Zusicherung, daß die Reichsregierung die Fragen des Ostens mit Ernst und Nachdruck behandle, und was sich sonst noch in diesem Stil sagen ließ. Nadolny hatte sich mit Watocki unterhalten. Bald darauf kam Watocki zu mir und sagte: „Sie haben es mit dieser Rundgebung gut gemeint, aber viel Zweck hat sie nicht, die Regierung wird den Frieden annehmen.“

Ich sträubte mich, es zu glauben und fragte, ob Nadolny diese Botschaft gebracht habe. „Gesagt hat er es nicht“, sagte Watocki, „aber ich sehe es ihm an.“

Ich wollte tun, als hätte ich es nicht gehört, und mich so verhalten, wie ich es auf der Fahrt bedacht hatte, aber ich konnte nicht hindern, daß mich mitten in meiner Ansprache der Zweifel berührte und sich dämpfend und hemmend auf Gedanken und Worte legte.

Mit diesen Zweifeln beschäftigt, merkte ich nichts von gewissen Vorgängen, die neben der Tagung herliefen. Ich hörte nur, es wären da Leute aus Westpreußen mit Störungsabsichten gekommen. Es war selbstverständlich, daß ich mich weigerte, sie zu hören. Erst Monate später erfuhr ich, daß ich getäuscht worden war. Es ist für den eigentlichen Träger der Verantwortung über die Massen schwer, sich davor zu schützen. Er hat nicht die Zeit, sich um kleine Dinge zu kümmern, und darf sich nicht verzetteln, damit er den Kopf für die großen Dinge frei behält und seine Entschlüsse in Ruhe ausstragen kann. Daran muß er sich halten, auch wenn die Leute darüber murren. Aber er läuft dabei immer Gefahr, daß ihm auch Wichtiges verborgen bleibt und seine Helfer einen Wall um ihn bauen, hinter dem er sich so lange wohl fühlt, bis er eines Tages mit Schrecken wahrnimmt, daß er wie ein Fremder in der Wirklichkeit steht und seine Entschlüsse

falsch waren, weil er die Wirklichkeit nicht mehr kannte, in der sie wirken sollten. Im Falle Marienburg verschloß ich mich vor Männern, die es ehrlich meinten und mich vor Machenschaften warnen wollten, die ihnen bekannt waren und mit denen sie im Kampfe lagen, von denen ich aber nichts wußte. Ihre Urheber saßen in Danzig, bereiteten sich dort schon auf den Freistaat vor und benutzten den Einfluß ihrer Stellungen und Mandate dazu, den Abwehrwillen des Ostens zu lähmen. Es war ihnen gelungen, Lübbing zu gewinnen, gerade den Mann, auf dessen persönliche Treue ich mich verließ und dem ich soviel anvertraute. Aber diese Einsicht ging mir erst später und allmählich auf. Als mir die erste Ahnung davon kam und ich Scheubner-Richter nach Danzig brachte, waren die Entscheidungen schon gefallen.

Die Reichsregierung hatte ihre „Einwendungen“ gegen die Versailler Akte in schriftlicher Form, wie ihr aufgegeben war, eingereicht und harrte des Ausgangs. Sie warf Propagandagelder in großen Mengen aus und ließ Versammlungen und Kundgebungen veranstalten. Man fragte sich wohl: was nützt es? aber man mußte es tun, weil es falsch gewesen wäre, es zu unterlassen. In Ostpreußen wetteiferten die Parteien um die größere Rührigkeit, in Westpreußen standen die Volksräte mehr im Vordergrund dieser Arbeit.

Drei Wochen lang fegte der Propagandasturm durch den Osten, kein Ort blieb von ihm unberührt, bis in die letzten Einzelhöfe Masurens rief er die Menschen auf.

Aber es gab noch etwas anderes. Die polnische Wachsamkeit hatte mit guter Bitterung die Möglichkeiten entdeckt, die ihr die sozialistischen Parteien boten. Die hatten vor dem Kriege in Masuren kaum nennenswerten Anhang gehabt. Jetzt besaß

die Sozialdemokratie in jeder Stadt einen festen Stützpunkt. Ich hatte früh bemerkt, daß hier viel polnischer Einfluß am Werke war. Das Wahlbündnis der Partei mit den Polen in Allenstein hatte mich mißtrauisch gemacht und angeregt, diesen Einflüssen nachzugehen. Bei meinen Reisen durch die Provinz und den Unterhaltungen mit den Parteileuten hatte ich manchen Eindruck empfangen, der meinen Argwohn nährte, aber schlüssige Beweise nicht gefunden. Jetzt wurden sie mir eines Morgens in die Hand gegeben.

Ein mir unbekannter Mann erschien schon vor sechs Uhr früh, verlangte mich zu sprechen und ließ sich nicht abweisen. Er war nach seinen Ausweispapieren ein Dachdecker aus dem Kreise Neidenburg und erzählte, er sei Mitglied und Vertrauensmann der Unabhängigen sozialistischen Partei und habe bisher alle Aufträge der Partei ausgeführt, müsse sich aber jetzt mir offenbaren, denn was nun von ihm verlangt werde, gebe seinem Gewissen entgegen. Er habe den Auftrag, einen allgemeinen Streik der Landarbeiter vorzubereiten. Zuerst habe er in der Zeit der Getreideernte ausbrechen sollen, jetzt aber habe er Anweisung, den Streik so vorzubereiten, daß er jeden Tag auf eine von Königsberg gegebene Parole beginnen könne. Man habe in Masuren sowohl die Mehrheitssozialisten wie die Kommunisten dafür gewonnen. Am fünften Juni müsse er melden, daß er in seinem Amtsbezirk mit den Vorbereitungen fertig sei.

Obwohl der Mann nicht nach einem Schwindler und Abenteurer aussah, hatte ich doch meine Zweifel und gab sie ihm zu erkennen. „Sie brauchen mir nicht zu glauben“, sagte er, „dann haben Sie aber den Schaden. Dieser Streik soll in der ganzen Welt bekanntwerden und beweisen, daß die Masuren nicht hinter der Regierung stehen.“ Ich fragte ihn, ob er nicht

schriftliche Anweisungen habe. Er hatte sie nicht bei sich, wollte sie mir aber beschaffen.

Noch am gleichen Tage gegen Abend kam er wieder und brachte mir drei durch Umdruck vervielfältigte Rundschreiben seiner Parteileitung, die er sich unter einem Vorgeben beschafft hatte. Da ich die Unterschriften der Parteibeamten kannte und leicht als echt feststellen konnte, hatte ich den Beweis in der Hand. Ich ließ eine Anzahl unabhängiger und mehrheitssozialistischer Orts- und Kreisleiter festnehmen, unterrichtete das Generalkommando und sandte unter Führung Scheubner-Richters einen Schwarm zuverlässiger Gegenpropagandisten in die gefährdeten Kreise.

So wurde der Anschlag vereitelt. Die trotz dieser Maßnahmen ausbrechenden Streiks gewannen keine Bedeutung und wurden vom Militär ohne Rücksicht auf die protestierende Parteileitung mit harter Hand unterdrückt.

Anfang Juni meldete ich mich noch einmal bei der Reichsregierung zur Berichterstattung an. Ich wohnte wieder der Kabinettsitzung bei, doch war es mir weniger darum zu tun, zu berichten, als zu hören, was die Reichsregierung vorhatte. Auf meine offene Frage, ob es bei der Ablehnung der Friedensbedingungen bleibe, erhielt ich die Antwort, daran habe sich nichts geändert.

Als die Sitzung zu Ende war, bat ich Scheidemann um eine Besprechung im kleineren Kreise. Er ging darauf ein, und wir betraten ein Nebenzimmer, das gerade Raum für einen Tisch und fünf Sessel hatte. Außer Scheidemann und mir waren David, Noske und ein weiterer Minister zugegen. Zu ihnen sagte ich, es sei für meine Aufgabe unbedingt nötig, daß ich die wirkliche Absicht der Regierung künnte; sie sollten mir jetzt sagen, ob ihre Ablehnung der Friedensbedingungen

Ernst oder nur Taktik sei: ich sei kein Reporter und keine Delegation und wolle ihre Antwort nicht weitergeben, müsse sie aber kennen. „Der Frieden wird abgelehnt!“ sagte Scheidemann. Ich fragte noch einmal: „Ist das die feste und unwiderrufliche Meinung des Kabinetts?“ David sagte: „Wir bleiben dabei: dieser Frieden ist unannehmbar und unerfüllbar.“ In der Kabinettsitzung war von einigen Abschwächungen die Rede gewesen, die man uns in Versailles zugestehen wollte. Ich erinnerte daran und fragte weiter: „Bleibt es auch bei der Ablehnung, wenn man uns diese Zugeständnisse macht?“ Nach einer kleinen Pause sagte Scheidemann: „Das ändert an unserer Antwort nichts.“

Einen Augenblick erwog ich, ob ich jetzt von unseren Vorbereitungen sprechen sollte. Ich hielt es nicht für ratsam und sagte nur, die Regierung könne sich auf den Osten verlassen; wenn sie fest bliebe, so würde ein polnischer Zugriff mit den Waffen abgewehrt werden.

Der Eindruck meiner Worte blieb mir unklar. In Davids Mienen schien sich Ablehnung auszudrücken, Noske sah vor sich nieder, bei Scheidemann glaubte ich Ermutigung zu spüren. So blieb ich doch in der Ungewißheit stecken.

Ich war nur wenige Tage wieder in Königsberg, als die Reichskanzlei anrief und fragte, ob ich sogleich nach Berlin kommen könne. Ich lag an einer Grippe fest und ließ daher fragen, ob es zwei Tage Zeit habe, erhielt aber den Bescheid, ich solle in Königsberg bleiben, man werde Hörsing zu mir schicken.

Am folgenden Tage kam Hörsing an und eröffnete mir: er komme mit einem Befehl der Reichsregierung, den sie weder einem Briefe noch einem Kurier habe anvertrauen wollen und den er mir mündlich übermitteln solle. Er und ich sollten den Krieg zur Erhaltung des Ostens vorbereiten. Ich

solle mich sofort mit dem Generalkommando in Danzig in Verbindung setzen, sowie er es mit dem Generalkommando in Breslau schon gethan habe. Der Krieg solle offensiv von Schlesiens und Westpreußen aus geführt werden. Die Regierung werde uns öffentlich verleugnen, wir würden auf eigene Verantwortung handeln, doch würden uns die Waffenbestände des Reichs und Freiwillige in großer Zahl zur Verfügung stehen.

Die Freude wallte in mir auf. Ich konnte nicht im Bett bleiben. Hörsting mußte mir den Befehl noch einmal wiederholen, und ich gab ihm meine Antwort: er solle der Regierung sagen, daß ich ihr für diesen Befehl danke und daß die Vorbereitungen schon seit zwei Monaten im Gange seien.

Hörsting blieb noch einige Stunden bei mir. Er mußte mir erzählen, wie die Regierung zu diesem Entschluß gekommen sei, und ich hörte, daß sie sich unter dem Eindrucke meines letzten Besuchs endgültig entschlossen habe, diesen Weg zu gehen. Ich fragte, wieweit die Vorbereitungen in Schlesiens gediehen seien, und hörte, daß man auch dort schon seit Wochen an der Arbeit war. Ich entwarf eine Mitteilung an die Zeitungen, wie sie nun notwendig geworden war, und ließ die Königsberger Hauptschriftleiter zu mir bitten, — und das alles geschah unter den Augen und vor den Ohren Hörstings, der mit Rat und Bekräftigung daran teilnahm. Hörsting reiste noch in der Nacht zurück. Am folgenden Morgen, es war der fünfzehnte Juni, erschien in den ostpreussischen Zeitungen ein Aufruf von mir. Ich war in meinen Äußerungen zur Öffentlichkeit im allgemeinen zurückhaltend und sparte mit starken Worten, um sie mit besserer Wirkung dann zu verwenden, wenn sie nötig waren.

Jetzt schienen sie mir nötig. Ich sagte, daß die Regierung,

gestützt auf den Willen der Bevölkerung, den Gewaltfrieden ablehnen würde, und daß wir bereit sein müßten, den Osten mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Bliebe es uns versagt, das Reich und den Osten zu retten, so bewahrten wir damit doch das letzte und höchste Gut, die deutsche Ehre.

Einen Tag verbrachte ich noch mit Besprechungen, in denen ich die Parteiführer von der Lage unterrichtete. Meine Parteigenossen verhielten sich ziemlich wortkarg und erklärten, daß sie eine Verteidigung mit den Waffen nur guthießen würden, wenn die Regierung sie fordere. Die Führer der übrigen Parteien sagten ihre Unterstützung ohne Vorbehalt zu. Als letzte hatte ich die Unabhängigen geladen. In ihrem Namen erklärte Gottschalk, daß jeder Widerstand verbrecherischer Wahnsinn sei, dem sie sich aufs heftigste widersetzen würden. Hier wäre jeder Versuch der Umstimmung verschwundene Mühe gewesen, ich begnügte mich damit, diese klärende Aussage zur Kenntnis zu nehmen.

Dann fuhr ich zur Obersten Heeresleitung nach Kolberg, um mich zu vergewissern, daß man auch dort im Einverständnis sei.

Wie bei meinem ersten Besuch sprach ich auch jetzt nicht mit dem Feldmarschall über den Zweck meines Kommens. Unsere Unterhaltung vor und nach Tisch galt zurückliegenden Ereignissen, und ich benutzte sie zu einigen Fragen, die dem alten Herrn sichtlich Freude machten. Ich erinnerte an das Heranrollen der russischen Dampfwalze im Herbst vierzehn und fragte, wie damals der Entschluß gereift sei, von Thorn her in diese Masse hineinzustoßen. „Das war ziemlich einfach,“ sagte der Feldmarschall, „die Meldungen sagten uns, was da kommen sollte, und da sagte ich: Das muß so gemacht werden!“ Dabei zog er mit dem linken Arm einen einholenden

Bogen. Ich erwiderte, ich hätte geglaubt, dieser Stoß sei ein alter strategischer Gedanke gewesen, und erzählte von meiner Soldatenzeit vor achtzehn Jahren; damals habe unser Leutnant beim Unterricht über das östliche Festungssystem von der Festung Thorn gesagt, sie sei eine Ausfallstellung gegen eine von Warschau anrückende russische Armee, die auf diese Weise von der Flanke her gepackt werden könne. „So?“ sagte der Feldmarschall, „das muß aber ein kluger Leutnant gewesen sein. Wie hieß er denn?“ Ich erinnerte mich noch des Namens und nannte ihn: „Ilgner“. „Das ist ja der Mann von Karfreit, der da das Sturmbataillon geführt hat. Aber den Pour le mérite hat ein anderer gekriegt!“

Die anschließende Unterredung mit Gröner verlief be fremdlich und seltsam. Es war nun keine Zeit mehr, in Andeutungen zu sprechen, ich berichtete von unseren Absichten und Vorbereitungen, machte Gebrauch von den Mitteilungen Hörsings über die Vorbereitungen in Schlessien, verschwieg aber den Befehl der Reichsregierung, den ich auch in den Unterhaltungen in Königsberg nicht preisgegeben hatte, weil er vor der Öffentlichkeit nicht bekanntwerden sollte. Hier hätte ich vielleicht von ihm sprechen dürfen, aber ich hielt mich streng an das Schweigegebot.

Gröner lehnte den Gedanken an Widerstand ab. Er sei auch an ihn herangetreten, sagte er; man meine, wir sollten im Westen alle Biere von uns strecken und im Osten Krieg führen. Das sei eine völlig hoffnungslose Sache.

Ich fragte, ob das auch die Ansicht des Feldmarschalls sei. Gröner bejahte.

Dann war freilich alles verloren. Wenn sich die Oberste Heeresleitung, wenn sich Hindenburg uns versagte, was konnte dann noch aus unserem Widerstande werden?

Aber was hatte das alles zu bedeuten? Die Regierung schickte mir Hörsting mit diesem Befehl, und die Oberste Heeresleitung sagte Nein! Wie war das zu erklären? Hatte sich etwas ereignet, das diesen Umschwung begründete?

Gröner erging sich in Zukunftsbetrachtungen. Er hatte einen amerikanischen Oberst als Gast in Kolberg gehabt. Dieser Amerikaner war der Achtung vor Deutschland voll und ein wohlmeinender Mensch, der ihm gesagt hatte, wie sehr Amerika bereit sei, Deutschland zu helfen. Den Frieden müßten wir annehmen, davor könne uns keiner bewahren. Aber sobald das geschehen sei, werde uns Amerika die hilfreiche Hand bieten. Kredite und Warenaustausch würden uns wirtschaftlich wiederaufrichten und uns eine neue Ordnung finden lassen.

„Und die Schmach und Schande dieses Friedens sollen wir hinnehmen?“ wandte ich ein.

Gröner holte weit aus. Es gebe eine andere Art, wie ein Staat seine Ehre suchen könne. Wir müßten sie darin suchen, ein Staat der Bildung und des sozialen Ausgleichs zu sein. Ich hörte ihn ruhig an und dachte, wie seltsam es doch sei, daß ein General ein solches Ideal preise, das man eher bei mir suchen könne, während ich Plänen nachging, die gerade dem General naheliegen sollten: Wir waren wie zwei Menschen, die ihre Seelen vertauscht hatten.

Von Kolberg fuhr ich ohne Aufenthalt nach Weimar, wo sich die Abgeordneten versammeln und zur entscheidenden Sitzung bereithalten sollten.

Unabhängige und Kommunisten hatten die Eisenbahner Mitteldeutschlands zum Streik aufgerufen; ich hatte Weimar noch erreicht, ehe es ihnen gelang, die Stadt zu blockieren,

und fand unsere Fraktion etwa neunzig Köpfe stark versammelt. Die Abgeordneten aus dem Süden und Westen fehlten noch.

Die Stimmung hatte sich seit der Tagung in der Berliner Aula sehr geändert. Man wußte nun, wie der Friede endgültig aussehen sollte. Der deutsche Einspruch war in einigen Punkten berücksichtigt worden, das wichtigste Zugeständnis betraf Masuren, das nicht glatt an Polen fallen, sondern durch eine Volksabstimmung über sein Schicksal entscheiden sollte. So hatten unsere Reden und Kundgebungen, insbesondere wohl die Vorbereitungen zum bewaffneten Widerstand, eine kleine Wirkung getan. Aber was bedeutete das im Verhältnis zur Gesamtheit dessen, was uns hier zugemutet wurde! Obwohl das jeder wußte, rechnete kaum noch einer mit der Ablehnung. Wir stimmten nach vierstündiger Aussprache ab. Diese Abstimmung sollte jedoch noch nicht bindend sein, sondern nur erkunden, wie die Fraktion gesonnen war; sie ergab fünfzig für und vierzig gegen die Annahme. Dabei war jedoch ein Vorbehalt. Die Reichsregierung hatte in Versailles mitteilen lassen, daß die Annahme unmöglich sei, wenn die sogenannten ‚Ehrenbestimmungen‘, nämlich die Verpflichtung zur Auslieferung aller Armeeführer und einer großen Zahl weiterer Kriegsteilnehmer, aufrechterhalten würde. Es hieß, daß dieser Einspruch wahrscheinlich erfolgreich sein würde, denn derartige Bestimmungen könnten wir selbstverständlich nicht annehmen.

Am Abend nach dieser Probeabstimmung kamen die Abgeordneten aus dem Süden und Westen an. Ich ging zu dem Abgeordneten Blos aus Stuttgart, einem alten Bekannten, der nun Staatspräsident von Württemberg war, und hoffte in ihm einen Gegner der Annahme zu finden, der mir helfen

würde, eine Mehrheit für die Ablehnung zusammenzubringen. Ich hatte kaum diese Hoffnung geäußert, als er mich barsch anfuhr: „Was denken Sie von mir? Halten Sie mich für einen Phantasten oder für einen Verbrecher?“ Blos war dreißig Jahre älter als ich, so daß ich nicht im gleichen Tone antwortete, sondern meinen Standpunkt ruhig vertrat. Als ich sagte, der Osten könne sich den Bedingungen nicht fügen, fuhr er wieder auf: „Sie denken dort noch einmal Krieg zu spielen! Ich bin unterrichtet! Lassen Sie die Finger davon! Auf welcher Erde leben Sie eigentlich? Sehen Sie nicht, daß Sie uns sofort die Franzosen ins Land ziehen würden? Was könnten Sie im Osten erreichen? Sie könnten den Lauf der Dinge um einige Wochen verzögern und würden das mit zehntausend Menschenleben bezahlen. Damit aber wäre es noch nicht zu Ende. Sie würden die Reichseinheit zerstören! Sie wissen nicht, was das bedeutet. Sie haben nicht erlebt, wie zwei Generationen der besten Deutschen vergeblich um die Reichseinheit gerungen haben. Ich will Ihnen sagen, wie es kommen würde, wenn wir ablehnten: das Rheinland würde sofort besetzt und würde unter französischer Besatzung seine Unabhängigkeit erklären, Hessen, Baden, Schwaben, Franken und Bayern würden sich von Berlin lossagen, und wir hätten in wenigen Wochen den Rheinbund wieder. Das wären die sicheren Folgen der Ablehnung!“

Aufgewühlt verließ ich Blos und ging durch die dunklen Straßen nach Hause.

Am folgenden Vormittag war die Fraktion vollzählig beisammen. Jetzt begann die große entscheidende Aussprache. Im Kabinett gab es zwei Auffassungen. Scheidemann sprach für die Ablehnung, David für die Annahme; danach folgten die Redner für und wider. Wir unterbrachen den Fluß um

die Mittagsstunde und gaben ihm danach Fortgang. Am Nachmittag kam auch ich zu Wort. Gleich nach mir sprach Noske. Jeder wußte, daß Noske als Wehrminister die Ansicht der Obersten Heeresleitung vertrat, und da er sich als Befürworter der Annahme hatte eintragen lassen, wußte man zugleich, daß seine Rede die Entscheidung für die Annahme bringen würde. Die folgenden Reden konnten nichts mehr ändern.

Noske hatte den Gedanken eines Widerstandes im Osten besprochen und verworfen. Bis in die einzelnen Sätze und Satzverbindungen hatte ich dabei Gröners Beweisführung wiedererkannt. Am Abend wurde jeder Gedanke an Widerstand in aller Form abgetan. Das geschah in einer amtlichen Besprechung, die man im Landgerichtsgebäude abhielt. Es war wohl darauf angelegt, mich nicht dabei zu haben, denn man hatte mir nachmittags in der Fraktionsversammlung nichts davon gesagt, sondern eine schriftliche Ladung ins Quartier geschickt, die ich nur darum noch rechtzeitig fand, weil ich gegen meine sonstige Gewohnheit vor dem Abendbrot auf meine Stube ging.

So war ich dabei und hörte mit an, wie den versammelten Abgeordneten des Ostens und den Vertretern der Generalkommandos Danzig und Breslau der Beschluß der Reichsregierung bekanntgegeben wurde, sich der nun nicht mehr zweifelhaften Entscheidung der Nationalversammlung zu fügen, die Friedensbedingungen anzunehmen und auf jeden Widerstand zu verzichten. Was begründend dazu gesagt wurde, ging wiederum auf Gröner zurück.

Ich wartete, daß eine andere Meinung laut wurde. Hier war ein militärisches Urteil abgegeben. Würde man ihm ein anderes entgegensetzen?

Von wem stammte dieses Urteil? Das war nicht ganz klar. Man sprach von ‚militärischen Sachverständigen‘ und ließ es zu, daß man daraus auf die Oberste Heeresleitung schloß. Aber die Oberste Heeresleitung war nicht nur Gröner, das war zuerst doch der Feldmarschall. So stand die Autorität Hindenburgs vor jedem, der anders dachte und wollte. Daß hier Hindenburgs Ansehen mißbraucht wurde, daß der Feldmarschall sich für den ‚Untergang in Ehren‘ ausgesprochen hatte, wußte außer der Reichsregierung noch keiner. Wer wollte es auf sich nehmen, gegen Hindenburgs Urteil anzugehen? So war es wohl verständlich, daß jeder Widerspruch, der sich trotzdem herauswagte, ohne durchschlagende Wirkung blieb.

Der Verlauf der Besprechung brachte ein Ereignis, das mich auf eine besondere Weise ungewöhnlich erregte und von den weiteren Reden ablenkte, so daß ich nur mit halbem Ohr anhörte, was die militärischen Sachverständigen zur Entkräftung des Gutachtens anzuführen hatten. Was mich so erregte, war eine Rede Hörsings. Dieser Mann, der vor kurzem bei mir gewesen war und mir den Befehl der Reichsregierung überbracht hatte, daß wir den Widerstand vorzubereiten hätten und daß wir von Süden und Norden auf Posen vormarschieren sollten, nahm das Wort und hielt eine Rede, in der er die Generalkommandos anklagte, daß sie in verbrecherischer Kriegslüsterheit auf einen neuen Krieg hingearbeitet hätten. Es war eine Anklagerede von verletzender Schärfe und von jener Art, die dort angebracht ist, wo man sich in gefährlicher Weise hintergangen sieht und bössartige Anschläge aufgedeckt hat. Hier aber war es anders: die Vorbereitungen zum Widerstande in Danzig und Breslau waren zwar dem selbsteigenen Verantwortungsgefühl der Militärbefehlshaber entsprungen, danach aber durch den Befehl der

Regierung gerechtfertigt worden. Die Minister, die das wissen mußten, ließen Hörstings Rede ohne Einspruch und Berechtigung durchgehen. Ich wartete darauf, daß jetzt einer von ihnen spräche. Aber es geschah nicht. Da nahm ich das Wort.

Aber auch ich schwieg zu Hörstings unverschämter Anklage. Ich tat, als hätte Hörsting nicht geredet; ich fürchtete die Reichsregierung vor dem Auslande bloßzustellen, wenn ich sagte, was ich wußte — daß die Regierung die Vorbereitungen anbefohlen hatte. Ich fürchtete Unheil; nicht für die Regierung, aber für Deutschland, und meine Erregung zeigte mir die schlimmen Folgen in abschreckender Größe. Solche Schuld wollte ich nicht auf mich laden, und darum schwieg ich. Noch war das Maß meiner Verachtung nicht so voll, daß ich hätte für möglich halten können, was hier geschehen war, noch suchte ich die Erklärung dieses Widerspruchs in irgendwelchen, mir unbekannt gebliebenen Vorgängen, die ich erfahren würde, wenn das Staatswohl es erlaubte, sie mir mitzuteilen.

Als ich von dieser Besprechung nach Hause kam, fand ich ein Telegramm vor, in dem Batocki mir seine Ankunft für den Morgen anzeigte. Ich erwartete ihn auf dem Bahnhof. Wirklich hatten die Streikenden einen Zug von Berlin nach Weimar gestattet; es war der Zug, mit welchem Brockdorff-Rantzau aus Versailles zurückkehrte.

Herr v. Batocki überraschte mich mit der Erklärung, daß er von seinem Amt zurücktreten wolle, er fügte hinzu, ich müsse sein Nachfolger werden.

Das ging gegen unsere Abrede. Ich hatte nie daran gedacht, Oberpräsident zu werden; auf Anspielungen dieser Art hatte ich ohne Hintergedanken ablehnend geantwortet, wie ich auch

das mir angetragene Amt des Oberbürgermeisters von Königsberg abgelehnt hatte. Die drängenden Aufgaben hatten mich bisher noch nicht dazu kommen lassen, ernstlich über meine Zukunft nachzudenken. Wohl war ich nicht ohne Wunsch gewesen und hatte ein vermessen hohes Ziel gesehen. Aber dieser Traum, als Minister die inneren Angelegenheiten des Reichs zu ordnen, war schon in der ersten Woche meines Weimarer Aufenthalts zerronnen, als ich erkannte, daß ich mit dem herrschenden Geiste nichts gemein hatte. Mit ähnlichen Gefühlen verfolgte ich die Entwicklung meines Verbandes, die von einem vernunftlosen Drängen nach immer höheren Löhnen beherrscht war, ohne daß überlegene Vorausschau hemmend und mäßigend eingriff. Bei einer Aussprache mit meinen einstigen Vorstandskameraden hatte sich auch hier die Kluft aufgetan, die mir eine Rückkehr unmöglich machte. Seitdem lebte ich nur den gegebenen täglichen Pflichten und der Zuversicht, daß ich notfalls auch ohne Amt eine nährende Arbeit finden würde. Darum hatte ich die Fragen der Amterbesetzung im Osten frei von allen Eigenwünschen behandelt und in einer Denkschrift an die preussische Regierung das Verbleiben Batockis befürwortet, auch Herrn v. Batocki davon unterrichtet und die Zusage erhalten, daß er bleiben würde, bis der Wiederaufbau vollendet war und die Zwangswirtschaft aufhörte. Jetzt aber hatte er sich anders entschlossen. Er hatte mit seiner Voraussage, daß man die Friedensbedingungen schließlich doch annehmen würde, Recht behalten, und wollte einem Staate nicht dienen, der sich solchen Bedingungen unterwarf.

Wir gingen zusammen zum Schloß, wo auch die preussische Regierung Amtsräume unterhielt. Während Batocki dort den Ministern seinen Entschluß mitteilte, ging ich zu Brockdorff=

Ranġau, um zu hören, was er aus Frankreich mitgebracht hatte. Die Feindmächte hatten den Vorbehalt der deutschen Regierung abgelehnt, die Bedingungen mußten ohne Einschränkung, also mit den entehrenden Bestimmungen über die Auslieferung des Kaisers und der Heerführer angenommen werden.

Wir waren allein. Der Minister war gänzlich mutlos. Zusammengesunken und mit müder Stimme erzählte er mir, was hinter ihm lag. Ich aber schöpfte gerade aus diesem Ergebnis eine neue Hoffnung und meinte, nun müsse die Regierung zu ihrem Worte stehen und ablehnen. Brockdorff-Ranġau sah mich traurig an und sagte: „Meinen Sie das wirklich?“ Ich mochte nicht glauben, daß die Regierung imstande sei, einer solchen Entehrung der Nation zuzustimmen. „Sie kennen diese Menschen nicht. Was wissen die von Ehre!“ sagte Brockdorff-Ranġau. Ich wagte einen Einwand, aber er sagte, er sei schon bei Ebert gewesen; man würde annehmen. Ich vergewisserte mich durch eine Frage, daß Eberts Entscheidung wirklich schon in diesem Sinne gefallen war; dann wurde mir das Zimmer zu eng, ich verabschiedete mich. Brockdorff-Ranġau hielt mich einen Augenblick zurück: „Ich nehme jetzt meinen Abschied, werden Sie mein Nachfolger! Es muß ein Mann hier stehen, der dem Volke sagt, was mit ihm geschieht! Werden Sie der Rächer der deutschen Ehre!“ Ich konnte nichts darauf erwidern, ich mußte hinaus.

Draußen überlegte ich, was ich vorhatte. Links lockte der Park zu einem Wege, auf dem ich meine Gedanken in Ordnung bringen konnte, rechts lag die Stadt, in der die Menschen hausten, die nun noch einmal zur Entscheidung aufgerufen wurden. Ich schwankte einen Augenblick, dann wandte ich mich der Stadt zu und suchte die Abgeordneten zusammen,

die bei der Abstimmung am Tage zuvor beim Nein verblieben waren. Ihre Zahl hatte noch zwanzig betragen, sie waren meist Vertreter des Ostens.

Ich fand ungefähr die Hälfte davon in ihren Wohnungen und brachte sie dazu, mit mir zum Nationaltheater zu gehen und die Lage zu besprechen. Wir kamen überein, in der für den Nachmittag angesetzten Fraktionsversammlung einmütig zusammenzustehen und das Äußerste zu versuchen, um die Ablehnung durchzusetzen. Sie sagten alle ja, doch es klang schon so, als ob sie dabei dächten: es wird nichts nützen, aber wir wollen es versuchen.

Die Nachricht von dem Ultimatum der Feindmächte sprach sich schnell in Weimar herum. In den letzten Tagen waren einige höhere Militärbefehlshaber eingetroffen. Von ihnen hieß es, daß sie zu Noske gegangen seien und ihm für den Fall, daß er der Annahme des Ultimatus zustimmte, den Gehorsam aufgesagt hätten. Ich hielt mich im Nationaltheater auf und hatte eben von diesem Vorgange erfahren, als zwei Abgeordnete erschienen und mich in Eberts Auftrage fragten, ob ich bereit sei, Wehrminister zu werden; die Wehrmacht werde nur unter einem Gegner der Annahme bei ihrer Pflicht bleiben, und so sei ich dazu berufen.

Ich bat die Leute um einen Augenblick Geduld, ging in eine Fernsprechkabine und ließ mich mit dem Schloß verbinden, erreichte aber Ebert nicht. Man rief Dr. Köster herbei, und ich hörte, daß Ebert zwar diesen Wunsch habe, Noske aber sehr unglücklich darüber sei und sich um eine Ausöhnung mit den Generälen bemühe. Dadurch war ich einer Entscheidung enthoben. Die Ausöhnung gelang noch im Laufe des Tages, doch brachte die Vossische Zeitung trotzdem die unzutreffende Nachricht meiner Ernennung zum Reichswehrminister.

In den Gängen des Nationaltheaters herrschte bewegtes Leben. Fast alle Fraktionen traten am Nachmittag zusammen, um sich über die Lage auszusprechen. Ich haßte diese Flurschwägereien, bei denen man oft nicht wußte, wen man vor sich hatte, und wo nicht selten mit Überzeugungsgründen gearbeitet wurde, die in der Versammlung nicht ans Licht zu kommen wagten. An diesem Tage gab es besonders viel Ge-
raune. Einmal hörte auch ich zu und vernahm die neueste Parole: wir könnten ruhig annehmen, auch die Ehrenpunkte brauchten kein Hindernis zu sein; denn es gehe den Feindmächten jetzt nur um eine Formalität: Frankreich wolle einen Triumph, und wenn es den durch unsere vorbehaltlose Annahme erhalten habe, werde es sich nicht mehr sträuben, nun über einen ausführbaren Frieden zu verhandeln. Die Annahme sei also nur eine Geste, und wir sollten nicht so töricht sein, die zu verweigern und uns dadurch Einmarsch und Besatzung auf den Hals zu laden. Ich hörte hin und fragte nach und war mir bald klar, woher diese neueste Büberei stammte — sie war Erzbergers Mache.

In unserer Fraktion wagte keiner sich dazu zu bekennen. Jeder kannte sie, doch mochte keiner sagen, daß er ihr glaube; wie viele gleichwohl sich von dieser Parole bestimmen ließen, kann man nicht wissen.

Ich sah mich nun fast allein. Man hörte mich ruhig an, als ich für die Ablehnung sprach. Ja, es schien, als ob mancher, der zur Annahme entschlossen war, mit stiller Freude zuhörte, ich sah in Gesichter, die mir irgendwie Verständnis und selbst etwas Wohlwollen zeigen wollten. Eine Frau rief mir zu, ich solle doch sagen, was wir zu tun hätten. Das tat ich mit diesen Worten: „Wir erklären den Mächten, daß wir den Krieg als beendet ansehen, daß wir aber die Friedensbedingungen ab-

lehnen, die sie uns wortbrüchig anbieten. Wir erklären ihnen, daß wir uns außerstande fühlen, diesen Frieden durchzuführen, und überlassen es ihnen, sich des Reichs zu bemächtigen und ihrerseits die Durchführung dieses Friedens in die Hand zu nehmen.“

Die alten Parlamentskarpfen sahen weise lächelnd vor sich auf den Tisch. Andere regten sich über meinen Vorschlag auf. Der Abgeordnete Hoch rief mir zu, ich sei ein Herostrat. Nein, rief der Abgeordnete Adolf Braun, ich sei ein Verbrecher. Hoch antwortete, das meine er doch. Diese beiden Juden konnten sich nicht leiden und gerieten sich leicht in die Haare, redeten auch jetzt aufeinander los und entfesselten damit einen Lärm, in welchem zuletzt alle mitlärmten. Sie meinten wohl nicht alle mich, einige mochten schreien, daß man ruhig sein solle, aber das wußte ich nicht. Ich stand in der Mitte dieser anderthalbhundert aufgeregten Menschen und wurde immer ruhiger, ich sah mich allein und fühlte das Glück dieser Einsamkeit.

Als wieder Ruhe eingekehrt war, erteilte mir Löbe, der den Vorsitz führte, einen Ordnungsruf — ich war der einzige, der nicht gelärmt hatte. Aber selbst das erregte mich nicht, ich sprach weiter und sprach nun wie aus der Ferne und wie einer, der die Zuhörer nicht gewinnen will, sondern ihnen nur etwas anzusagen hat. Ich sprach von der Zukunft: das Volk werde nicht ewig in diesem Zustand verharren, es werde einmal wieder ein ehrliebendes Volk werden, und dann würde es Gericht halten über diese Stunde.

Der Kampf war zu Ende. Zwei außer mir erhoben bei der Abstimmung noch den Arm gegen die Annahme, und diese zwei kamen nach Mitternacht zu mir, um mich zu bitten, doch nicht als einziger gegen die Annahme zu stimmen, denn sie

hätten sich nun auch überzeugt, daß man annehmen müsse. Der Kampf war zu Ende.

Vier Wochen später lebte er noch einmal auf, als der Vertrag ratifiziert werden sollte. Das war ein förmlicher Akt, der das Siegel unter die Urkunde setzte. Es lohnte nicht mehr, dagegen anzukämpfen, aber doch kam es jetzt zu einem noch härteren Zusammenstoß als im Monat zuvor. Man wollte durch einen Fraktionsbeschluß die Stimmabgabe für die Ratifizierung erzwingen. Ich sprach dagegen und nannte das einen Gewissenszwang, dem ich mich nicht fügen würde. Damit wollte ich es bewenden lassen, aber eine Welle von Zurufen veranlaßte mich, noch einiges mehr zu sagen. Ich sprach davon, daß die Regierungsparteien schon jetzt das große Vertrauen schwinden sähen, das sie emporgeführt hatte, und daß es hier kein Halten geben würde. Wieder erhoben sich meine alten Gönner, Hoch, Adolf Braun und einige andere Juden, und verlangten, daß mir das Wort entzogen werde. Wels schickte einen unflätigen Zuruf zu mir herüber. Ich nahm ihn fest ins Auge, und da sich die Unruhe etwas legte, konnte ich mich noch einmal verständlich machen. Ich wiederholte: „Diese Entwicklung wird weitergehen, sie wird stärker und stärker werden, und es wird sich dereinst aus ihr ein Sturm erheben, der euch hinwegfegen wird!“

Unter dem Schweigen der Versammlung verließ ich den Saal.

Beim Namensaufruf in der Abstimmung sammelten sich ein paar Freunde in meiner Nähe. Sie sahen, daß ich die Meinkarte in der Hand hatte, und kamen heran und baten, ich solle dies eine Mal das Opfer bringen, das auch sie eben gebracht hätten. Ich konnte es nicht. Als mein Name aufgerufen wurde, vertrat mir Löbke den Weg; ich ging an ihm vorbei und warf die Meinkarte in die Urne.

Die preußische Regierung hatte sich nicht abhalten lassen, mich zum Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen zu ernennen. Im Reich war Bauer Kanzler und Hermann Müller Außenminister geworden, beide hatten meiner Ernennung widerraten. Von den preußischen Ministern hatte Otto Braun, dem die Landwirtschaft anvertraut war, gegen mich gestimmt. Die jüdischen Zeitungshäuser Berlins hatten ihre Einflüsse gegen mich spielen lassen. Aber der Innenminister Wolfgang Heine und der Finanzminister Südekum hatten gegen alle Einreden und Widerstände meine Ernennung durchgesetzt. Doch war es nicht ohne Opfer abgegangen, sie hatten zugleich der Ernennung Lübbrings zum Königsberger Polizeipräsidenten zustimmen müssen, um mir einen Gegenspieler zu geben.

Meine Stellung in der Partei war durch die Weimarer Vorgänge ziemlich fragwürdig geworden. Ich hatte mir allmählich viele Feindschaften zugezogen. Als die Stürme vorüber waren, hatte ich in der ‚Glocke‘ einen Aufsatz veröffentlicht, der mir neue Feinde brachte. Es hieß darin, wer in Weimar die Stimme der Nation hören wolle, der müsse den Reden der Opposition lauschen, — aus den Reden der Regierungsleute höre er sie nicht. Ich riet den jüdischen Genossen zur Zurückhaltung in Fragen der deutschen Ehre; hier sei das Gefühl vom Blute bedingt, und es stände ihnen darum besser an, in diesen Fragen, wo sie die deutschen Gefühle weder teilen noch verstehen könnten, zu schweigen.

Der Abgeordnete Haase hatte bei der Beratung der Verfassung unser Unternehmen im Baltischen Lande verurteilt, sich in den hergebrachten Anklagen gegen die ‚baltischen Barone‘ ergangen und auch mich angegriffen. Ich hatte seine Rede nicht gehört, war aber von Freunden unterrichtet worden und

hatte ihm sogleich geantwortet: Hier gehe es um deutsches Leben — was habe Herr Haase damit zu schaffen? Wir verteidigten im Baltenslande eine siebenhundertjährige deutsche Kultur — ich könne von Herrn Haase kein Verständnis für deutsche Kultur fordern.

Die Deutsche Tageszeitung hatte über diese Rede wie über eine Sensation berichtet, einige Abgeordnete der Rechten und baltische Emigranten schrieben mir freundliche Briefe, aber meine Fraktion war unangenehm berührt, und die Juden in ihr waren gegen mich aufgebracht; der Abgeordnete Landsberg teilte mir schriftlich mit, daß er jede menschliche Beziehung zu mir abbreche.

Eines Tages erschien Heilmann bei mir in Königsberg und machte mir Vorhaltungen, warum ich nicht an ihn herantreten sei, wenn etwas gegen die Juden hätte gesagt werden müssen? Er hätte es gern getan, und von ihm, als von einem Juden, hätte man es ruhig hingenommen. Dazu sei er doch da! Ich fragte ihn, warum er nicht von sich aus auf den Gedanken gekommen sei, das Laktgefühl der Juden anzurufen. Er zuckte die Achseln. Das aber berührte den Kern der Sache: auch er hatte die jüdische Laktlosigkeit nicht gefühlt, weil er, selber Jude, nicht in deutschen Gefühlen lebte. Heilmann hatte damals seine Häutung noch nicht vollzogen. Während des Krieges war er der fruchtbarste Parteischreiber gegen die Zerstückung und für das Durchhalten gewesen. Freilich hatte er sich in aller Stille von der Regierung gut dafür bezahlen lassen. Später war er die unangenehmste Erscheinung des Republikanertums, unwahrhaftig und unsauber in solchen Maßen, daß man selbst dem Weimarischen Staate unrecht täte, wenn man ihn nur nach dieser Blüte beurteilen wollte. Zur Zeit seines Besuchs bei mir hatte die Häutung schon begonnen,

wie ich bemerkte, doch wollte er sie mir verbergen und gab mir gute Ratschläge: mein Name sei in die Grüne Liste des jüdischen Zentralvereins gekommen, ich sei damit als Judenfeind gestempelt und dem Hasse aller Juden empfohlen; das aber würde das baldige Ende meiner politischen Laufbahn bedeuten, und ich müsse darum durch eine klare, nachdrückliche Rundgebung judenfreundlicher Art den Zentralverein bewegen, die Achtung in der Grünen Liste zurückzuziehen. Er habe Einfluß auf die Leitung des Zentralvereins und sei bereit, meine Erklärung mitzunehmen und dort vorzulegen.

Ich war nun für eine Provinz verantwortlich, für ein umkämpftes Land, das mit seinen Kräften sehr haushalten mußte, wenn es sich behaupten wollte, und es war ebenso meine Pflicht wie mein Vorsatz, dem inneren Hader zu wehren und den Geist der Versöhnung wachzurufen, damit wir eines Willens in den Abstimmungskampf hineingehen konnten. Ich wußte, daß ich, wenn ich Opfer von anderen verlangte, auch selber solche bringen müsse, und war dazu bereit. Das bedachte ich und verweigerte doch die Erklärung, die Heilmann von mir forderte. Er hatte wohl fest mit meiner Bereitwilligkeit gerechnet und nahm mir meine Weigerung sehr übel.

Ganz ohne Freunde war ich zwar nicht. Es gab doch manche Menschen in der Partei, die sich meiner Haltung freuten, es aber nicht kundtaten, weil sie sich damit geschadet hätten. Selbst in Weimar, wo ich mich nur selten blicken lassen konnte, wagte es zuweilen einer, mich in meiner Abwesenheit in Schutz zu nehmen, und als der Abgeordnete Hoch den Antrag stellte, mich aus der Fraktion auszuschließen, fand sich sogar eine Mehrheit zusammen, die das ablehnte. Es wurde in Weimar wacker gezecht, zwei Abende hatte auch ich dazwischen gegessen. Nun erhielt ich oft Karten solcher Tischrunden, die

sich soviel Courage angetrunken hatten, daß sie übereinkamen, mir einen Gruß zu senden — ,trohalledem'! Das waren kleine Ermunterungen, die ich gern annahm. Aber dergleichen Freundlichkeiten waren menschlich, nicht politisch begründet. Einen politischen Rückhalt fand ich nur bei den preußischen Ministern des Innern und der Finanzen. Mit beiden wußte ich mich weithin im Einvernehmen, sie hatten der Annahme des Versailler Ultimatums bis zur letzten Stunde widerstrebt, stützten meine baltische Politik und sahen den Feind nicht rechts, sondern wußten, daß dies verarmte und zerüttete Deutschland nicht ohne die politisch rechtsstehenden Kreise wieder zu ordnen war. Auch die jüdische Mißgunst, die ich mir zugezogen hatte, vermochte sie nicht zu beeinflussen. Preußen hatte damals zwar in Paul Hirsch einen jüdischen Ministerpräsidenten, doch er galt nicht viel und war ein leicht zu handhabender Mann. Mein Verhältnis zu ihm war durch die Vergangenheit bedingt, als er noch vom Stenographieren lebte und ich ihm Aufträge unseres Verbandes überwies. Er tadelte einmal, daß ich im Oberpräsidium noch die alten Briefumschläge aus der königlichen Zeit benutzen ließ. Ich sagte, die Republik sei noch so jung und man wisse nicht, wie lange sie lebe; darum hätte ich noch keine neuen Druckfachen angeschafft. „Dann können Sie doch wenigstens das ‚Königlich‘ durchstreichen!“ meinte er. Ich erwiderte, das sähe zu häßlich aus. Damit war er zufrieden. Einmal begleitete ich ihn und den Innenminister Heine auf einer Fahrt nach Allenstein, wo Herr v. Dppen, ein vorbildlicher Mann, Regierungspräsident war. Auf der Rückfahrt sagte Hirsch, auf Dppen müsse man achtgeben, der sei auf einem höheren Posten verwendbar. „Er wird aber keinen höheren Posten kriegen“, erwiderte Heine. „Warum nicht?“ fragte Hirsch. „Weil er Dppen

heißt", sagte Heine; „hieß er Oppenheim, so würde er eine große Karriere machen.“ Dergleichen nahm Hirsch ruhig hin.

Einen andern Rückhalt als den an Heine und Südekum hatte ich nicht. Ebert hatte, verärgert durch meine Haltung in der Fraktion, eine unfreundliche Äußerung über mich getan, ich war von seinem Verhalten zum Versailler Ultimatum enttäuscht; darum ging ich nicht zu ihm, obwohl ich zuweilen in Berlin zu tun hatte. Vielleicht hätte ich ihm einen großen Kummer erspart, wenn ich der Verstimmungen ungeachtet zu ihm gegangen wäre.

Der Geruch von Barmat wurde damals spürbar. Schon im Mai hatte ich beim Warten in Eberts Kanzlei angehört, wie ein dort tätiger Parteifunktionär namens Krüger ein Ferngespräch führte, in welchem eindringlich empfehlend der Name Barmat fiel. Diesen unscheinbaren Vorfall hatte ich fast schon wieder vergessen, als ich bei einer Anwesenheit in Berlin, es mag im Monat August gewesen sein, den Namen zum zweiten Male hörte. Ich hatte meine Geschäfte und Besuche hinter mir und war ungeschlüssig, wie ich den Abend verbringen sollte. Da sagte mir ein Bekannter, Mitglied der preussischen Landesversammlung, ich könne mich ihm anschließen und mit zu Barmat kommen; dort sei offene Tafel, es gebe ein erlesenes Essen, Weine und Importen, und ich träfe dort viele Genossen, Minister, Parteiführer und Abgeordnete. Auf meine Frage, wer dieser Barmat sei, antwortete mein Bekannter recht harmlos, er sei wohl irgendein Schieber, jedenfalls versorge er Deutschland mit Lebensmitteln aus Holland und mache sich dadurch verdient. Ich lehnte ab und suchte auch meinen Bekannten zurückzuhalten. Auf dem Wege von der Wilhelmstraße zum Potsdamer Platz setzte ich ihm auseinander, daß für uns, die wir zu hohem Amt und Einkommen gelangt

seien, die Gefahr bestände, in schlechte Gesellschaft zu geraten, uns durch Pracht und vornehmes Getue blenden zu lassen und anrühigen Leuten in die Hände zu fallen, was uns um die Reputation bringe, auf die wir halten müßten. Mein Bekannter hörte aufmerksam zu, meinte aber, in diesem Falle könne das nicht gelten; Barmat sei doch sogar von Ebert empfangen worden. Er ging zu Barmats offener Tafel. Da er auch Hirsch als Barmatsfreund genannt hatte, warnte ich Hirsch bei der nächsten Gelegenheit; der war sehr betroffen und zog sich zurück. Der arme Ebert aber hat später die Gewissenlosigkeit seines Beraters mit schwerem Kummer büßen müssen.

Ich war froh, ein Amt zu haben, das mir gestattete, mich dem politischen Getriebe fernzuhalten. Die oft einlaufenden Telegramme des Präsidenten der Nationalversammlung, zu dieser oder jener wichtigen Abstimmung nach Weimar zu kommen, ließ ich auf sich beruhen und blieb selbst der Schlußabstimmung über die neue Verfassung fern; ich reiste nur noch nach Weimar, wenn die ostpreussischen Dinge es nötig machten.

Anders hätte ich der Provinz und meinem Amte nicht gerecht werden können. Wie wenig wußte ich von preussischer Verwaltung! Wieviel mußte ich lernen! Ich wählte dazu den Weg der vollen Offenheit und sagte Herrn v. Hassel, dem Oberpräsidialrat, daß er bei mir keinerlei Kenntniss des Geschäftsganges, der Verwaltungsregeln und der Zuständigkeiten voraussetzen dürfe, daß ich alles erst von ihm lernen müsse. Der treue Mann, er war gegen fünfzehn Jahre älter als ich, hat mich mit nie versagender Geduld in meine Tätigkeit eingeführt und mit ruhiger Hand manches wieder in Ord-

nung gebracht, wo ich Unordnung und Verwirrung angeordnet hatte. Auf ihm lag die Last der täglichen Arbeit fast ganz allein, drei Monate lang, bis ich so weit war, daß ich eine ordentliche Verfügung herausgeben, eine stichhaltige Entscheidung treffen konnte. Nie aber hat er das nach außen zu erkennen gegeben. Nun wurde die preußische „Kreisordnung“ mein abendliches Buch, und so spröde sich ihr Inhalt auch zu mir verhielt, ich bewältigte ihn allmählich doch und spürte danach bald Lust, mit den Sachbearbeitern des Oberpräsidiums kleine Sträußchen auszusechten, in denen ich sogar zuweilen recht behielt.

Manch schöner Sommertag lag auf dem Lande Ostpreußen, und manche Fahrt in unserm kleinen offenen Adlerwagen führte mich durch seine Weiden und Felder, seine Heiden und Holzungen, daß mir das Herz aufging. Wie ein Garten war dieses Land, für dessen Schönheit ich jetzt sehend wurde. Ich durchfuhr es nach allen Richtungen, und wo mir danach zumute war und die Zeit es litt, stieg ich aus und gab dem Fahrer Weisung, wo er mich wieder aufnehmen sollte.

An einem hellen Morgen fuhr ich in der ersten Frühe nach Süden und kam nach etwa zwei Stunden in eine Waldgegend, die mich zum Aussteigen lockte. Der Wagen sollte mich beim Krüge des nächsten Dorfes erwarten. Es war ein junger Plänterwald, in dessen grüne Wildnis ein kleiner Pfad führte, dem ich auf gut Glück folgte. Dieser Weg war wie ein Laubengang oben verwachsen, so daß man das Sonnenlicht nur ahnte, aber nicht sah. Eine urwelthafte Stille umfing mich. Noch hing der Tau an den Zweigen und Blättern und sein Tropfenfall war in dieser Stille hörbar. An einigen Stellen war die Wipfeldecke lockerer, so daß die Sonnenstrahlen in das grüne Gedämmmer hineinschoffen; das

ergab ein seltsames Leuchten, vor dem der Schritt stockte, weil es einen wie ein himmlisches Wunder überraschte. Ich wünschte stundenlang so zu gehen, doch tat sich bald eine andere Welt auf. Ziemlich unversehens stand ich vor einem Fließchen. Es war etwa so breit wie eine Landstraße, und sein Wasser war so rein wie der Morgentau, so daß man den hier und da bewachsenen Grund klar vor sich hatte. Nicht eilig, aber lebendig und in munteren kleinen Wellen zog der Fluß durch den Wald, der von beiden Seiten seine Zweige darüber neigte. Das war wie ein Märchen. Als ich suchend umherblickte, sah ich nicht weit vor mir einen Kahn, der angebunden war und sich vom Wasser wiegen ließ. Ich ging hin und sah, daß ich ihn leicht lösen konnte und daß auch ein Ruder auf seinem flachen Boden lag. Da stieg ich hinein, machte ihn los und ließ mich vom Wasser abwärts tragen. Das geschah in vielen Windungen, doch so oft das Fließchen seine Richtung änderte, ich war immer zwischen den grünen Wänden dieses Waldes, bis ich nach wohl halbstündiger Fahrt ein Anwesen erblickte, in dessen Nähe ich das leichte Fahrzeug ans Ufer brachte. Als ich mich dort meldete, vernahm ich, daß der Kahn gerade hier hingehöre. Die Leute verziehen mir meinen eigenmächtigen Zugriff und wiesen mich zurecht, und da ich dann meinen Namen nannte, merkte ich, daß es ihnen nicht unlieb war, auf diese Weise mit mir bekanntzuwerden. Das Fließchen heißt Krutinne und ist wohl das anmutigste unter seinesgleichen.

Auf solchen Fahrten hatte ich Zeit, über Ostpreußen nachzudenken. So, wie die Welt nun geworden war, mußten wir uns in ihr einrichten und das Beste aus ihr machen. In Masuren würde man im Frühjahr abstimmen, ob das Land beim Reich blieb oder zu Polen kam. Nach Masuren ging manche meiner Fahrten; von jeder kam ich mit guten Eindrücken zu-

rück und hoffte, daß wir bei der Abstimmung vier Fünftel der Bevölkerung für uns haben würden. Es durfte uns nur kein neues Unglück in die Quere kommen, kein Streik, kein Aufruhr. Ostpreußen wurde Insel, daran war nichts mehr zu ändern. Wir hatten kleinmütig und zerrissen die Stunde versäumt, wo wir es vielleicht noch hätten ändern können — ich mochte nicht mehr daran denken und erst recht nicht davon sprechen. Das aber war gerade jetzt üblich geworden. Eine Abordnung von Landfrauen kam zu mir und meinte, ich solle jetzt noch die Erhebung ausrufen, wir würden den ganzen Osten hinter uns haben und Deutschland mitreißen. Es tat zugleich wohl und weh, die Frauen anzuhören — ich mußte mich ihrem Wunsche versagen. „York hat anders gehandelt“, sagten sie, „denken Sie an York!“ Ich dachte an York und sagte: „Als York sich erhob, war Napoleons große Armee vernichtet, heute ist es unsere. Yorks Preußen hatte vier Jahre gerüstet, unser Preußen hat vier Jahre geblutet“. Das war der Unterschied, aber den übersahen viele; ich hatte die Erhebung trotzdem für möglich gehalten und hatte sie gewollt, und mit der Obersten Heeresleitung im Bunde, wenn auch nur im heimlichen Bunde, wäre es kein ganz hoffnungsloses Wagnis gewesen. Zu diesem Bunde war es nicht gekommen.

Jetzt wurde der Gedanke eines Oststaates an tausend Stammtischen erörtert. Noch ehe dieses Wort gefallen war, auf der langen Fahrt von Libau nach Königsberg, hatte ich in der kleinen Kajüte vor der Karte gefessen und den Ostseestaat von der Düna bis zur Weichsel abgegrenzt, seine Voraussetzungen und seine innere Ordnung bedacht und wußte um seine Fragwürdigkeit. Dieser Gedanke war erprobt und abgetan, noch ehe sich das Geraune und die kurzfristige Verzweiflung seiner bemächtigte.

Man mußte alle diese Pläne hinter sich lassen, wo sie waren, sie gehörten der Vergangenheit an, in der sie als Entwürfe und Versuche eines bedrängten und nach Auswegen spähenden Volkes ein Recht gehabt hatten. Jetzt galt es, die Lage zu meistern, die unser Schicksal geworden war.

Aber es genügte nicht, Ostpreußen zu ‚behaupten‘. Die Behauptung und Erhaltung Ostpreußens war die Redensart, mit der man in Weimar um sich warf, wenn man den Fragen des Ostens nicht mehr ausweichen konnte. Nicht ein Schutzpark, sondern eine neue Ausfallstellung mußte Ostpreußen werden.

Darüber dachte ich auf meinen Fahrten nach und war bald selber verwundert, wie schnell sich die Gedanken zu einem ausführbaren Plane ordneten.

Von früheren Überlegungen wußte ich, daß die Ausflüsse der masurischen Seen bis zum Haff ein Gefälle von neunzig Metern haben. Das mußte genug sein, um aus der Fallkraft des Wassers elektrische Kraft zu gewinnen. Ich sprach mit Watocki und dem Landeshauptmann darüber und hörte, daß es einen alten Plan gebe, der die Ausnutzung dieses Gefälles zur Stromgewinnung behandle. Er war Ende der neunziger Jahre entstanden und später noch einmal durchgearbeitet worden, hatte aber keine rechte Beachtung gefunden und lag nun irgendwo in den Registraturen. Im Oberpräsidium ließ ich vergeblich danach suchen, aber eines Tages kam der Landeshauptmann, Herr v. Brünneck, mit dem Plane zu mir; er wurde nochmals sachverständig durchgearbeitet und zeigte uns nun die Möglichkeit, Strom in solchem Umfange zu erzeugen, daß damit dem dreifachen des bisherigen Bedarfs genügt werden konnte.

Ostpreußen hatte seit langer Zeit einen großen Teil seines

Volkswachses an das Reich abgegeben. Es mußte möglich gemacht werden, diesen Zuwachs festzuhalten. Je mehr Menschen in Ostpreußen leben konnten, um so stärker war seine Stellung. Ostpreußen hatte Rohstoffe ausgeführt und Fertigware eingeführt. Das galt es zu ändern, Ostpreußen mußte, was es an Rohstoffen besaß, gebrauchsfertig verarbeiten, damit seine Menschen Arbeit und Brot hatten und nicht abzuwandern brauchten. Das nördliche Polen, Litauen und Kurland waren arm an Gewerbe und hatten jetzt einen großen Warenhunger. Hier konnte ein ostpreußisches Gewerbe seine Märkte finden. Ostpreußen durfte kein Land der Fabriken werden, Fabriken paßten nicht zu ihm, die hätten seine Jugendlichkeit zerstört, die sein Bestes war. Was Fabriken aus den Menschen des Ostens machten, das sah man in Königsberg und noch besser in Elbing. Aber ein Netz von Gewerbebetrieben mittlerer Größe mußte entstehen, wo rechtlich und sauber hergestellt wurde, was man im Osten verkaufen konnte. Warum sandte Ostpreußen das in seinen Forsten anfallende Holz in runden Stämmen nach Danzig und Berlin? Mit seiner Verarbeitung zu Fenstern und Türen, wie wir sie schiffsweise aus Schweden einfuhrten, und zu gutem Hausrat, wie man ihn in Sachsen und Schwaben herstellte, konnte es ein paar tausend Menschen beschäftigen. Der Flachs seiner östlichen Nachbarn ging nach England; man konnte ihn auch in Ostpreußen spinnen und verweben. Mit den Tierhäuten war es nicht anders. Die Milch wurde schlecht verwertet, der Fischfang mangelhaft ausgenutzt. Wenn ich die erreichbaren Wirtschaftszahlen bedachte, dann sah ich, daß in Ostpreußen vieles anders werden konnte und daß hier eine deutsche Wirtschaftsmacht zu schaffen war, die mehr wirken mußte als die bloße Behauptung.

Eine solche Planung bedurfte der Zeit zum Reifen. Aber was sogleich angepackt werden mußte, war der Plan zur Nugharmachung der Wasserkräfte, und so fuhr ich, während die Nationalversammlung noch in Weimar tagte, mit dem Landeshauptmann nach Weimar, um von der Reichsregierung die Zusicherung eines möglichst großen Reichszuschusses zu erlangen. Der Kanzler Baur war selber Ostpreuße und mußte wohl eine gute Miene zeigen, aber er verwies uns an Erzberger, der als Herr der Reichsfinanzen in einem schönen Eckzimmer des Schlosses saß. Ich bewog Herrn v. Brünneck, mich erst einige Augenblicke mit Erzberger allein zu lassen. Erzberger war überaus freundlich und fragte beflissen nach meinem Anliegen. Ich sagte, er habe in Ostpreußen keine gute „Konduite“. Ja, erwiderte er, es werde viel gegen ihn geheßt, und es sei wohl erklärlich, daß die Hege in Ostpreußen besonders arg sei; er sei aber gern bereit, Ostpreußen zu besuchen und in einigen Orten zu sprechen. Das werde nicht viel nützen, sagte ich, doch wolle ich ihm eine Gelegenheit geben, die Provinz auf eine andere Art von seinem guten Willen zu überzeugen. „Ich bitte Sie um Ihren Vorschlag!“ sagte Erzberger. Ich schilderte unseren Plan, so gut ich ihn im Kopfe hatte, und nannte die Summe, die wir als Reichszuschuß wünschten; es waren zweihundert Millionen Papiermark, deren Wert damals schon auf ein Drittel des Goldmarkwertes gesunken war. Erzberger wollte Winkelzüge machen und meinte, er müsse den Plan erst prüfen, aber ich verlegte ihm den Weg: ich sei zunächst allein zu ihm gekommen, um ihm zu sagen, daß er hier großzügig sein müsse und uns nicht mit den üblichen Bedenken und Vorbehalten hinhalten dürfe, weil sonst die gute Wirkung nur halb erreicht würde; es gelte jetzt, den Ostpreußen zu zeigen, was das

Reich für ihr Land zu tun bereit sei, und er müsse bedenken, was das für den Abstimmungskampf bedeute; nachher sei der Landeshauptmann mit dabei, und gerade der müsse ihn freudig bereit finden. Das tat seine Wirkung, ich konnte bald Herrn v. Brünnel hereinrufen, der sich sachverständig zur Geldfrage äußerte; dann erschien ein herbeigeklingelter Sekretär, dem Erzberger seinen Erlaß diktierte, und dann hatten wir die Urkunde in der Tasche und gingen zum Mittagessen.

Es war ein seltsamer Zufall, daß ich mich auf der Rückfahrt in ganz anderer Weise mit Erzberger befassen mußte. In Berlin geriet Herr v. Lindeiner in mein Abteil, der in Riga zur Verwaltung gehört hatte und mir von dort bekannt war. Er war jetzt Generalsekretär der Deutschnationalen Partei und fuhr in dieser Eigenschaft nach Danzig, blieb also lange mit mir zusammen. In unserer Unterhaltung fiel der Name Erzberger, und davon angeregt, zog Lindeiner eine Aktentasche aus seinem Gepäck, schloß sie auf und reichte sie mir zur Durchsicht. Sie enthielt eine tüchtige Handvoll Papiere, wohlgeordnet und nach sachlicher Zusammengehörigkeit geheftet. Es war ein Lesestoff, der von Küstrin bis Schneidemühl ausreichte. Aus diesen Akten ergaben sich Tatbestände, bei denen ich mir verwundert die Augen rieb, ich sah Erzbergers Bild mit jenen Zügen, die in seinem späteren großen Prozeß mit Helferich aller Welt sichtbar zutage traten. Es waren sicherlich die gleichen Akten, mit denen Helferich später seinen Kampf gegen Erzberger führte. Ja, sagte Lindeiner, als ich fertig war, das sei eine Bombe, und man werde sie der Regierung nächstens ins Haus werfen, wenn Erzberger nicht bald verschwände.

Wir sprachen noch lange über den Tatbestand und über den Menschen, und ich ließ mir von Lindeiner das Recht geben,

die Reichsregierung von diesen Akten und ihrem Inhalt zu unterrichten, damit sie sich in Ruhe von Erzberger trennen könne; wenn Erzberger zurücktrete, sagte Lindener, so sei er Privatmann und der Deutschnationalen Partei gleichgültig, aber als Politiker werde man ihn bestimmt nicht dulden, sondern unmöglich machen.

Mir war bei der Angelegenheit nicht wohl. Eben hatte ich von Erzberger diese große Hilfe für die Provinz erhalten, und nun sollte ich gegen ihn vorgehen. Mir schien, mir sei ein besonderes Gesetz auferlegt: mir waren die Mittel und Wege verboten, die ein Politiker doch wohl gelegentlich gebrauchen und gehen muß, die Mittel und Wege der hinterhältigen Schläue, durch die man die Menschen seinem Willen dienstbar macht, ohne daß sie merken, wie man mit ihnen spielt. Denn so war ich in Weimar verfahren, ich hatte Erzberger mit seinem schlechten Ruf in Ostpreußen zugesetzt und ihn damit schnell gefügig gemacht, was nicht eben schwer war, denn Erzberger wollte ein Volksmann, der geliebte Staatsmann aus dem Volke sein. Das hatte sich Zug um Zug gerächt; mir war verboten, was andern erlaubt war, und weil ich gegen dies Gesetz verstoßen hatte, war ich in eine innere Not gekommen, aus der ich mir nur selber heraushelfen konnte.

Nach einigen Tagen des Besinnens entschloß ich mich zu einem vertraulichen Schreiben an den Kanzler Bauer, in dem ich ihn von dem Inhalt der Akten und der Absicht der Deutschnationalen Partei unterrichtete und ihm eindringlich riet, Erzberger zum Rücktritt zu bestimmen.

Ich erhielt keine Antwort, nicht einmal eine Empfangsbestätigung, und die Dinge sind dann ihren bekannten Weg gegangen. Zunächst aber versuchte ich weiter die Reichsregie-

zung ohne Skandal von Erzberger zu befreien und hat Dr. David um eine Unterredung. Er gewährte sie mir, als ich in baltischen Angelegenheiten in Weimar zu tun hatte, und fragte mich barsch und unfreundlich: „Nun, was haben Sie?“ Ich sagte, daß ich ihn in einer wichtigen innerpolitischen Frage sprechen wolle, aber durch seinen Ton abgeschreckt würde. Sein Ton, meinte David, entspreche meiner Haltung, ich arbeite gegen die Partei und gegen die Regierung und sei nach seiner Überzeugung sogar ein Feind der Republik. Das war viel gesagt und schwer zu entkräften, weil hier Wahrheit und Irrtum im Gemenge lagen. Aber auch ich verstand nicht, sie voneinander zu sondern, und blieb an Einzelheiten hängen, sprach vorwurfsvoll über den Kanzler, den Außenminister und über Erzberger, nannte die Republik eine ‚bürgerliche Importe‘ und erreichte damit, daß David nach kurzer Zeit aufstand und so die Unterhaltung beendete.

Das war mir schmerzlicher, als ich mir eingestehen wollte; ich hatte die Zuneigung eines Mannes verscherzt, der mir, ohne daß er es wußte, lange Zeit ein Führer und ein Vorbild gewesen war.

Ich fühlte, wie es immer einsamer um mich wurde. In Ostpreußen gewann ich Bekanntschaften, und einige davon erhielten bald eine menschliche Wärme. Mit Herrn v. Batocki blieb ich in Verkehr und enger Fühlung, mit dem General v. Estorff kam ich öfter zusammen, als das Amt es erforderte, das gastliche Haus Rapp öffnete mir seine Thür, beim Sanitätsrat Wigge und seiner Frau Else erfreute ich mich fast jeden Sonntag einer gepflegten bürgerlichen Häuslichkeit, mit dem Verlagsdirektor Wynecen von der Königsberger Allgemeinen Zeitung traf ich mich zu Spaziergängen. Hier

überall brauchte ich mir in der Unterhaltung keinen Zwang anzutun, ich konnte unbefangen über die Fragen und Aufgaben der Zeit sprechen, weil es uns immer um das Allgemeine, um Ostpreußen, um Deutschland und seine Zukunft ging. Aber die Welt, aus der ich herkam, rückte mir ferner und ferner, obwohl ich ihre Menschen täglich sah und mit ihnen zu tun hatte, obwohl ich die Arbeiterjugend zu mir einlud und Maurer, Tischler, Schmiede als Kameraden an meinem Tische saßen. Ich wollte diese Welt nicht verlieren, und ich verlor sie doch. Es wurde in ihr immer schwieriger, von dem zu sprechen, was mich bewegte. Sprach ich vom Mißbrauch der politischen Freiheiten, so klagten sie über Bevormundung und Zwang, sprach ich von der Notwendigkeit höherer Ernten, so schalteten sie auf die Junker, die lieber nach Monte Carlo führen, als sich um ihre Äcker kümmern, sprach ich von der Aufgabe, der Provinz einen militärischen Selbstschutz zu schaffen, so warnten sie vor der Wiederkehr militärischer Zustände, beklagte ich die häufigen Streiks und den Rückgang der Arbeitsleistung, so meinten sie, der Arbeiter wolle doch auch von dem Umschwung der Dinge profitieren.

Ich sah diese Entwicklung, aber ich konnte ihr nicht Einhalt tun; ich sah, wohin sie einmal führen mußte, und war nicht imstande, es zu verhindern. Eins konnte ich tun, ich konnte ihr Ende vorwegnehmen und mich freiwillig und förmlich von der Partei trennen.

Was wissen die Menschen anderer Parteien von der Treue, mit der ein Arbeiter an seiner Partei hing! Wer, wie es mir beschieden war, noch die heroische Zeit der Sozialdemokratie gesehen hatte, nicht in einer Führerstellung, wo die unvermeidlichen Eifersüchte und Ränke den Zauber der Idee und

des Kampfes zerstören müssen, sondern ganz unten in der dunklen Tiefe des namenlosen Volkes, und wer in diesem Dunkel das Hereinbrechen des Lichtes erlebt hatte, das Aufleuchten einer Idee, die ihn meinte, die ihn rief und forderte, der war der Trägerin des Lichtes verbunden mit seinem Herzen. Das Licht war erloschen, und die Partei, die es einst getragen hatte, trug ganz andere Dinge. Aber das Band war noch da und war mit dem wachsenden Menschenwesen immer fester verwachsen. Man konnte es lösen, aber nicht ohne Schmerzen.

Lübbring, nun Polizeipräsident, in seinem Verhalten zu mir zwischen den Forderungen der Dankbarkeit und der Parteidisziplin schwankend, beobachtete, wie ihm geheißen war, und sah, was sich begab. Er kam und sagte, er müsse einmal mit mir sprechen. Ich ließ ihn sprechen und hörte, was ich selber wußte. Er sah, wie ich, den Ausgang und sagte: „Denk an deine Zukunft!“ Ich erwiderte: „Wenn es nur um meine Zukunft ginge, so wäre leicht getan, was hier zu tun ist; aber ich denke an meine Vergangenheit.“ Er verstand das Wort und machte es sich fortan zunutze.

Als mein Gegenspieler konnte Lübbring nicht wohl auftreten, dazu verdankte er mir zuviel, aber er hatte, solange er bei mir im Reichskommissariat war, seine Vollmachten oft dazu benützt, um den Dingen eine Wendung zu geben, die meinen Absichten zuwiderlief, und hatte Menschen und Nachrichten von mir ferngehalten, die ihm von Partei wegen nicht gefielen. Einen Einfluß auf meine politischen Entschlüsse hatte er dort nicht gehabt, strebte ihn als Polizeipräsident aber an. Dabei verfolgte er keineswegs eigennützige Ziele; er wollte mich ‚bewahren‘, wollte der gute Parteigeist sein, der um mich war, mich vor den schlimmen Menschen auf der

Rechten warnte und den Parteiwünschen gefügig machte. Er blieb immer im Rahmen solcher Absichten, selbst da, wo er mich täuschte und der deutschen Sache schadete.

Der erste erhebliche Streitfall ergab sich bei der Neu-
setzung der Regierung Gumbinnen. Sie war durch den Rück-
tritt des Grafen Lambsdorff frei geworden, und es war der
Wunsch des Innenministers Heine, seinen Personalreferenten
Freiherrn v. Braun, den er der Partei opfern mußte, mit
diesem Amt zu entschädigen, falls ich damit einverstanden sei.
Aber der Landwirtschaftsminister Otto Braun stachelte die
Partei dagegen auf. Als Heine fest blieb, verlegte man das
Treiben nach Ostpreußen und schickte mir Abordnungen und
Einsprüche, die mich bestimmen sollten, meine Einwilligung
zurückzuziehen. Ich lehnte das ab, und Freiherr v. Braun
wurde ernannt.

Dieser Streit war noch nicht abgetan, als sich ein neuer an-
kündigte. Die Reichsregierung mußte einen Kommissar für
das Abstimmungsgebiet ernennen. Der Posten war sehr
wichtig, denn der Reichskommissar hatte das Reich vor der
Abstimmungskommission der Feindmächte zu vertreten, alle
deutschen Rechte wahrzunehmen und unserer Werbearbeit
den sehr nötigen Rückhalt zu geben. Die preußische Regierung
hatte sich einzuschalten gewußt und forderte mich auf, ihr
einen geeigneten Mann vorzuschlagen. Ich dachte zuerst an
meinen Vorgänger, Herrn v. Batocki, der aber aus stich-
haltigen Gründen ablehnte und mir den Freiherrn v. Gayl
nannte. Das war ein guter Vorschlag, ich nahm ihn an und
gab ihn der preußischen Regierung mit ausführlicher Be-
gründung weiter.

In diesem Falle begann der Kampf in Ostpreußen und
wurde von dort nach Berlin getragen, er zog sich in die Länge

und führte zu dramatischen Auftritten. Ich hatte nicht nur dem parteiamtlichen Druck standzuhalten, sondern auch den Mahnungen und Bitten wohlmeinender Leute, die mir sagten, daß meine Stellung unhaltbar würde, wenn ich mich nicht von diesem Vorschlag los sagte. Da sich auch das Reich einmischte, forderte Preußen von mir einen neuen oder ergänzenden Vorschlag. Ich antwortete, daß ich keinen weiteren Namen nennen könne. Herr v. Gayl wurde Reichskommissar. Aber nun war das Maß voll, mein parteifeindlicher Eigensinn war erwiesen. In der Parteileitung beriet man, auf welche Weise ich aus dem Amt zu entfernen sei. Es war dort allerdings kein Mann, der von dem Wunsche frei gewesen wäre, ein Staatsamt zu erhalten, und jedem stand ich dabei im Wege. In der rechtsstehenden Presse Ostpreußens und Berlins, auch wohl anderswo, erschienen zuweilen Aufsätze, die ein freundliches Wort für mich enthielten. Die begann man zu sammeln und gegen mich auszuspielen. Die Deutsche Tageszeitung hatte mich ‚den preußischsten Oberpräsidenten Preußens‘ genannt. Dergleichen Lob konnte mir nur schlecht bekommen. Bebel hat einmal gesagt, er pflege sich nach dem Urteil seiner Gegner zu richten: wenn die ihn lobten, so wisse er, daß er eine Dummheit begangen habe. Dieses Wortes erinnerte man sich. Bald gab ich neuen Anlaß dazu.

Ich war in Berlin und sprach bei Heine und Südekum vor. Es gab mancherlei Reibungen zwischen ihnen und dem Kanzler. Heine sagte mit unverhohlenem Zorn: „Jetzt wollen sie ausliefern!“ Ich hielt das für unmöglich. Man hatte zwar auf das Ultimatum hin auch die Auslieferungsforderungen angenommen und unterschrieben, aber, wie man allgemein glaubte, mit dem Vorsatz, diese Forderung nicht zu erfüllen. Nun hörte ich, die Vertreter der Westmächte seien wiederum

vorstellig geworden und hätten die Auslieferung der Heerführer und der andern beschuldigten Angehörigen unserer Wehrmacht gefordert, die Reichsregierung habe das Verlangen noch einmal abgelehnt, sei aber entschlossen, sich ihm zu fügen, falls die Feindmächte zu Druckmitteln greifen würden. So ungeheuerlich das klang, es war der Reichsregierung zuzutrauen.

Bei Südekum erhielt ich die Bestätigung, er wußte auch, wie sich die einzelnen Reichsminister dazu verhalten hatten; wirklichen Einspruch hatte nur Noske erhoben. Ich sagte, die Auslieferung werde das Ende der Regierung und des ganzen Systems nach sich ziehen. „Wir wollen es hoffen“, sagte Südekum; „und dann kommt eine Regierung unter schwarzweiß-roter Flagge — dann werden wir wieder ein anständiges Volk!“ Ich dankte Südekum für dieses Wort.

Ich war erst nicht imstande, über die Auslieferung ruhig nachzudenken, aber auf der langen Rückfahrt kam ich doch zu einem Entschluß. In Königsberg besprach ich ihn mit Herrn v. Hassel. Ich wollte im Namen der ganzen Behörde dem Reichspräsidenten, dem Kanzler und der preussischen Regierung mitteilen, daß wir es ablehnten, einer Regierung als Beamte zu dienen, die Angehörige der deutschen Wehrmacht den Feindstaaten zur Bestrafung ausliefere, und daß wir unsere Tätigkeit einstellen würden, wenn dieser Fall einträte. Hassel war sogleich einverstanden und rief die Beamten des Oberpräsidiums zusammen, ich gab die Absicht der Reichsregierung bekannt und forderte die Beamten auf, für sich zusammenzutreten und sich schlüssig zu werden, ob sie sich meinem Einspruch anschließen wollten. Die Beamten erklärten sogleich, daß es keiner Beratung bedürfe, sie stellten sich einmütig hinter den Einspruch. Ich ließ die Regierungen und Landratsämter der Provinz mit Ausnahme derer des

Abstimmungsgebietes von unserm Entschluß durch Fernsprecher unterrichten und gab ihn telegraphisch allen Oberpräsidenten sowie dem Wolffschen Nachrichtendienst bekannt. Beide Regierungen und alle Landratsämter sandten sogleich Telegramme des gleichen Inhalts nach Berlin. Von den Oberpräsidenten schloß sich meines Wissens nur Herr von Richter in Hannover unserm Schritte an.

Da der Wolffsche Nachrichtendienst die Meldung weitergab, konnte unser Einspruch nicht unbeachtet abgetan werden. Am nächsten Tag wußte jeder deutsche Zeitungsleser davon. Damit war erreicht, was ich anstrebte: das Volk sollte wissen, daß die Auslieferung drohte.

Eine Antwort erhielt ich nur vom Reichspräsidenten. Ebert ließ telegraphieren, er danke mir und allen ostpreussischen Beamten für diesen Ausdruck nationalen Ehrgefühls. Der Kanzler antwortete nicht, aber er wandte sich an den Ministerpräsidenten Hirsch und verlangte meine Amtsenthebung, was er damit begründete, daß ich der Reichsregierung in den Rücken gefallen sei. Der zusammengerufene Ministerrat beschloß gegen die Stimme Otto Brauns, dem Kanzler zu antworten, daß man es ablehne, mit ihm über preussische Personalfragen zu verhandeln, beschloß aber außerdem, mir einen Verweis zu erteilen, weil ich gegen eine Bestimmung verstoßen hatte, die es den Beamten untersagt, ihrer vorgesetzten Behörde mit Einstellung ihrer Tätigkeit zu drohen. Der Verweis lief gleichzeitig mit einem Briefe Heines ein, in dem er mir schrieb, daß der Beschluß keinen politischen Tadel enthalte, aber aus rechtsförmlichen Gründen nötig gewesen sei.

Die Reichsregierung war nicht nur gewarnt, sie hatte nun in unserm Einspruch ein Mittel in der Hand, mit dem sie sich

der weiteren Zubringlichkeiten der Feindmächte erwehren konnte, und war klug genug, es zu tun. Darum konnte ich leicht ertragen, was die Presse der Partei und die meisten Blätter der übrigen Regierungsparteien gegen mich schrieben. Das Stichwort dazu hatte der Kanzler Bauer gegeben, als er sagte, ich sei der Reichsregierung in den Rücken gefallen.

An einer für mich wichtigen Stelle aber versagte sich die Presse dieser Parole. Das Königsberger Parteiblatt, die ‚Volkszeitung‘, brachte nur die Meldung und den Wortlaut unseres Telegramms und blieb im übrigen stumm. Der Leiter des Blattes war Adolf Bartel, ein Danziger, mit dem ich bisher nur flüchtig bekanntgeworden war, weil er sich für Monate in einen Urlaub zurückgezogen hatte. Neben ihm war im Politischen ein Mann namens Hirschfeld tätig, dem ich in Königsberg eine Zuflucht verschafft hatte, als er in bitterer Not zu mir gekommen war. Der Mann hatte unter Noske am Chemnitzer Parteiblatt gearbeitet, hatte unsere Politik vertreten und war beim Zusammenbruch kurzerhand entlassen worden. Im Frühjahr hatte er mich in Berlin aufgesucht und mir seine Not geklagt — er war wörtlich am Verhungern gewesen. Da hatte ich ihm geholfen. Nun saß er seit Monaten in der Königsberger Schriftleitung. Es war darum wohl zu begreifen, daß sich das Blatt nicht gegen mich wandte.

Bartel sah von seinem Schriftleiterposten aus den Umfang des Angriffs und wußte, wie er zustande gekommen war. Nun besuchte er mich und gab mir Bericht; nur wenige Parteiblätter hatten sich ruhig verhalten, einige hatten mich zugleich des baltischen Unternehmens wegen angegriffen. „Sie hätten besser getan, wenn Sie geschwiegen hätten“, sagte er. „Geschwiegen haben die andern, einer mußte sprechen“, erwiderte ich; „zu dieser Frage konnte ich nicht schweigen.“ Bartel

sagte: „Sie haben die Regierung gewarnt, sie wird jetzt die Auslieferung ablehnen, und damit ist sie gerettet. Sie hätte daran freieren müssen!“ Das war deutlich gesprochen; nun mußte ich, woran ich mit Bartel war.

Er wollte etwas über den Stand der baltischen Dinge wissen. Der war so schlecht, wie er nur sein konnte. Die durch die Westmächte wieder eingesetzte Regierung Ullmann hatte unsere militärische Hilfe weiter angenommen, bis Kurland und Livland gesäubert waren. Riga war Mitte Mai befreit worden. Dann hatte der Verrat begonnen. Die lettische Regierung hatte den Abmarsch der Truppen verlangt, die Soldaten aber hatten sich geweigert, abzuziehen, weil sie nach dem Vertrage Anspruch auf Einbürgerung hatten und ihnen Siedlungsland in Aussicht gestellt worden war. Darauf hatte die lettische Regierung die Westmächte angerufen und Deutschland den Krieg erklärt. Zu ernstlichen Kampfhandlungen war es dabei nicht gekommen, aber die lettische Regierung hoffte durch die Kriegserklärung den Vertrag loszuwerden, den sie im Dezember mit mir geschlossen hatte. Der deutsche Außenminister Müller hatte meine Mission bei den baltischen Staaten schon im Sommer als beendet erklärt und den Baron von Malhan mit den Friedensverhandlungen beauftragt. Der hatte dann den deutsch-lettischen Streit unter Verzicht auf den Einbürgerungsvertrag beendet. Jetzt hatte die Reichsregierung den Abzug unserer Truppen anbefohlen, und die Westmächte hatten eine Militärabordnung unter Führung eines Franzosen geschickt, die den Abmarsch verbürgen und beaufsichtigen sollte.

So standen diese Dinge, als Bartel mich danach fragte.

Im Reich war seit Monaten eine Heße gegen ‚die Baltiker‘ im Gange, an der sich die Presse aller Regierungen-

parteien beteiligte. Unsere Soldaten wurden als Mordbrenner hingestellt. So wie man im Auslande während des Krieges unsere Armee der verabscheuungswürdigsten Greuelthaten beschuldigt hatte, so behandelte jetzt die deutsche Regierungspresse diese Freiwilligen, obwohl sie wußte, was sie ihnen zu danken hatte. Ich hatte im Februar verhindert, daß man erfuhr, wie nahe die Rote Armee unserer Grenze stand. Die Russen hätten damals in einem Tagesmarsche Memel erreichen können, wenn nicht das Wetter und der Zustand der Wege sie daran gehindert hätten. Sie hätten es im Frühjahr mit Sicherheit getan und wären bestimmt weitermarschiert, um dem spartakistischen Aufruhr die Hand zu reichen, wenn wir nicht imstande gewesen wären, ihnen eine freiwillige Armee entgegenzuwerfen. Das war später in Deutschland allgemein bekanntgeworden. Die Regierungspresse dankte es den Freiwilligen mit Schmähungen.

Als nun die Rückkehr der Soldaten bevorstand, regte sich das schlechte Gewissen; man hatte Angst vor ihnen und fragte sich, was das geben würde. Wohin mit ihnen? Wenn die Erde sie verschlungen hätte, die Regierungsparteien hätten aufgezatmet. Wenn Frankreich sie für seine Fremdenlegion gefordert hätte, die Regierungsparteien hätten freudig zugestimmt. Man hatte Angst vor der Gegenrevolution, und das schlechte Gewissen sah sie in diesen Soldaten heranmarschieren.

Gerüchte über Ostpreußen kamen auf, verbreiteten sich schnell und galten vielen als Wahrheit. Die jüdische Presse Berlins, voran der Vorwärts, die Vossische Zeitung und das Berliner Tageblatt, erging sich in finsternen Prophezeiungen und forderte Vorkehrungen. Und bei alledem ein solcher Oberpräsident in Ostpreußen! Ein Schwarm von Berliner Berichterstatlern kam an und fiel in die Königsberger Wein-

und Kaffeestuben ein; hier hatte man bis dahin von der Gefahr nichts gewußt — nun wurde man unterrichtet.

Der Innenminister in Berlin, von Frägern bedrängt, ließ bei mir anrufen: es wirke befremdlich, daß kein Bericht von mir einlaufe. Ich sagte, es läge nichts Besonderes vor. Ob nicht doch Unruhen zu befürchten seien? Nein! Ich verbürgte mich für die Ruhe Ostpreußens!

Als die ersten Truppenzüge an der Reichsgrenze ankamen, fuhr ich ihnen entgegen und begrüßte sie. Sie waren unzufrieden und hatten ein Recht dazu. Seit Wochen hatte das Reich ihnen keine Löhnung mehr ausgezahlt. Der Russe Fürst Awaloff-Bermont, der uns zur Seite eine kleine russische Streitmacht führte, hatte sich darauf zum souveränen Kriegsherrn aufgeworfen und Papiergeld drucken lassen; mit diesem Gelde hatte er unsere Truppen versehen, damit sie doch irgendwas in der Hand hätten. In Tilsit zeigten sie mir das Bermontgeld und forderten, daß die Reichsregierung es ihnen einlöse. Ich versprach ihnen, ihren Wunsch zu unterstützen. Da ich nicht jede eintreffende Abteilung begrüßen und diese Zusicherung nicht vor jeder wiederholen konnte, richtete ich einen schriftlichen Aufruf an die Truppe, der ihr bei der Ankunft in Tilsit bekanntgegeben wurde. Der Durchzug dauerte zehn Tage und vollzog sich so ordentlich, wie ich erwartet hatte.

In Königsberg wurde gewöhnlich ein Rashtag eingelegt, hier hatten auch verschiedene Freikorpsführer Quartier bezogen, um mancherlei für die Truppe zu ordnen. Eines Abends fand im Saal der Börse eine Versammlung der Soldaten statt, Bartel wollte sie besuchen und rief mich an, ob das ratsam sei; da entschloß ich mich ebenfalls, der Versammlung beizuwohnen.

Es war eine sehr stattliche Versammlung von etwa zweitausend Soldaten, zu denen einer ihrer bewährtesten Führer, der Major Plehwe, sprach. Wie zu erwarten war, sprach er von dem Umdank, den sie jetzt erfahren, von der Schmach des Friedens und der Zustände im Reich. Wie konnte ein Soldat anders sprechen! Ich sah die Soldaten dort stehen und sitzen, enttäuscht von diesem Ausgange ihrer Kriegsfahrt und voller Groll und Zorn auf das Reich, in das sie jetzt zurückkehrten, und mußte daran denken, daß keiner von ihnen auf diese Kriegsfahrt gegangen wäre, wenn ich sie nicht gerufen hätte. Da schien es mir in der Ordnung, daß auch ich zu ihnen spräche, zumal die meisten schon erfahren hatten, daß ich unter ihnen war. So erbat ich mir das Wort. Ich war politischer Staatsbeamter und konnte nicht gegen die Regierung sprechen, aber ich nahm sie auch nicht in Schutz, ich sprach im Sinne meines Aufrufs, unterstrich, was Plehwe vom Umdank gesagt hatte, und meinte, gerade die Beschimpfungen mußten die Soldaten veranlassen, jetzt zu zeigen, was deutsche Manneszucht sei. Darin war kein ungewöhnliches Wort enthalten. Zum Schluß sprach ich davon, daß wir uns aus allen Parteien zusammenfinden mußten, um nur die eine große Partei Deutschland zu bilden, und schloß mit den Worten: „Zerreißen wir die Parteiprogramme! Parteien kommen und gehen, und Staatsformen entstehen und verschwinden, was aber ewig bleibt, ist diese deutsche Erde und das Volk, das auf ihr sein Schicksal trägt!“

Das waren ungewöhnliche Worte, wie ich wohl empfand, und als ich mit Bartel zurückging, sprach ich davon und meinte, es werde wieder einen schweren Sturm geben, und er werde am weisesten verfahren, wenn er nicht verlauten lasse, daß er dabeigewesen sei.

Die bürgerlichen Zeitungen berichteten über die Versammlung und auch über meine Rede. Bartel hatte nur ein paar unverfängliche Zeilen geschrieben. Da trat die Parteileitung zusammen und forderte, daß er die Berichte der bürgerlichen Zeitung abdrucken und mit einer scharfen Absage an mich versehen solle. Dessen weigerte er sich und sagte, ich hätte eine gute Rede gehalten, er habe sie selber gehört. Noch am gleichen Tage wurde er entlassen. Sein Kollege Hirschfeld erhielt die Leitung des Blattes und schrieb eine scharfe Erklärung, in der sich die Partei förmlich von meiner Politik lossagte.

Noch ehe man von diesem Vorfall in Berlin wußte, meldeten Hirsch und Heine ihren Besuch an. Sie lebten inmitten der Besorgnis und Unruhe und wollten sich in Ostpreußen selber überzeugen, ob ein Grund dazu vorhanden wäre. Ich freute mich dieser Gelegenheit zur gründlichen Besprechung ostpreußischer Fragen und Sorgen. Wir waren bei der Aufstellung einer neuen Polizei, die als Sicherheitspolizei bezeichnet und abgekürzt Sipo genannt wurde; mein Bericht hatte etwas mehr als zweitausend Mann gefordert und war auf Bedenken gestoßen. Daneben betrieb ich die Aufstellung einer Einwohnerwehr und hatte auch damit in Berlin Schwierigkeiten. Seit dem Spätsommer waren wir dabei, aus den überzähligen Waffen eine stille Reserve abzusondern und unsichtbar unterzubringen, damit sie der Zerstörung entzogen werden konnte.

Jede dieser Absichten ergab sich aus der Insellage Ostpreußens, aber jede begegnete dem Mißtrauen Berlins. In der Fraktion war das Wort gefallen, ich machte aus Ostpreußen die Ausfallfestung der Gegenrevolution; dies Wort hatte eine ansteckende Kraft, lief um wie ein Bazillus und machte die Leute krank, so daß sie nicht mehr sahen, wie es um

Ostpreußen stand. Selbst eine so harmlose Forderung wie die eines regelmäßigen Dampferverkehrs zwischen Pillau und Swinemünde erregte Verdacht und brauchte Wochen, ehe sie Anerkennung fand. Der Anwalt Ostpreußens in Berlin war Wolfgang Heine, der immer bereit war, meine Wünsche und Anträge sachlich zu würdigen, und nie seine Hilfe versagte.

Ich hätte mich nicht gewundert, wenn er von meiner Rede vor den Freikorpsmännern abgerückt wäre, als ich ihm den Hergang erzählt und die Absage der Partei gezeigt hatte. Aber er billigte sie und wiederholte das bei dem Empfang der Presse, der unsern Besprechungen folgte.

Abseits dieser zuweilen doch aufregenden Ereignisse arbeitete ich an den Wirtschaftsplänen. Da mein Sachverstand der Aufgabe nicht gewachsen war, verband ich mich mit einem Bankfachmann, dem Direktor Kaufmann von der Ostbank. Wenn mich nicht Reisen abhielten, gehörten zwei Abende in der Woche diesen Arbeiten, bei denen sich bald herausstellte, daß die Provinz eine größere Selbständigkeit und der Oberpräsident erweiterte Befugnisse haben müsse, wenn aus den Plänen etwas werden sollte. Das war ein schwieriges Hindernis, denn hier genügte nicht das wohlwollende Verständnis des Ministers, es waren Landtagsbeschlüsse nötig, und die waren schwer erreichbar. Es weihnachtete schon, als ich mich auf die Reise machte, um mich in Berlin umzuhören, wie man solche Pläne aufnehmen würde.

Ich hatte meine Besuche und Erkundungen hinter mir und hätte mich bis zur Abreise ruhig verhalten können, aber da kam mir der Einfall, in den Reichstag zu gehen. Die Nationalversammlung war nach Berlin übergesiedelt und hatte Tagung. Zum ersten Male betrat ich als Abgeordneter den

prunkvollen Bau. Vor achtzehn Jahren hatte ich als Soldat einen mehrstündigen Aufenthalt auf einer Urlaubsfahrt zu einem Besuch des Reichstages benutzt und war von einem freundlichen Diener in die unbefetzte Diplomatenloge geführt worden. Der Präsident, Graf Ballestrem, gähnte hinter einem aufgespannten roten Schnupftuch, der Zentrumsabgeordnete Speck sprach über Gerstenzoll, und unten saßen lesende oder schreibende Abgeordnete, und einer war dort, der ein Wein auf sein Pult gelegt hatte. Das hatte meinem Respekt einen Stoß gegeben, aber ihn nicht zerstört, und ich hatte mir die Frage gestellt, ob es mir wohl dereinst beschieden sein würde, als Abgeordneter dort unten zu sitzen. Aber dann wollte ich gewiß nicht die Weine auf das Pult legen, sondern ein aufmerksamer Zuhörer sein! So hatte ich damals geträumt, bis ich zur Besinnung gekommen und mir der Vermessenheit solcher Träume bewußt geworden war.

Jetzt hätte ich jeden Tag hier sitzen können und nun verzschmähte ich es. Seit drei oder vier Monaten hatte ich die Nationalversammlung gemieden. Da man mich so lange nicht gesehen, aber doch viel über mich gehört und geredet hatte, fehlte es mir nicht an Ansprache, und die Stunden vergingen so schnell, daß es mir leid tat, diesen anregenden Ort schon wieder verlassen zu müssen. Als ich dann erfuhr, daß es am Abend eine wichtige Fraktionsversammlung gebe, bedurfte es kaum einer Zuredede, um mich zum Bleiben zu bestimmen.

Man wollte in der Fraktion über die allgemeine Politik der Partei sprechen, um Klarzustellen, wie man sich in der gegenwärtigen Lage zu verhalten habe. Scheidemann hatte es übernommen, die Aussprache einzuleiten. Ich hörte nun, wie er die Lage ansah und beurteilte. Die Partei erleide fort und fort Verluste, die man zwar noch nicht zahlenmäßig nachweisen

könne, die aber wahrscheinlich jetzt schon in die Millionen gingen. Es handle sich dabei um eine Abwanderung der Arbeiter zu den Unabhängigen und den Kommunisten. Was sei die Ursache? Nach seiner Überzeugung lasse die Politik der Partei die Arbeiter unbefriedigt. Was habe der Arbeiter an unserer Politik zu beanstanden? Nach seinen Beobachtungen sei unsere Politik dem Arbeiter zu behutsam, zu rücksichtsvoll gegen das Bürgertum und insbesondere gegen die Rechtsparteien. Wollten wir der Abwanderung Einhalt tun, so müßten wir radikaler werden und insbesondere mit der Schonung der gegenrevolutionären Strömungen brechen.

Mehr hatte Scheidemann nicht zu sagen, aber er brauchte immerhin eine Stunde dazu und verstand die Zuhörer durch Witz und Schärfe zu fesseln und in ihrer großen Mehrheit zufriedenzustellen.

Es verstand sich von selbst, daß ich mich sogleich zum Wort meldete. Scheidemann hatte zwar meinen Namen nicht genannt, aber es war nicht nur für mich klar, daß etliche Sätze seiner Rede gegen mich gerichtet waren und mich herausforderten. Ich erbat und erhielt sogleich das Wort und begann mit einer Entschuldigung: es sei möglich, daß ich die Sympathieverchiebungen in den Wählermassen nicht so aufmerksam verfolgt hätte wie Scheidemann, aber man möge mir zugute halten, daß mein ostpreussischer Standort es mit sich bringe, unsere Lage unter nationalpolitischen Gesichtspunkten zu betrachten. Dabei scheide die Frage, ob unsere Politik der Partei nütze oder schade, gänzlich aus. Wir hätten eine Aufgabe bekommen, die nicht unter dem Gesichtspunkt der Partei beurteilt werden dürfe: wir trügen ein Mandat der Nation. Darauf seien wir nicht ausreichend vorbereitet gewesen, und der Wechsel von grundsätzlicher Opposition in die volle Ver-

antwortlichkeit sei zu schnell vor sich gegangen, als daß eine Masse von zehn Millionen und mehr ihn sofort hätte innerlich vollziehen können. Wir seien auf die Mitarbeit der anderen Parteien angewiesen. Das habe sich schon darin gezeigt, daß wir die drohende Anarchie nur mit der entscheidenden Hilfe der politisch rechts stehenden Frontsoldatenkreise hätten überwinden können. Eine solche geschichtliche Tatsache könne man nicht aus dem Gedächtnis tilgen, sie gebe dort Ansprüche und lege uns Pflichten auf. In solcher Lage sei eine Politik des Kampfes gegen die Rechte ein schwerer psychologischer Fehler. Die kommunistische Gefahr sei noch lange nicht vorüber, wir würden noch öfter genötigt sein, die Frontsoldaten zu Hilfe zu rufen. Darum sähe ich unsere Aufgabe darin, diesen wertvollsten Teil der Nation moralisch zu erobern. Gelingen das, so brauche man keine Gegenrevolution mehr zu fürchten. Jetzt wolle auch ich eine Frage stellen und mich bemühen, sie zu beantworten: wie sei in unserer Lage die Eroberung der Nation möglich? Sie sei gewiß nicht so möglich, wie wir es bisher versucht hatten. Wir seien durch den Waffenstillstandsvertrag ausgeplündert und sähen jetzt der Festsetzung der Kontributionen entgegen. In dieser Lage wüßten wir nichts Besseres, als einen Streik dem anderen folgen zu lassen, die Löhne ohne Maß und Grenze zu erhöhen, die Arbeitszeit zu verkürzen und die Arbeitsdisziplin zu zerstören. Damit würden wir die Nation nie und nimmer für uns gewinnen, eher an ihrer Verachtung zugrunde gehen, sicher aber einmal die Selbsthilfe der Nation gegen uns herausfordern.

Bei diesen Sätzen wurde es unruhig. Ich bat, mich noch eine kleine Weile anzuhören, weil ich die Frage noch nicht beantwortet hätte. Ich konnte weitersprechen und sagte noch: Partei und Gewerkschaften sollten jetzt einen großen Ent-

schluß fassen und im Namen der deutschen Arbeiter erklären, daß diese bereit seien, die tägliche Arbeitszeit um eine Stunde zu verlängern, um nach ihren Kräften die Lage der Nation zu erleichtern. Ein solcher Entschluß werde der Nation zeigen, wie wir die Führung auffaßten: nicht als Herrschaft und Genuß, sondern als Dienst und Opfer. Es sei sicher, daß Unabhängige und Kommunisten versuchen würden, diesen Schritt propagandistisch auszunützen. Am Erfolg ihrer Propaganda werde sich zeigen, ob der Arbeiter schon imstande sei, die Last der Führung zu tragen. Wir würden der losbrechenden Hee unsere Antwort entgegenstellen: Sozialismus heiße nicht nehmen, sondern geben. Würde die Partei der Hee erliegen, so würde sie eines ehrlichen Todes sterben und später in größerer Kraft wieder auferstehen, denn der Wille des Arbeiters zur Führung sei geschichtlich bedingt und würde ihn nach allen Irrgangen wieder auf diesen Weg führen.

Ich war fertig und die Versammlung schwieg. Dann erhob sich Löbe, der den Vorsitz hatte, und sagte, er sei der Zustimmung sicher, wenn er vorschlage, die Fortführung der Aussprache nach dieser Rede zu vertagen. Es wurde so beschlossen, und der Saal leerte sich. Ich saß noch eine Weile an meinem Plätze und sah den Fortgehenden nach. Ich saß am Ende der äußersten Tischreihe nahe dem Ausgange und ohne Nachbarn. Der Abgeordnete Borschmann, Kreisarzt aus Bartenstein, kam heran und setzte sich mir gegenüber, streckte die Hand unter den Tisch und sagte: „Unterm Tisch darf ich dir die Hand reichen.“ Als ich das Haus verließ, wußte ich, daß ich es nicht wieder betreten würde. Jetzt konnte der Bruch nicht mehr ausbleiben.

Eine Woche später erhielt ich einen Brief der Parteileitung Pommerns, er war zweieinhalb Zeilen lang und forderte

mich „wegen meiner allgemeinen politischen Haltung“ auf, mein Mandat niederzulegen. Ich antwortete mit einer Zeile: „Ich habe heute mein Mandat niedergelegt.“

Schon Wochen zuvor hatte ich mich zu den Weihnachtstagen bei Dora Amborn angesagt. Nach diesem Ereignis hätte ich die Ansage gern zurückgenommen, denn ich fürchtete, sie würde mein Verhalten nicht verstehen und es mir schwer machen, es vor ihr zu rechtfertigen. Ich wußte, daß die Klugheit Gründe haben würde, mich zu tadeln; auch ich tadelte mich, wenn ich die Klugheit walten ließ. Aber ich konnte der Klugheit hier kein Recht einräumen, weil ich es dem Gewissen hätte nehmen müssen. Das mußte Dora Amborn verstehen.

Ich hatte ihr eine Kette aus Bernstein mitgebracht, aus dem schönen dunklen, durchscheinenden Bernstein, der bergmännisch gewonnen wird. Sie nahm sie und hielt sie gegen das Licht, legte sie wieder auf den Tisch, strich über sie hin und sagte: „Das liebe Ostpreußen!“ Da mußte ich mich abwenden.

Sie sah es und ahnte sogleich, daß mich etwas Ernstes bewegte. Sie fragte: „Was ist geschehen?“

Es tat mir leid, daß ich nun schon am Weihnachtsabend von meiner Schwierigkeit sprechen mußte, doch ich hatte mich verraten und konnte es nicht mehr umgehen. Sie hörte meinen Bericht von der Fraktionsversammlung und von dem Verlust des Mandates, und ich verschwieg nicht, daß ihm bald der Verlust des Amtes folgen würde. Das Mandat hatte ich gern hingegeben, denn ich hatte erkannt, daß ich nicht zum Parlamentarier taugte, aber das Amt stellte mir Aufgaben, mit denen ich mich jetzt schon verwachsen fühlte.

Dora Amborn hielt das Amt für gefährdet, aber seinen Verlust noch für abwendbar, jedenfalls müsse ich versuchen,

es festzuhalten. Sie sagte: „Du brauchst dich mit deinen Gedanken doch nicht zu verbergen! Entwickele sie und verfechte sie vor dem Volke, insbesondere vor den Arbeitern. Sie sind neu und kommen aus einem Geiste, von dem man noch nicht weiß, ob der Arbeiter ihn erfassen kann. Erprobe ihn! Du hast doch Gelegenheit dazu oder kannst sie dir schaffen. Aber den Kampf darfst du dir nicht ersparen.“

„Und wenn die Probe gegen mich ausfällt?“

„Dann mußt du die Entscheidung hinnehmen und — —.“

Ich fuhr dort fort, wo Dora Amborn stockte: „Dann muß ich gehen!“

„Ja, dann mußt du gehen und dir einen neuen Weg suchen.“

„Darüber denke ich schon seit Monaten nach, aber ich sehe noch keinen. Hier ist eine geistige Aufgabe gestellt. Ich bin jetzt soweit, daß ich sie erkannt habe. Mir fällt dabei ein Wort ein, das schon ungefähr zwanzig Jahre alt ist. Als ich nach unserm Streik im Gefängnis saß, besuchte mich manchmal der Oberamtsrichter, sprach mich auf menschliche Weise an, brachte mir Bücher und Zeitungen und unterhielt sich ein paarmal mit mir über die Arbeiterbewegung. Von diesen Unterhaltungen ist mir ein Wort in Erinnerung geblieben, das mir damals unverständlich war, jetzt aber in seiner Bedeutung aufgegangen ist. Dieser Oberamtsrichter sagte damals: ‚Die Aufgabe, die im Arbeiter gestellt ist, kann nur von einer neuen Philosophie gelöst werden.‘ Das habe ich erkannt: Der Arbeiter braucht für seine Bewegung eine neue Idee. Das ist die Aufgabe unserer Zeit; ich bin soweit, daß ich sie sehe, aber ich kann sie noch nicht lösen.“

„Ich glaube, der Weg zur Lösung ist schon in deiner Rede angedeutet. Nun ist mir nicht angst: wenn du Ostpreußen

verlierst, so bleibt dir diese Aufgabe. Man hat sehr viel, wenn man weiß, wozu man auf der Welt ist.“

„Und wenn man leisten kann, was da gemeint ist!“

„Du mußt Gottvertrauen haben.“

Ich glaube, daß ich Gottvertrauen hatte, nur war ich mir dessen nicht mit aller Deutlichkeit bewußt. Wenn feindseliger Widerspruch mir entgegenschlug, wenn Ablehnungen und Drohungen auf mich eindrangen, konnte ich zumeist ganz ruhig bleiben und dabei denken: was mach't's? So oft ich etwas getan oder gesagt hatte, was den Lehren und Gewohnheiten der Partei entgegenging, hatte ich jedesmal das Gefühl einer Erleichterung; es war mir dann, als ob ich mir eine Last von der Brust gewälzt hätte. Dem lag vielleicht das Vertrauen zugrunde, daß dies alles so sein sollte und einen Zweck habe, und das müßte dann wohl Gottvertrauen gewesen sein.

Aber es kamen Stunden, da verließ mich dieses Gefühl, und es stieg ein anderes auf, das mir mit Vorwürfen und Klagen hart zusetzte; es klagte mich an, daß ich der Gemeinschaft, zu der ich gehörte, nicht die Treue hielte, und daß ich damit eine große Schuld auf mich lüde.

Aus diesem Widerstreit war der Entschluß geboren, das Band, das mich noch mit der Partei zusammenhielt, nicht mutwillig zu zerreißen, sondern meiner Aufgabe nach den Geboten des Gewissens zu dienen, mich darin durch nichts irremachen zu lassen, und wenn sich daraus der Bruch ergebe, ihn als die natürliche Folge einer aus sich selbst tätigen Entwicklung hinzunehmen.

Aber um die Jahreswende traten Umstände ein, die diesen Entschluß umwarfen. Man hatte in der Provinz die neuen Amtsvorsteher gewählt, die in jedem Einzelfalle meiner Bestätigung bedurften. Vor den Wahlen hatte ich die Partei ge-

beten, nur einwandfreie Männer zur Wahl zu stellen, damit ich nicht in die Zwangslage gebracht würde, einem Mitgliede der Partei die Bestätigung versagen zu müssen. Schon mit dieser Bitte hatte ich die Menschen gekränkt; nun mußte ich ihnen noch größeren Verdruß bereiten, als ich einigen von der Partei gewählten Amtsvorstehern die Bestätigung vorenthielt. Ich hätte selbstverständliche Grundsätze einer gesunden Verwaltung verlegt, hätte ich anders gehandelt; denn ein Amtsvorsteher hatte Polizeigewalt, und die konnte nicht in die Hände von Leuten gelegt werden, deren Vergangenheit es wahrscheinlich machte, daß sie sie mißbrauchen würden. Dieser Verdruß schwelte schon wochenlang und kam jetzt zum Ausbruch. Die Parteileitung forderte mich auf, mich vor einer Sitzung des Vorstandes wegen meiner Amtsführung zu rechtfertigen. Es war nicht der Ton des Schreibens, der mich bestimmte, solche Zumutung abzulehnen, ich bestritt der Partei schlechthin das Recht, mich wegen meiner Amtsführung zur Verantwortung zu ziehen. Hatte sie Beschwerden, mit denen sie bei mir nicht durchdrang, so mochte sie sich an den Minister wenden.

Ich wollte der Parteileitung diesen Standpunkt mitteilen. Aber als ich mir die Menschen vorstellte, an die ich den Brief hätte richten müssen, verging mir die Lust dazu, ich schrieb zwar, aber schrieb nur wenige Zeilen, die nichts weiter enthielten als meine Austrittserklärung, und als das geschehen war, nahm ich einen neuen Bogen und schrieb mein Abschiedsgesuch. Ich schrieb dem Minister, daß es mir unmöglich sei, als Knecht der Partei die Pflichten dieses Amtes zu erfüllen, und daß er mich darum meines Amtes entbinden möchte. Ich ließ das Gesuch abschreiben und zur Post gehen.

Beide Briefe waren kaum abgesandt, als der Polizeipräsident

dent sich melden ließ. Lübbbring gehörte der Parteileitung an und hatte der Sitzung beigewohnt, in der man meine Ladung beschlossen hatte; nun kam er, um mich zu unterrichten und mir zuzureden, der Ladung zu folgen und den Sturm zu beschwören. Er meinte, das werde mir sicher gelingen, zumal ich doch auch ein paar Freunde in der Parteileitung hätte, die sich schon darauf freuten, meine Feinde abfallen zu sehen; in dieser Voraussicht sei meine Ladung einstimmig beschlossen worden. Als ich ihm sagte, daß er zu spät gekommen sei, daß Austrittserklärung und Abschiedsgesuch schon im Briefkasten lägen, war er zornig und betrübt und wanderte fluchend auf und ab. Dann meinte er, ob man die Briefe nicht von der Post zurückfordern könne, aber ich lehnte das ab; die Dinge sollten nun ihren Weg gehen.

Am nächsten Morgen kam Lübbbring wieder und zeigte mir meinen Austrittsbrief, den er auf der Parteikanzlei an sich gebracht hatte, noch ehe er einem andern vor die Augen gekommen war. Nun wollte er ihn ‚als Andenken‘ behalten.

Am nächsten Tage rief mich ein Telegramm des Innenministers nach Berlin. Ich hatte dringende Arbeiten, die ich erst verabschieden wollte, und beschloß zu fliegen, statt mit der Bahn zu fahren, und so den Zeitverlust wieder auszugleichen.

Die Vorbereitungen gingen gut vonstatten, ich fuhr zum Flugplatz, wartete dort noch die Wettermeldungen ab und ließ mich in einen festen Fliegeranzug verpacken. Dann setzte man das Getriebe in Gang, ich stieg in den schmalen offenen Kumpf, in dem sich ein handbreites Brett als Sitz befand, und wir sausten dahin und hoben uns in die Lüfte. Ich hatte das Fliegen im Baltenslande genügend kennengelernt und kannte sowohl seine Freuden wie seine Beschwerden. Wir hatten auf der Erde einige Grade Frost, stiegen bald auf mehr

als zweitausend Meter und gerieten in eine Kälte, gegen die weder Leder noch Wolle schützte. Die dünnen Bordwände reichten mir etwa bis zur Schulter, doch waren sie nicht imstande, den schneidenden Luftstrom merkbar abzuschwächen. Wir nahmen Kurs auf das Haff. Aus unserer Höhe konnte ich die Küste weithin überblicken; wie eine Riesenlandkarte lag dieser Teil Ostpreußens unter mir. Königsberg schrumpfte zu einem grau-röthlichen Häufchen zusammen. In der Bläue des Himmels hingen die Wolken wie gewaltige Wattebüsche. Gern sah man sie als Erdbewohner so am Himmel schweben, aber hier oben verloren sie ihre Lieblichkeit, hier dachte man nicht an die weißen Lämmlein, die sanft und friedlich über die Himmelswiese ziehen, sondern an die erbarmungslose Grausamkeit der Natur. Wenn wir sie durchflogen, spürte ich die Schärfe ihres Gefrostes, das sich wie mit glühenden Nadelspitzen in das unverwahrte Gesicht einbohrte; dann war die Erde verschwunden und es überkam mich das Gefühl einer grenzenlosen Verlorenheit, in der ich hilflos nur dem feindseligen Element gehörte. Ich konnte dieses Gefühl nicht zurückdrängen, aber es wich von selber, sobald die Wolken hinter uns lagen und der blaue Himmel und die besonnte Erde wieder zu sehen waren.

Elbing war vor uns aufgetaucht und hinter uns verschwunden. Marienburg und die Rogatniederung kamen uns entgegen. Da sah ich im Westen einen mächtigen grauen Wall still und starr vor uns liegen. Es war mir bald klar, daß wir das Weichselthal vor uns hatten. Die über ihm lagernde Nebelbank reichte bis an den Boden und überhöhte uns um ein Maß, das nicht zu schätzen war. Auch der Führer des Flugzeuges wurde bald darauf aufmerksam und theilte mir durch einen fliegenden Zettel mit, daß er versuchen würde, das Hin-

dernis seewärts zu umgehen. Wir änderten den Kurs und sahen bald die Danziger Bucht vor uns; die Stadt blieb im Nebel fast unsichtbar. Nach kurzer Zeit war zu erkennen, daß der Nebel weit auf die See hinausreichte, so daß wir ihn nicht umfliegen konnten. Das Flugzeug wendete wieder und ging in größere Höhen. Aber obwohl wir allmählich bis nahe an dreitausend Meter Höhe erreichten, blieb uns der Nebel, oder was wir sonst vor uns hatten, überlegen. Nun flogen wir südwärts an ihm entlang.

Während dieses Fluges bemerkte ich, daß von den Trossen, mit denen die Gleitflächen verbunden waren, einige Drähte zerrissen herabhingen. Es waren zuerst nur zwei, aber bald darauf zählte ich fünf. Nun starrte ich auf die Verspannung und sah, wie sich ein Draht nach dem andern löste und vom Sturm hin und her geschleudert wurde. Ich wußte nicht, ob es der Flieger sehen konnte, ich mußte es ihm mitteilen. Bei dem schrecklichen Getöse des Getriebes konnte ich mich nur so verständlich machen: ich mußte mich auf den Boden legen, mich durch eine kleine Öffnung nach vorn zwingen und den Flieger durch Gebärden auf den Schaden aufmerksam machen. Die Flugpost, mit welcher der Flieger sich mir verständlich machen konnte, war für mich nicht anwendbar.

Hauptmann Milch, der spätere Staatssekretär, damals Kommandant des Königsberger Flugplatzes, hatte mir seinen besten Piloten mitgegeben. Als der das Unheil sah, war er schnell zur Umkehr entschlossen und wendete. Unser Ziel war ein Fliegerhorst bei Elbing, wo wir Mannschaften und Geräte vorfinden mußten. Eine Weile hielten wir noch die beträchtliche Höhe von mehr als zweieinhalbtausend Metern, dann aber ging es schärfer abwärts, als mir angenehm war. Ich hatte den Haltegurt nicht umgelegt und

mußte mich an der Bordwand stützen, um nicht vornüber zu fallen. Das Flugzeug senkte sich nach vorn und schoß hinab. Ich blickte starr auf den Höhenmesser, dessen Zeiger schnell nach links lief. Er zeigte zweitausend an, glitt in einem Nu auf achtzehnhundert, sechzehnhundert, vierzehnhundert, zwölfhundert: der Horizont hob sich, die Erde schien ein Riesentuch, dessen Ränder in die Höhe wuchsen, als wolle sie uns auffangen mit ihrem mütterlichen Schoß. Ich konnte ganz klar denken und dachte: dies ist das Ende. Noch einmal sehe ich die Welt und sehe sie weithin, sehe viele Wohnungen der Menschen, und bin doch ganz allein. Ich dachte an meine Geschäfte, an Freunde und Feinde, an die Heimat, an die Geschwister und an Dora Amborn. Alles wollte in einem fernen Dunkel verschwinden. In wenigen Augenblicken mußte alles vorbei sein. Dies war das Letzte. Bei diesen Gedanken fühlte ich, wie sich das Flugzeug aufbäumte. Erst erschreckte es mich, denn ich glaubte, es kündige sich darin ein neues Unheil an. Aber es war die Rettung. Der Pilot hatte das Flugzeug wieder in seiner Gewalt und steuerte es vor dem Winde zum Hafen. Dort sah man uns und nahm uns in Empfang. Als ich den Fuß auf die Erde setzte, meinte ich das größte Glück zu erleben.

Aber das war ein Irrtum. In etwa zwei Stunden war alles in Ordnung gebracht, was schadhast gewesen war. Den Flug nach Berlin konnten wir nicht fortsetzen, darum wollten wir sogleich nach Königsberg zurück, wo ich dann mit dem Nachtzuge zu reisen gedachte. Als ich wieder im Flugzeuge auf dem schmalen Brettchen saß, als das Getriebe loschnaubte und wir uns wieder hoben, da war dieser Augenblick noch schöner als jener zuvor. Dann kam der Rückflug, ein Flug, den ich nie vergessen kann. Wir hatten einen kräf-

tigen Westwind im Rücken und flogen mit einer Geschwindigkeit, die man uns später nicht glauben wollte. Dieser Flug war ein Wunder. Vor uns lagen im Himmelsblau dicke weiße Wolken, wir stießen in sie hinein, ich hatte ganz flüchtig den Eindruck eines Schneetreibens, und schon lagen sie weit hinter uns. Ich sah auf Elbing zurück, und als ich mich nach vorn wandte, erblickte ich auch dort eine große Stadt. Es war wirklich Königsberg. Ich sah gleichzeitig diese beiden Städte, zwischen denen neunzig Kilometer liegen. Ich empfand das als ein Wunder und wollte es beschaulich genießen. Aber da war aus Elbing schon ein graurötlicher Punkt in der Ferne geworden, während sich Königsberg mit seinen Thürmen, Straßen und Plätzen vor uns ausbreitete. Als wir über der Devau die Landungsschleife zogen, waren seit unserm Abflug von Elbing sechzehn Minuten vergangen.

Ich unterrichtete den Minister Heine von der Verzögerung und war am nächsten Tage bei ihm. Wie ich nicht anders hatte erwarten können, wollte er mit mir über mein Abschiedsgesuch sprechen. Er hatte Verständnis für meine Gründe, meinte aber, ich müsse bleiben. „Wir können jetzt nicht fortgehen“, sagte er; „ich muß bleiben, Südekum muß bleiben, und auch Sie müssen bleiben. Wir müssen uns so lange auf unsern Posten halten, wie wir können; denn wenn wir gehen, kommen Schlechtere. Ich will noch einige wichtige Gesetze durchbringen. Südekum muß bleiben, bis das Reich seine Finanzverwaltung fertig hat. Sie müssen noch die Abstimmung in Masuren in der Hand behalten. Für Südekum hat die Partei überhaupt keinen Ersatz, an meine Stelle wird Severing kommen, und Ostpreußen wird einen Juden kriegen,

wie Pommern einen hat. Also halten wir noch aus, und wenn es dann sein muß, gehen wir im Herbst alle drei.“

Heine hatte Südekum herbeirufen lassen, und Südekum kam und war der gleichen Meinung. Ich fragte: „Was wollen Sie tun, wenn Sie hier fertig sind?“ Daran hatte noch keiner gedacht. Ich sagte: „Können Sie sich der Politik enthalten? Ich kann es nicht. Aber die Entwicklung der Partei läßt nichts mehr erhoffen. Es ist alles anders gekommen, als wir vor fünf Jahren glaubten. Damals wehrte sich die Partei gegen den Linksradikalismus und hat erst die Spartakisten, dann die Unabhängigen aus sich ausgestoßen. Diese Entwicklung war unsere Hoffnung, aber sie ist zu Ende. Was nun?“ Südekum stimmte mir zu, Heine meinte, die augenblickliche Linkswendung der Partei werde bald von ihren Folgen berichtigt werden. Ich konnte das nicht glauben und sagte, ich würde mich von der Partei trennen. Heine sagte sorgenvoll, das bestätige eine Befürchtung, die sich ihm seit Monaten aufdränge. In Berlin mache jetzt ein Mann namens Groß von sich reden, der die Gründung einer neuen Partei betreibe und angeblich mit mir im Einvernehmen stehe; ich solle mich aber nicht mit ihm einlassen, denn der Mann sei Antisemit.

Groß war, wenn ich mich recht erinnere, Regierungsrat, hatte seinen Abschied genommen und führte eine Gruppe, die sich Großdeutsche Freiheitspartei nannte, und der ein paar Versammlungen in Berlin gelungen waren. Er hatte mir geschrieben, mich von seinen Absichten unterrichtet und gefragt, was ich davon hielte, und ich hatte ihm geantwortet, daß mir sein Unternehmen gefalle. Auf einen zweiten Brief, der mich zum Anschluß einlud, hatte ich erwidert, daß ich mich erst von der Sozialdemokratie lösen müsse, ehe ich mich zu seinem Vorschlage äußern könne, darüber würden aber noch Monate vergehen.

Dies erzählte ich und fügte hinzu, der antisemitische Charakter schrecke mich nicht, der Anteil der Juden am Zusammenbruch könne zwischen uns nicht strittig sein und fordere, daß man ihren Einfluß auf die Politik unterbinde.

Darüber wurde noch manches Wort gesprochen. Meine beiden Freunde meinten, man laufe Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten; es gäbe nicht bloß den revolutionären Juden, den wir alle ablehnten, sondern auch den andern, der in Wirtschaft und Kultur Großes geleistet habe und aus dem deutschen Leben nicht fortzudenken sei. Das war der alte Einwand, das Bedenken, das jeden Deutschen anwandelte, der sich mit der Rolle der Juden in unserm Volke befaßte; soweit war ich schon vor zehn Jahren gewesen, jetzt mußte man weiterkommen. Aber wie sollte man die unbedingte Ablehnung des Juden in der Politik rechtfertigen? Ich konnte auf diese Frage nur sagen, Wirtschaft und Kultur schienen mir untergeordnete Dinge, solange wir ein geschändetes und geknechtetes Volk seien. So verlief unsere Unterhaltung im Ungewissen, und es wurde nur ausgemacht, daß Heine meinem Abschiedsgesuch einstweilen keine Folge geben werde.

Es war schon lange her, daß ich Lensch zum letzten Male gesehen hatte, und da mir die Zeit dazu blieb, fuhr ich zu ihm nach Neubabelsberg hinaus. Er war nun Professor geworden, Konrad Hänisch, der Kultusminister, hatte eine Dankeschuld abgetragen und ihn zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt. Lensch sollte über Marrismus lesen. Zehn Jahre früher hätte er das wahrscheinlich mit Begeisterung getan, jetzt machte er ein mürrisches Gesicht, als ich ihn darauf ansprach. „Marr! Na ja!“ sagte er. „Von Marr zu Murr! Das ist doch der Weg!“ Als ich ihm zustimmte, hob er ablehnend die Hand: „So einfach, wie Sie

vielleicht meinen, ist die Sache nun doch nicht! Es ist schon etwas dran. In Marx hat eine bestimmte Denkmethode ihre äußerste Grenze erreicht, und dabei kommt immer etwas heraus. Marx ist ohne die klassische englische Ökonomie überhaupt nicht möglich, er ist ihr Überwinder, aber er ist es nur darum, weil er ihr Bollender ist. Marx! Was Darwin für die Naturwissenschaften war, das wurde Marx für die Gesellschaftswissenschaften. Darwin erkannte eine Entwicklung und fand ihr Gesetz. Dasselbe tat Marx. Bei Darwin heißt das Gesetz natürliche Zuchtwahl, bei Marx heißt es Klassenkampf. Die Naturwissenschaft ist heute über Darwin hinausgegangen, aber es bleibt etwas von ihm übrig. Genau so ist es mit Marx! werden Sie jetzt denken. Aber so ist es eben nicht! Wir sind noch nicht über Marx hinaus, wir sind nur mit ihm fertig. Das ist etwas anderes. Wir haben noch keine neue Idee, von der wir so leben könnten, wie wir von Marx gelebt haben. Wir haben jetzt gar nichts. Das ist ja das Elend! Wenn wir jetzt eine Idee hätten!"

Ich war in den letzten Jahren mit Lenschens Art so vertraut geworden, daß ich seine Sätze erfaßte, ehe er sie ganz ausgesprochen hatte, und sie auf meine Art weiterdenken konnte. So war es auch bei dieser Unterhaltung; ich erkannte, was es bedeutete, keine Idee zu haben, und wußte auch, was die Idee bringen mußte: sie mußte dem Arbeiter einen neuen Begriff seiner geschichtlichen Aufgabe vermitteln. Ich sagte: „Wer wäre mehr dazu berufen als Sie!"

Lensch sah mich von unten her bedeutend an und sagte: „So? Sie denken, so eine Idee schüttelt man aus dem Ärmel? Nein, mit Ideen geht es anders zu! Die werden geboren! Und ein Kind kann man sich nicht bestellen, das soll man eben kriegen. Also!"

In diesem Augenblick trat ein Kind ein. Es war Lenschens achtjähriger Junge, der eine Bestellung brachte. Ich hatte an seinem Berede immer meine Freude. Sein Vater überwachte wohl seine Aussprache sehr scharf, so daß der Junge sich große Mühe gab, alles in geordneten Sätzen und mit schulmäßiger Deutlichkeit zu sagen, was naturgemäß etwas langsam vorstatten ging. Auf diese Art bestellte er mir jetzt, daß ich am Fernsprecher gewünscht würde.

Dieser Anruf aber war ein ganz seltsames Zusammen treffen. Wir litten in Ostpreußen schon den ganzen Winter an Kohlenmangel und seit drei Wochen auf eine so empfindliche Weise, daß es in Königsberg keinen Hausbrand mehr gab und wir im Oberpräsidium in Mänteln arbeiteten. Wir erhielten nur drei Achtel der uns zugetheilten Kohlenmenge, und davon schluckten einige große Betriebe ein Zehntel vorweg, weil sonst dreitausend Arbeiter hätten feiern müssen. Diese Not, der auf erlaubtem Wege nicht beizukommen war, hatte mich auf den Gedanken gebracht, mich an Stinnes zu wenden. Ich kannte Stinnes nicht, doch hörte ich so viel von seiner Macht, daß ich glaubte, er könne uns unter Umgehung der Lieferungs vorschriften mit Kohlen versorgen. Man ging damals soviel krumme Wege, warum sollte nicht auch ich einmal einen gehen, wenn ich dadurch Kohlen für das frierende Ostpreußen beschaffte? Darum hatte ich mir vorgenommen, auf dieser Reise eine Verbindung mit Stinnes zu suchen. Noch hatte ich nichts dazu getan, hatte nicht einmal erfragt, wo Stinnes wohnte; und nun rief einer seiner leitenden Beamten namens Fehrmann an: Stinnes habe erfahren, daß ich mich in Berlin aufhielte, und möchte meine Bekanntschaft machen; ob ich bereit sei?

Wie gern war ich bereit! Schon nach einigen Stunden saß ich mit Stinnes am Tisch.

Kohlen auf unerlaubte Weise? Darauf ging Hugo Stinnes nicht ein. Aber es gab eine andere Art, uns zu helfen, auf die ich nicht gekommen wäre, die Stinnes aber sogleich ergriff: er war bereit, zwei der Königsberger Fabriken zu kaufen, die er dann als eigene Betriebe versorgen konnte, so daß wir sie nicht mehr zu beliefern hatten. Das ergab eine fühlbare Entlastung. Er sprach einen Augenblick mit Fehrman, und schon war der Plan fertig. Drei Tage später hatte Fehrman die Zellstoff-Fabrik und ein anderes Unternehmen für Stinnes erworben, und dann setzte ein Telegramm einen Schiffszug mit Kohlen für Ostpreußen in Bewegung. Stinnes war ein mächtiger Mann.

Es gab eine Stinnes-Legende. Sie besagte, daß Hugo Stinnes voll finsterner Pläne sei: er wolle mit kapitalistischen Mitteln der heimliche Beherrscher Deutschlands werden. Sein Mittel sei die Inflation, die er herbeigeführt habe. So sprachen nicht nur einfältige Gespensterseher und Demagogen, das konnte man in den Ministerien des Reichs hören und in den damals tonangebenden Berliner Zeitungen lesen. Man dichtete ein Geheimnis um ihn, das etwa dem der Wallenstein-Legende vergleichbar war.

Stinnes hat nicht nur wirtschaftliche Pläne verfolgt, er hat bestimmt zugleich auf politische Wirkungen gezielt. Er wußte, daß Wirtschaftsmacht in kluger Hand zu politischer Macht werden kann, und er hat bewußt nach politischem Einfluß gestrebt und ihn zeitweilig besessen, nur war er viel geringer, als man im allgemeinen glaubte, weil die Ministerialbureaukratie ziemlich einheitlich gegen Stinnes verschworen war. Wo sein Einfluß bemerkbar wurde, war er nicht von schlechter Art. Er kannte die Legende um ihn und hätte sie gern zerstört, doch ist ihm das nie gelungen, so daß man ihr heute

noch begegnet, sooft von Stinnes die Rede ist. Ich habe sie stets abgelehnt, zuerst nur aus dem Gefühl, daß sie die Antwort kleiner Leute auf die Taten eines bedeutenden Mannes sei, später aus meiner Kenntnis der Persönlichkeit, die viel einfacher war, als seine mißgünstigen Beurteiler meinten.

Stinnes war von Haus aus ein reiner Erwerbsmensch, der sich viel zutraute und wirklich viel vermochte; eingefessen an Ruhr und Rhein, erkannte er die großen Möglichkeiten, die Ort und Zeit ihm boten, und zeigte sich ihnen gewachsen. Er wuchs an diesen Möglichkeiten, wuchs weit über das herkömmliche Maß hinaus zu einer Größe, wo er der Politik nicht mehr entgehen konnte. Er folgte wahrscheinlich mehr diesem Zwange als seinen Neigungen, wenn er in die Politik einzugreifen versuchte, doch mag er sich gesagt haben, daß ihm in dem führerlosen Deutschland eine politische Aufgabe gesetzt sei, und ist dann wohl weitergegangen, als der Zwang ihm auferlegte. Er hatte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung gekauft und ihr als Deutsche Allgemeine Zeitung neue Gestalt und neues Leben gegeben.

„Das macht man mir zum Vorwurf“, sagte er, „doch kann man es den Leuten niemals recht machen. Hält man sich vom öffentlichen Leben zurück, so heißt es, die Industrie wolle nur verdienen und kümmerge sich nicht um das Allgemeine; geht man aber hinein, so heißt es, die Industrie wolle nun auch noch die Presse beherrschen. Man darf sich darum an das Geschwätz nicht kehren. In der Wirtschaft geht es nicht anders. Jetzt heißt es: ‚Stinnes kauft alles! Er will die ganze Wirtschaft in seine Hand bringen!‘ Die gleichen Leute aber behaupten, die Industrie kümmerge sich nicht um die Arbeitslosigkeit. Ich habe vierzigtausend Menschen in Arbeit gebracht, aber davon spricht keiner.“

Es war eben der Ankauf der Königsberger Fabriken beschlossen worden. „Ich wollte nach Ostpreußen gehen“, sagte er, „und suchte darum Ihre Bekanntschaft. Ihre Kohlennot kommt mir gelegen, aber sie ist nicht der Grund meiner Königsberger Käufe. Ich kaufe in Ostpreußen, wie ich in Bayern und Schlesien gekauft habe, um wirtschaftlich zu verklamern, was noch vom Reiche übriggeblieben ist. Das Reich ist schwach, und der Druck von außen ist groß. Da tue ich, was ich kann, um es zusammenzuhalten.“

Wir sprachen lange über die Arbeiterbewegung. Er hielt ihren augenblicklichen Zustand für vorübergehend und meinte, die Massen seien der Hand ihrer Führer entglitten, würden sich aber wieder zurückfinden, wie auch die Sozialdemokratie allmählich lernen würde, wie sie regieren müsse. Hier widersprach ich ihm und fand einen aufmerksamen Zuhörer, als ich versuchte, die künftige Entwicklung der Sozialdemokratie vorauszusagen.

„Und Leute wie Legien, Huë und Sie — gelten die nichts?“ fragte er.

„Legien ist vor der Zeit alt geworden“, erwiderte ich, „Huë scheut die Politik, und ich bin ‚für immer abgelegt‘; — Sie wissen aus dem Bergbau, was das bedeutet.“

„Das kann sich leicht ändern. Sie brauchen nur einmal ein radikales Ding zu drehen, wie die Kumpels das nennen.“

Über die Sozialdemokratie wurden wir nicht einig, doch schieden wir mit der Abrede, unsere Unterhaltung gelegentlich fortzusetzen.

Bei meiner Rückkehr fand ich in meiner Behörde die Mitteilung vor, daß demnächst die ‚interalliierte Kommission‘ zur Überwachung der Ausführung des Friedensdiktats ein-

treffen würde. Sie sollte aus einem französischen Oberst und je einem belgischen, englischen und italienischen Offizier geringeren Grades sowie dazugehörigen Hilfskräften bestehen. Ich wurde angewiesen, die Leute angemessen unterzubringen und der Kommission alle durch den ‚Vertrag‘ begründeten Auskünfte zu geben. Eine besondere Verfügung verpflichtete mich zu ziemlich weitgehender Fürsorge: die Leute sollten vor Belästigungen geschützt werden, Wagen zu dienstlichen Fahrten nach Wunsch erhalten und so weiter. Das waren schwere Auflagen.

Am zehnten oder elften Januar war der Vertrag in Kraft getreten. Polen nahm den Korridor in Besitz, die deutschen Soldaten verließen Danzig. Die Stadt Soldau, obwohl zu Masuren gehörig, ging ohne Abstimmung an Polen, weil sie ein wichtiger Kreuzungspunkt der Eisenbahn war. Ich besuchte sie noch einmal, ehe wir sie abtraten, und sprach in der Turnhalle einige Abschiedsworte zur versammelten Bevölkerung. Dort wurde ein Mann zum Starosten ernannt, dem es lange gelungen war, sich als Sozialdemokrat auszugeben, und der gleichzeitig der polnischen Regierung und der Partei als Vertrauensmann gedient hatte. Ich war ihm allerdings im Sommer auf die Fährte gekommen und hatte ihn festnehmen lassen, doch war er entwischt und kehrte jetzt im Triumph zurück. Die Bevölkerung ergab sich still ihrem Schicksal.

Das Abstimmungsgebiet hätte ich nur noch mit Erlaubnis der in Allenstein eingezogenen ‚interalliierten Kommission‘ besuchen können. Es hätte sich nicht für mich geschickt, um solche Erlaubnis zu bitten; ich hatte es vor Ankunft der Fremden noch einmal bereist und konnte mich jetzt auf Herrn v. Gayl verlassen. Unsere Ausichten standen dort so günstig,

daß ich auf fünfundachtzig vom Hundert aller Stimmen rechnete. Für das Memelland war Graf Lambsdorff zum Reichskommissar ernannt worden. Dies Gebiet kam unter die Verwaltung des sogenannten Völkerbundes; seine Zukunft war ungewiß, einstweilen rückten französische Truppen ein.

Der stete Druck dieser Verhältnisse beschwerte mich und legte sich mir aufs Herz, ich hatte unruhige Tage und schlaflose Nächte.

Eines Vormittags erschien die ‚Interalliierte‘ vollzählig zum Antrittsbesuch. Der Franzose führte für sie das Wort und sagte, sie seien beauftragt, die Ausführung des Friedensvertrages in der Provinz Ostpreußen zu überwachen, sie hätten Anspruch auf die Unterstützung der Behörden und rechneten auf ein reibungsloses Zusammenarbeiten. Ich antwortete ihm, er dürfe nicht erwarten, daß ich ihn und seine Begleiter willkommen hieße; sie seien uns nicht willkommen, sondern wir freuten uns auf den Tag, an dem sie uns wieder verlassen würden. Sie zu unterstützen, sei eine harte Pflicht; sie würden sie mir erleichtern, wenn sie daran dächten, daß sie sich in Ostpreußen befänden, und die Gefühle der Bevölkerung schonten. Damit war es überstanden.

Für die Unterbringung der Kommission hatte die Stadtverwaltung zu sorgen, die ihr ein Gasthaus einfacher Art im Geschäftsviertel der Stadt anwies. Die Wagengestellung übertrug ich dem Polizeipräsidenten, der über einen Rest alter Heereskraftwagen verfügte. Hierbei gab es bald Reibungen und Beschwerden, die wiederholt mein Eingreifen forderten. Lübbring hatte sich zwar vollständig zu der neuen Parole bekehrt und verkündete öffentlich: Wir können erfüllen und werden erfüllen! In diesem Falle jedoch, wo er es

war, der die Ansprüche der Feinde erfüllen sollte, setzte er sich auf die Hinterbeine, was ich ihm nicht verargte, obwohl es mir die Scherereien der Beschwerden eintrug. Die Ansprüche gingen weit und wurden oft zu ungelegener Zeit gestellt. Man rief um zehn Uhr an, daß in zwanzig Minuten drei Wagen vor dem Gasthause stehen sollten. Ich gab darauf eine Verfügung heraus, daß die Wagen schriftlich und mindestens sechs Stunden vorher mit genauer Angabe des Reiseziels angefordert werden mußten.

Diese Bestimmung handhabte Lübbring mit strenger Gewissenhaftigkeit und brachte die Kommission damit bald in eine unerfreuliche Lage. Sie hatte drei Wagen zur Fahrt nach dem Luftschiffhafen Seerappen im Samlande angefordert, und Lübbring hatte sie gehorsam gestellt. Aber als die Kommission in Seerappen ausgestiegen war und die Wagen verlassen hatte, hatten die Fahrer gewendet und waren nach Königsberg zurückgekehrt. Die Kommission saß zwischen den Ruinen des früheren Luftschiffhafens in verlassener Einöde, hatte das Verschwinden der Wagen wohl zunächst nicht bemerkt und läutete, als es schon dämmerte, bei mir Sturm: sie könne nicht zurück und habe in Seerappen keine Unterkunft für die Nacht — sie müsse sofort abgeholt werden. Ich ließ den Wunsch an Lübbring weitergeben, doch berief er sich auf meine Verfügung, daß die Wagen schriftlich und mindestens sechs Stunden vorher angefordert werden mußten. Auf die Frage, warum die Fahrer nicht in Seerappen geblieben seien, erwiderte er, die Umkehr habe er ihnen anbefohlen, denn die Wagen seien nur zur Fahrt nach Seerappen, aber nicht zur Fahrt von Seerappen nach Königsberg zurück angefordert worden.

Er ließ es wirklich elf Uhr nachts werden, ehe die Kommission zu ihren Wagen kam, damit die sechs Stunden innegehal-

ten wurden; auf die schriftliche Anforderung hatte er schließlich verzichtet. Das Auswärtige Amt war über diesen Vorfall sehr erschrocken.

Diese fremden Offiziere erlebten Ostpreußen so, wie es wirklich war. Sie erlebten abends Kundgebungen nationaler Jugend, an denen nichts weiter auszusagen war, als daß sie zuweilen in Albernheiten abglitten, und sie erlebten vormittags zur Zeit ihrer Sprechstunden den Andrang von Verrätern, die ihnen sagten, wo verborgene Waffen zu finden seien. Es hieß von diesem Andrang, er sei so stark, daß man ihn zu Reihen ordnen müsse.

Auf dem Lande kam es vereinzelt zu Auftritten, wenn die Agenten der Kommission den Verräterangaben nachspürten. Die Leute versammelten sich und empfingen die Fremden mit Zurufen. Als das zum zweitenmal geschehen war, schickte der Franzose den Engländer zu mir und ließ mir vorstellen, daß er um polizeilichen Schutz bitten müsse, wenn sich solche Vorfälle wiederholten. Die Art des Engländers war um diese Zeit noch so hochfahrend, daß ich mir großen Zwang antun mußte, um ihm ruhig zu antworten. Bei diesem Anlaß gelang es mir nicht, und ich sagte: „Ich bin bereit, Ihnen polizeilichen Schutz zu geben. Ich schicke Ihnen hundert berittene Polizisten, fünfzig vor, fünfzig hinter Ihre Wagen, dazu zwei Trompeter. Sind Sie damit zufrieden?“

Er verbeugte sich und sagte, er werde dem Oberst meinen Vorschlag überbringen. Die Beschwerde wurde nicht wiederholt.

Es mochten drei Wochen seit der Ankunft der Kommission vergangen sein, als der Engländer bei Herrn v. Hassel erschien, um zu fragen, ob er und ich eine Einladung des Obersten zum Abendessen annehmen würden. Hassel kam zu mir

herüber und wollte meine Meinung hören. Wir sahen wohl ein, daß uns ein gesellschaftlicher Verkehr mit den Fremden manchen Vorteil bot, hielten es aber beide für richtiger, den Verkehr abzulehnen, und ließen dem Oberst antworten, daß uns außerdienstliche Beziehungen so lange unmöglich seien, wie die Regierungen der Gegenseite auf der Auslieferung deutscher Kriegsteilnehmer beharrten.

Von dieser Antwort an änderte sich die Haltung des Engländer's. Ich sah ihn wohl kaum noch einmal, doch Herrn v. Hassel besuchte er häufig und begann um dessen Vertrauen zu werben, indem er uns schroffe Maßnahmen des Franzosen vorher anzeigte und zu erkennen gab, daß er sie nicht billige. Wir hatten den Eindruck, daß er all unsern Groll auf Frankreich lenken wolle, und glaubten, daß er dabei einer allgemeinen Anweisung seiner Regierung folge.

Die Kommission sah sehr bald, daß wir gut ausgekehrt hatten. Es wurden ihr zwar noch große Munitionsbestände nachgewiesen und gezeigt, doch gab es daneben der Anzeichen genug, daß manches beiseite geschafft worden war. Am deutlichsten wurde ihr das bei ihrem Besuch in Seerappen, wo sie zwischen kahlen Wänden nur noch wertlose Metallgerippe vorfand, während all die teuren Erzeugnisse der Feinmechanik fehlten. Leider war viel davon in Diebeshände gefallen.

In Berlin hoffte man, für Ostpreußen einige Zugeständnisse zu erreichen und wenigstens durchzusetzen, daß die Einwohnerwehr ihre Gewehre behalten dürfe. Aber in diesem Falle hatte längst die Sozialdemokratie ihre Bedenken angemeldet und ging nun dazu über, sie öffentlich auszusprechen. Sie sah in der Einwohnerwehr eine Gefahr für die Errungenschaften der Revolution und wollte ihr unter keinen Um-

ständen Waffen militärischer Art zugestehen. Wieder tat sich ein Gegensatz auf, der mich vor die alte Wahl stellte, entweder über den Willen der Partei oder über das Wohl der Provinz hinwegzugehen, und wieder wurde in diesem Streit alles lebendig, was je zwischen uns umstritten gewesen war. Mein Telegramm in der Auslieferungssache, meine Rede vor den Freikorpsleuten, mein Eintreten für Gayl, die Nichtbestätigung einiger Amtsvorsteher und manches andere tauchte wieder als Anklage auf.

Diesmal sollte ein großer Schlag gegen mich geführt werden. Der Landwirtschaftsminister Otto Braun war mit im Bunde und sandte einen Boten mit Anweisungen. Man berief zu Anfang Februar einen Provinzialparteitag ein und bereitete eine Entschliebung vor, die meine Politik in scharfer Form verurteilen und mir das Vertrauen der Partei entziehen sollte. Eine solche Entschliebung, in aller Öffentlichkeit erörtert und angenommen, mußte wohl mein Ende bedeuten.

Ohne mein Zutun erfuhr ich von diesen Absichten und Vorbereitungen; zwar suchte man sie vor Lübbing zu verbergen, doch gab es in der Parteileitung noch ein paar andere Handwerkskameraden, die mir in allem Streit ihre Anhänglichkeit bewahrt hatten und nun zu mir kamen und mich mit sorgenvollen Mienen fragten: was willst du tun?

Ich wollte mich selbstverständlich wehren, zum Parteitag kommen und meine Politik vertreten!

Aber dem hatte man vorgebeugt oder man wollte es doch tun und dem Parteitag sogleich vorschlagen, daß nur stimmberechtigte Delegierte zum Wort zugelassen würden. Da ich nicht abgeordnet war, hätte mir das die Möglichkeit der Verteidigung genommen. Ich mußte es meinen Freunden überlassen, solchen Beschluß zu verhindern. Gelang ihnen das

nicht, so mußte ich mich entschließen, trotzdem auf den Parteitag zu gehen und dort zu verlangen, als Oberpräsident der Provinz zur Tagung der stärksten Partei zu sprechen. Verweigerte man mir das, so fehlte der dann angenommenen Entschliebung die durchschlagende Kraft. Kam ich zum Wort, so mußte ich die Gelegenheit nützen. Unterlag ich dabei, so war der Kampf endgültig für mich verloren.

Der Parteitag trat vormittags zusammen, ich blieb der Eröffnung fern und hielt Besprechungen mit dem Landeshauptmann, dem Generallandschaftsdirektor und dem Oberbürgermeister. Wir arbeiteten an der Sicherung der Provinz, und keiner dieser Männer wußte, wie der Boden unter meinen Füßen schwankte.

Während der Besprechungen erhielt ich eine Mitteilung, daß die Parteileitung mit ihrem Vorschlage, nur Delegierten das Wort zu verstatten, durchgedrungen sei, daß es aber danach Zurufe gegeben habe, der Beschluß dürfe nicht für mich gelten.

Bald nach Mittag kam einer meiner Freunde und sagte, jetzt sei es Zeit. Da ging ich hinüber.

Man war bei einer Wahl und sammelte die Stimmzettel ein. Ich ging zur Leitung und sagte, daß ich zum Parteitage sprechen wolle. In der Leitung saßen meine Gegner. Sie wußten erst nicht, wie sie sich verhalten sollten, beriefen sich dann auf den Beschluß und meinten, sie müßten erst abstimmen lassen, ob mir das Wort erteilt werden solle. Ich sagte, das würde ich gleich selber tun, ging zur Tribüne, wurde gesehen, verschaffte mir schnell Ruhe und begann: man wolle hier über meine Politik urteilen; da hätte ich den Wunsch zu sprechen und rechnete auf die Bereitschaft des Parteitages, mich anzuhören. Die Leute schwiegen. Ich fragte: „Oder nicht?“ „Doch, doch“, riefen sie.

Ich sprach von der Lage der Provinz, von der bevorstehenden Volksabstimmung und anderen bekannten Dingen. Das war vielleicht etwas langweilig, denn die Spannung, mit der man zuerst zugehört hatte, ließ erkennbar nach. Aber das durfte nicht geschehen. So suchte und fand ich den Übergang zu Gedanken allgemeinerer Art und war bald, ohne daß ich gerade diese Absicht gehabt hätte, bei den Gedanken, die ich zwei Monate zuvor in der Fraktionsversammlung als Antwort auf Scheidemanns Rede ausgesprochen hatte. Da waren alle Köpfe strack und starr mir zugewandt. Jene Gedanken standen in ihren alten Wortgestalten geformt meinem Zugriff bereit, so daß es ein leichtes beschwingtes Reden war. Manchmal dachte ich: Darf ich es wagen? Denn ich löste mich ganz los von dem Boden der alten vertrauten Parteilehren, und meine vierhundert Zuhörer folgten mir. Werden sie weiter folgen? Ist nicht das Band zwischen uns schon so straff und dünn, daß es zerreißen muß, wenn ich noch weiter gehe? Ich wagte es und ging weiter, ging bis zum Ende, bis zu der Forderung, daß die Partei sich selber und der Arbeiter den Achtstundentag drangeben müsse, um die Nation zu retten. Als ich das sagte, hatte ich schon die Gewißheit, daß mir die Zuhörer folgen würden, es war kein Wagnis mehr, es war ein hohes Glück, daß Arbeiter, leibhaftige Arbeiter aus der Fabrik und vom Acker, diesen Gedanken annahmen und von ihm so ergriffen wurden, daß sie sich erhoben und ihm huldigten.

Diese Schlacht war gewonnen. Vier schriftliche Anträge liefen ein, meine Rede als Flugblatt in der ganzen Provinz zu verbreiten. Als sie verlesen wurde, begrüßte sie neuer Beifall, und der Leiter sagte mit schlecht verhehltem Mißvergnügen, dann brauche er nicht mehr darüber abstimmen zu lassen.

Nun durfte ich einige Monate vor mir sehen, in denen keine Hänke meine Arbeit stören würden. Ich fand Gelegenheit, den Erfolg zu befestigen. Aus vielen Orten der Provinz erhielt ich Einladungen, meine Rede dort zu wiederholen. Zwei Wochen lag ich auf der Landstraße, doch tat ich's gern, denn ich sprach vor vollen Sälen und begann dabei wieder zu hoffen, daß es doch möglich sei, der Partei und der Arbeiterbewegung einen neuen Geist zu geben, wenn man, wie ich es jetzt tat, im Grunde des Volkes den Anfang dazu suchte.

Die Führung des Arbeiters taugte nichts. Was aus der Bildungsschicht zu ihm gekommen war, suchte das Seine, leicht erreichbare Führerehren oder Befriedigung seiner Haßgefühle. Ich sah nur eine kleine Zahl ehrenhafter Männer darunter, meine Freunde Heine und Südekum gehörten dazu, Anton Fendrich im südlichen Baden, Bollmar in den bayrischen Bergen, der Pastor Göhre und vielleicht noch ein Duzend oder etwas mehr, von denen ich nichts wußte. Sie waren im Grunde gute Bürger, die zur Arbeiterbewegung gegangen waren, weil sie fühlten, daß dort eine bürgerliche Versäumnis nachzuholen war. Den meisten von ihnen tat dieser Schritt schon lange leid, und sie hielten nur aus, weil sie den Bruch und die üble Nachrede scheuten, die ihm folgen würde. Diese Männer abgerechnet, hatte die Bildungsschicht nur ihre Außenseiter und Minderwertigen an die Arbeiterbewegung abgegeben, und dazu war der Jude gekommen, der Heimatlose, der eine Unterkunft suchte, und der ewige Empörer, der jede Spannung und jeden Spalt in den Wertordnungen der Völker benützte, um sie aufzulösen. Was hatten diese Menschen aus der Arbeiterbewegung gemacht?

Ich erinnerte mich jetzt öfter eines stürmischen Auftrittes, der sich einmal — es mochten acht Jahre seitdem verfloßen

sein — in Hamburg vor meinen Augen abgespielt hatte. Es hatte dort einen Menschen gegeben, der früher Schauspieler gewesen war, eine reiche Heirat gemacht hatte und danach seinen Neigungen lebte, in Kunstzeitschriften sein Wesen trieb und sich in vielen Vorträgen literarischen Inhalts der ‚Erziehung des Arbeiters zur Kunst‘ widmete. Der war zu einem Bekannten gekommen, bei dem ich mich gerade aufhielt, und hatte gefragt, ob jener ihm nicht mit einem bestimmten Werke Goethes aushelfen könne, er müsse abends ‚die Goethe-Kiste schieben‘. Mein Bekannter hatte ihn groß angesehen und gefragt: was müssen Sie? Der andere hatte das Wort wiederholt, doch hatte er es kaum herausgebracht, da war mein Bekannter ihm schon an die Gurgel gefahren. Solchem Gefindel war der Arbeiter überantwortet.

Was aber hatte der Arbeiter an uns, die wir der Herkunft nach zu ihm gehörten? Ich sah uns scharf an und wog unsern Wert. Es gab bei uns viele Abstufungen. Ich kannte einen Tischler, einen Schmied, einen Bergmann, die den Rang von Gelehrten hatten, ich kannte andere, die als Leiter großer Verbände und Unternehmungen einem Direktor der Kruppwerke kaum etwas nachgeben mochten; das waren hochbegabte Männer und lautere Menschen, vor denen auch Gegner den Hut zogen; sie bildeten die Spitze einer Pyramide. Je weiter abwärts, um so weniger sah man ernstliche Bemühung und stieß zuletzt auf den gewöhnlichen Versorgungsdrang. Aber nirgend war das Gefühl einer Verantwortlichkeit für die Bewegung als Ganzes; selbst die Männer der Spitze besaßen es nicht, sondern begnügten sich damit, in ihrem selbsteigenen Wirkungskreise das Beste zu leisten, und überließen die in der Bewegung liegenden großen Aufgaben den Leuten der Bildungsschicht. Hier fühlten sie sich nicht be-

rufen und fügten sich bescheiden den Ansprüchen der Literaten auf die geistige Führung des Arbeiters. Ich bestritt diesen Anspruch und trat mit eigenen Gedanken auf; darum stand ich allein.

Ich saß jetzt manchen Abend, wenn ich allein zu Hause war, am Schreibtisch und suchte zu formen und zu begründen, was ich über den Arbeiter und seine Bewegung dachte. Dabei überblickte ich den Weg, den der Geist der europäischen Völker seit der Reformation durchmessen hatte, griff wieder zu Hettners Literaturgeschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts und suchte bei Treitschke und Lamprecht die Fortsetzung. Im Hintergrunde aber stand Oswald Spenglers Buch mit seinem drohenden Titel. Seit sechs Monaten lag es auf meinem Nachttisch, oft hatte mich der Inhalt einiger Seiten erschlagen, zuweilen hatten sich mir Ausblicke aufgetan, die alles in Frage stellten, was ich als mühsam erworbenes Weltbild besaß. Es genügte nicht, dies Buch zu lesen, es mußte ausgetragen werden. Ehe ich das nicht getan hatte, mußte alles Stückwerk bleiben, was ich über die Arbeiterbewegung schrieb.

In der gleichen Zeit, deren Abende ich auf diese Weise verbrachte, gehörten die Tage der Arbeit an weitausgreifenden Entwürfen, die der Provinz eine neue Stellung im Staatsgefüge geben sollten. Zeitweilig hatte ich den Gedanken erwogen, die Umwandlung Ostpreußens in ein Reichsland zu fordern. Zwei Erwägungen hatten mich bestimmt, es nicht zu tun: es war gefährlich, in diesem gelockerten Reich den festen Bau Preußens anzugreifen, und es empfahl sich nicht, Ostpreußen dieser Reichsregierung zu unterstellen, die Ostpreußen nur beargwöhnte und fürchtete. Ostpreußen sollte

innerhalb des preußischen Staates eine Sonderstellung erhalten, einen Statthalter statt des Oberpräsidenten, und einen Wirtschaftsrat, der als ständische Kammer gedacht war. Handel, Verkehr und Unterricht sollten der Provinz überlassen werden. Auf Bahnen und Steuerwesen sollte der Statthalter Einfluß erhalten.

In vielen Beratungen waren aus Entwürfen Pläne geworden, die ich der Staatsregierung unterbreitete. Ihre Kühnheit erregte in Berlin Erschrecken und Unwillen, und selbst der Innenminister sagte mir, daß keine preußische Regierung sie annehmen würde. Aber was ich forderte, war nicht meinem Ehrgeiz entsprungen. Um das unter Beweis zu stellen, schlug ich dem Minister vor, mich mit einem andern Oberpräsidenten auszutauschen, aber Ostpreußen das geforderte Maß von Selbstständigkeit zu geben. Ich erreichte schließlich die Zusage, mit einer von mir zusammengestellten Abordnung der Provinz unsere Wünsche zu erörtern.

Diese Pläne hatte ich zwar nicht der Öffentlichkeit bekanntgegeben, hatte aber ebensowenig ein Geheimnis aus ihnen gemacht und insbesondere dafür gesorgt, daß die Parteiführer der Provinz in angemessener Weise unterrichtet wurden. Das verhinderte nicht die Entstehung törichter Gerüchte, die vielleicht in Berlin ausgeheckt und von dort nach Ostpreußen weitergegeben waren. In den sozialdemokratischen Partiestuben ging alsbald ein Geraune um, daß ich mit Kapp und Brünnel dunkle Pläne schmiedete, die auf eine Abtrennung Ostpreußens und auf vormärzliche Zustände hinausgingen. Ganz ernsthafte und mir wohlgesinnte Leute kamen und erkundigten sich besorgt, was an diesen Erzählungen Wahrheit sei.

Eines Tages erschien der Polizeipräsident und sagte, er könne die Ungewißheit nicht länger ertragen und wolle Klar-

heit über meine Pläne, er habe mich bisher immer herausgehauen, aber jetzt werde ihm selber unheimlich zumute. Ich zeigte ihm die Vorarbeiten und erläuterte sie, wo es nötig war, doch konnte ich seinem Mißtrauen nicht beikommen, sondern gab ihm eher neue Nahrung, weil er den Plänen anzusehen glaubte, daß sie in deutschnationalen Köpfen entstanden seien. Er überhörte alles, was ich ihm dazu sagte: daß ich die Gedanken über die ostpreußische Wirtschaft zum ersten Male auf dem Taubenstiege bei Goslar gedacht hätte, daß mir die Notwendigkeit einer freieren Stellung Ostpreußens bei Verhandlungen mit dem Wirtschaftsminister aufgegangen sei, daß der ständische Wirtschaftsrat den Ansichten entspreche, die ich schon vor vier Jahren bei Gesprächen über die Neuordnung des Reichs geäußert hätte. Er überhörte es, weil er fest überzeugt war, daß Hassel der böse Geist sei, der mich beherrsche und auf Abwege führe. Als ich das zurückwies, sagte er, dann müsse er wohl ganz offen reden und mir sagen, wie leicht man mich irreführen könne. Er habe bald nach seinem Eintritt in meine Behörde eingesehen, daß ihm hier die Aufgabe zufalle, mich vor den Rechtsleuten zu bewahren. Das habe er redlich getan und dafür gesorgt, daß es nie an Reibungen mit dem Oberkommando und mit Estorff gefehlt habe, damit meine Freundschaft mit denen nicht zu dick würde. Ebenso habe er meinen Besuch bei Rapp in Pilsen verhindern wollen und dem Fahrer aufgegeben, sich zu verirren und mich unter keinen Umständen nach Pilsen zu bringen. Leider habe der Kerl dann doch nicht durchgehalten. Glücklicherweise sei es ihm aber gelungen, den westpreußischen Volksräten den Weg zu mir zu verlegen. „Ich habe jeden Tag für dich geschwindelt! Du saßest in deinem Zimmer, und ich habe ihnen im Vorzimmer gesagt, du wärest auf Reisen, würdest dich

aber bestimmt nicht mit ihnen einlassen. Du warst doch dicht am Abgrunde! Weißt du, warum Hörsing bei dir war? Der mußte dir dein Geheimnis entlocken! Nicht wahr, jetzt staunst du! Aber so war es! Auf diesen Trick bist du hereingefallen! Als Hörsing sagte: Befehl der Reichsregierung! da bist du aufgesprungen und hast ihm erzählt, daß hier schon seit Monaten zum Kriege gerüstet wurde!“

Ich fragte: „Hat Hörsing das auf Anweisung der Reichsregierung getan?“

„Selbstverständlich!“ sagte Lübbbring. „Die wollte doch wissen, was hier vorging!“

„Um es zu verhindern?“

„Was denn sonst! Du müßtest ihr auf den Knien dafür danken, daß sie dich vor diesem Wahnsinn bewahrt hat!“

Ich verabschiedete Lübbbring und ging wieder an die Arbeit. Ich hatte Personalakten von Leuten vor mir, die sich um Einstellung in die Polizei beworben hatten, doch wußte ich kaum, was ich da las. Lübbbrings Eröffnungen erregten mich auf eine Weise, daß ich nicht imstande war, einen Schluß daraus zu ziehen. Ein Zorn brannte in mir, der noch nicht wußte, gegen wen er sich zuerst wenden sollte, ob gegen die Reichsregierung und ihr Werkzeug Hörsing, oder gegen mich. Gegen Lübbbring richtete er sich nicht; den entschuldigte ich damit, daß er nach seinem Verstande das Gute gewollt habe. Aber was bedeutete dies Verhalten der Reichsregierung? Lug und Trug vor mir, Lug und Trug vor dem Volke: gab es dafür eine Entschuldigung?

In einem Personalbogen stand: „B. ist ein vornehmer Charakter.“ Ich schrieb an den Rand: „Unbrauchbar! Die Regierung braucht Schurken!“ Das konnte freilich nicht stehen bleiben.

Als ich abends in mein Wohnzimmer kam, sah ich mich befremdet um. Auf einem birkenen Bücherschrank stand ein blaues Zierglas, es war ein Geschenk Dora Amborns und hieß der Graal. Ich nahm es fort, wickelte es ein und legte es in eine Schublade. Es war zu guter Herkunft, als daß es hier stehen durfte. In einer Ecke stand eine hohe Lampe mit seidnem Schirmtuch, in ihrem Scheine hatte ich manches gute Gespräch geführt. Ich verpackte das Tuch und trug die Lampe in ein leeres Zimmer. Diese Welt war Lüge, ich mochte hier nichts Gutes mehr sehen. Wie ich mich fortan in ihr verhalten sollte, wagte ich nicht zu bedenken.

Die Parteileitung schickte mir wieder eine Aufforderung, vor ihr zu erscheinen. Sie blieb ohne Antwort.

Inzwischen hatten sich die Minister des Reichs und Preußens darüber geeinigt, in der zweiten Märzwoche in einer gemeinsamen Sitzung unsere Wünsche und Vorschläge anzuhören. Zu unserer Abordnung gehörten der Landeshauptmann von Brünneck, der Generallandschaftsdirektor Rapp, der Oberbürgermeister Lohmeyer, der Präsident der Landwirtschaftskammer v. Brandes und noch etwa zehn Vertreter der Industrie, der Gewerkschaften und der Banken. Dieser Massenaufmarsch war sachlich nicht notwendig und nur des Eindrucks wegen veranstaltet. Als wir uns in einem großen Beratungszimmer des preußischen Innenministeriums trafen, bildeten wir mit den Ministern und ihren Räten und etlichen hinzugezogenen Abgeordneten eine Versammlung von mehr als sechzig Köpfen.

Wir verhandelten zwei Tage lang, jeden Tag sieben bis acht Stunden, doch es widerstrebt mir, davon zu berichten. Wo ich in diesem Buche von der Führung des Reichs erzähle, da

geschieht es beanstandend, tadelnd, klagend und anklagend. In diesen Verhandlungen hatte ich zum letzten Male mit ihr zu tun und möchte jetzt gern feststellen, daß jene Führung doch auch gute Seiten gehabt habe. Vielleicht hat sie sie wirklich gehabt, vielleicht stand ich ihr im Raum und im Geiste zu fern, um es zu bemerken. Aber in diesen letzten Verhandlungen, die ich im Namen Ostpreußens mit ihr führte, trat nichts davon zutage. Eine unfreundliche und zuweilen feindliche Luft wehte uns entgegen. Vergeblich bemühte ich mich in meiner einleitenden Rede, diese verschlossene Stimmung aufzulockern und zu wandeln. Vergeblich sprach ich von dem Außenwerk des Reiches, das verloren sei, wenn wir nicht mehr wollten, als es zu behaupten, von der Flüssigkeit und Umstrittenheit der Volkstumsgrenzen im Osten, wo jeder den Angriffen der andern erliege, der nicht selber seinen Einfluß über die Grenzen trage. Ebenso vergeblich erinnerte ich an die Verwaltungskunst des alten Preußenstaats, der sich gehütet habe, seine Außengebiete am Rhein und in Franken in die Ordnung seiner Kerngebiete zu zwingen. Warum blieben alle unsere guten Gründe ohne Wirkung? Nach dem ersten Nein auf unsere Wünsche sprachen Kapp, Lohmeyer und Brandes und belegten mit Beispielen, daß Nachteil und Unsinn dabei herauskommen müsse, wenn in zehn Ministerien zwanzig Räte ostpreußische Dinge bearbeiten, ohne daß der eine die Entscheidungen und Beweggründe des andern kannte. Darauf öffnete auch der Reichskanzler Bauer den Mund und sagte, daß er zwar selber Ostpreuße sei, aber nicht verstehen könne, warum den Ostpreußen eine Extrawurst gebraten werden solle. Ich fragte zu ihm hinüber: „Ein anderes Wort steht dem Reichskanzler nicht zur Verfügung?“

Als wir in einer Pause den Stand der Verhandlungen prüften, meinte Herr von Brandes: Mit der Selbständigkeit der Provinz kämen wir nicht durch, wir sollten die Schaffung eines besonderen Reichsministeriums für die östlichen Grenzprovinzen fordern. Der Rat war klug, und wir nahmen ihn an, doch stießen wir auch mit dieser Forderung auf ein kühles Nein. Wolfgang Heine war wieder als Helfer und Mittler bemüht und brachte einen neuen Vorschlag: Man könne einen Beamten des Oberpräsidiums als Beauftragten Ostpreußens nach Berlin versetzen und ihm die Aufgabe zuweisen, ähnlich wie ein Gesandter die ostpreussischen Anliegen bei den Berliner Ministerien zu vertreten. Ich machte den Vorbehalt, daß es ein Mann sein müsse, der nach Persönlichkeit und Rang den Ministerialräten gewachsen sei, damit man es nicht wage, ihn als kleinen Bittsteller hausieren zu lassen.

Dieser ‚Gesandte Ostpreußens‘ war zuletzt das Ergebnis aller Verhandlungen und Denkschriften. Alle weitergehenden Wünsche sollten damit abgetan sein. So behandelte man Ostpreußen, dessen südliches Drittel am zweiten Mai, das war in etwa sieben Wochen, in der Volksabstimmung darüber entscheiden mußte, ob es beim Reich bleiben wolle.

Wie konnte das geschehen? Es war schwerlich reines Unvermögen, die Lage der Provinz zu erfassen; nicht der Verstand versagte, sondern das Herz. Man fürchtete Ostpreußen, man mochte es nicht, weil man den andern politischen Geist in ihm fühlte und ihn zutreffend als Verneinung und Drohung erkannte. Vielleicht spukte schon vor, was noch unbekannt im Schoße der nächsten Tage lag.

Hier schwankt meine Erinnerung: War es am zehnten oder elften März, daß ich Rapp zum letzten Male sah? Ich hatte unsere Abordnung für den Nachmittag zu einer Sitzung in

das Ministerium bestellt, um noch einmal die Zusammensetzung des Wirtschaftsrates zu besprechen, über die man nähere Angaben gewünscht hatte. Wir waren noch nicht lange beieinander, als Rapp aufstand und sich mit der Begründung verabschiedete, daß er zu einer andern Besprechung müsse. Darauf hob ich die Sitzung auf. Rapp verließ das Haus; Brünneck folgte ihm, holte ihn ein und ging mit ihm die Linden entlang.

In der Sitzung am nächsten Tage, die nur kurz und ohne Bedeutung war, fehlte Rapp. Ich fragte nicht nach ihm, weil ich sein Fehlen nicht wichtig nahm. Wir gingen bald wieder auseinander. Brünneck begleitete mich und machte mir Vorstellungen, daß wir so ganz ohne Ergebnis nach Ostpreußen zurückkehren sollten. Darüber sprachen wir und kamen überein, einen letzten Versuch bei der Reichsregierung zu unternehmen. Ich hatte wenig Lust dazu und erhoffte mir nichts davon, wollte aber den Vorschlag nicht ablehnen. Da die Reichsregierung für den Nachmittag eine Kabinettsitzung anberaumt hatte, wollten wir sie um diese Zeit aufsuchen, um am liebsten vor dem versammelten Kabinett unsere Sache zu führen. Ich verstand damals nicht, daß Brünneck noch an einen Erfolg glauben konnte, und habe sein Verhalten erst später deuten können: Brünneck wußte, was bevorstand, ich aber wußte es nicht, und Brünneck mag sich mit der Hoffnung getragen haben, es noch verhindern zu können; jedenfalls muß es die Unruhe und Besorgnis um die kommenden Ereignisse gewesen sein, die ihm diesen Gedanken eingab.

Das Kabinett hatte sich im Reichstage versammelt. Wir gingen hin, ließen uns melden und wurden abgewiesen. Ich wollte gehen, aber Brünneck meinte, jetzt komme es auf unsere Ausdauer an. So blieben wir vor der Thür sitzen, hinter der

das Kabinett beriet. Dabei vergingen Stunden. Moskale kam heraus, und ich sprach ihn an; das Kabinett hatte für uns keine Zeit. Seeckt kam heraus und ich vertrat ihm den Weg; das Kabinett konnte seine Beratungen nicht unterbrechen. Da ging ich fort.

Am folgenden Tage wollte ich zurückkehren und überlegte, ob ich das Schiff oder die Bahn benutzen sollte; benutzte ich die Bahn, so brauchte ich Paß und polnischen Sichtvermerk und mußte mir beides verschaffen. Ich beschloß zu versuchen, ob mir das ohne Schwierigkeiten gelingen würde, ging zum Polizeipräsidium und bestellte mir einen Paß. Einen kleinen Aufenthalt, der sich dabei ergab, benutzte ich, um mir vor der Thür eine Zeitung zu kaufen. Sie enthielt die Meldung, daß Rapp durch Steckbrief gesucht werde. Betroffen ging ich ins Präsidium zurück, erfragte die politische Abteilung, gab mich einem älteren Rat zu erkennen und fragte, was der Steckbrief gegen Rapp bedeute. Der Beamte wußte es nicht und riet mir, im Nachbarzimmer zu fragen. Ich wiederholte den Versuch und stieß auf Schweigen, ich sagte dem Beamten, ich sei der Oberpräsident der Provinz, in der Rapp zu Hause sei, er solle meine Frage als dienstlich gestellt ansehen. Der Beamte versicherte, daß er den Grund des Steckbriefs nicht kenne. Den Präsidenten konnte ich nicht finden.

Nun hatte ich keine Zeit mehr, jetzt mußte ich auf dem kürzesten Wege nach Ostpreußen zurück. Wenn es Unruhen gab, so mußte ich in Ostpreußen sein.

Aber es war alles umständlich und langwierig. Als ich den Paß in der Hand hielt, mußte ich sehen, schnell den polnischen Sichtvermerk zu erhalten. Es war ein bitterer Weg, aber ich mußte ihn gehen. Nach langem Warten war es überstanden, und ich eilte ins Quartier, um mich zur Reise fertig zu machen.

Ich schloß den Koffer, als der Fernsprecher sich meldete. Dora Amborn erwartete mich in der Halle.

Wir hatten uns nureinmal abends gesehen. Auch sie hatte von dem Steckbrief gehört und war beunruhigt. Als ich das merkte, nahm ich mich zusammen, erging mich in Vermutungen und sagte, Ernstes werde sich nicht ereignen, im Zusammenwirken mit Estorff würde ich die Provinz in Ruhe halten. „Es wäre schlimm, wenn es nicht gelänge“, sagte Dora Amborn; „man wagt nicht daran zu denken, was aus der Volksabstimmung würde.“

Es war Zeit zur Abreise. Wir fuhren zusammen zum Bahnhof. Beim Abschied sagte ich: „Ich weiß nicht, was ich in Ostpreußen antreffen werde, es kann schwere Tage geben, sei nicht ungeduldig, wenn ich nicht schreiben kann.“

„Es steht alles in Gottes Hand“, erwiderte sie; „du darfst nur nichts Unrechtes tun.“

„Davor weiß ich mich zu schützen“, sagte ich. „Vor Fehlern bin ich nicht sicher und habe schon manchen hinter mir, aber ich werde an dich denken, und dann kann ich nichts Unrechtes tun.“

„Du mußt nur auf Gott blicken und an Deutschland denken.“

Der Zug fuhr durch Pommern. In Stettin konnte ich mich setzen. Früh um sechs waren wir in Danzig und hatten lange auf die Weiterfahrt zu warten. Um zehn Uhr liefen wir in Königsberg ein. Ich hatte nach einem unruhigen Tage die Nacht durchwacht und war über die Maßen müde, doch hatte ich kaum den Mantel abgelegt, als sich der Pressewart melden ließ. Das war Herr Franz Hauser, ein Mann in der Mitte der Dreißig, seiner mönchischen Erscheinung und Lebensweise

wegen teils Franziskus, teils der Hauskaplan genannt, gelernter Zeitungsmann, im Kriege als Flieger abgestürzt und schwer zu Schaden gekommen, aber gleichwohl überaus beweglich und anstellig. Er hatte in Rowno die Kriegszeitung und das Theater geleitet und war mir von seiner Militärbehörde gut empfohlen worden. Er bewährte sich auch bei mir und hatte keinen andern Ehrgeiz, als mir ein getreuer Helfer zu sein. Jetzt war er so aufgereggt, daß es ihm schwer fiel, mir zu berichten, was sich zugetragen hatte. Die Brigade Ehrhardt war am frühen Morgen von Döberitz nach Berlin marschiert und hatte das Regierungsviertel besetzt. Die Reichsregierung war geflohen, und Kapp hatte eine neue Regierung gebildet. Die Reichswehr hatte sich für Kapp erklärt. Diese Mitteilungen stammten aus Danzig. Hauser hatte beim Wolffschen Nachrichtendienst angerufen und dort die Bestätigung erhalten.

Diesmal wurde Herr Hauser unsicher. Er hatte sonst immer sogleich gewußt, ob mir eine Neuigkeit willkommen oder unangenehm war; jetzt war er selber dramatisch bewegt und erwartete bei mir eine ähnliche Wirkung, sah aber nichts dergleichen. „Die Folgen sind unübersehbar!“ sagte er. Ich sagte, die erste Folge sei die Flucht der Regierung, und damit könne man zunächst zufrieden sein. Da wurde er an mir irre.

Ich kann es nicht ungeschehen machen, daß mir zumute war, als sei uns ein großes Glück widerfahren. Seit einem Jahr und länger hatte ich die neue Führung des Reichs mit wachsendem Unwillen am Werke gesehen, hatte sie hilflos und danach unfähig befunden und zweifelte seit Monaten an ihrem guten Willen. Jetzt lagen drei Tage hinter mir, die mir wiederum gezeigt hatten, welches Mißverhältnis zwischen dieser

Führung und der ihr gesetzten Aufgabe bestand; ich konnte ihren Sturz nicht bedauern, sie hatte ihn verdient, und Rapp hatte uns von ihr erlöst.

Ich muß zugestehen, daß ich von diesem Ereignis gänzlich überrascht war. In den letzten Monaten hatte ich zuweilen, wenn ich abends am Schreibtisch saß, darüber nachgedacht, wie es anzufangen sei, wenn man diese Regierung stürzen wolle. Ich hatte die Englische und die Französische Revolution in guten Darstellungen studiert und wußte daher, daß eine Revolution nur unter zwei Voraussetzungen gelingen kann. Die erste ist ein wehrhafter revolutionärer Wille, der starke Köpfe und Arme haben muß; die zweite ist eine Regierung, der Widerstand und Mißerfolge das Selbstvertrauen genommen haben. Von diesen Voraussetzungen hatte ich geglaubt, daß sie noch nicht vorhanden seien und erst in Jahre ausfüllenden Bemühungen geschaffen werden müßten. In solcher Auffassung hatte ich der herrschenden Ordnung eine etwa fünfjährige Lebensdauer zugemessen. Die bald fälligen Reichstagswahlen würden, so hatte ich gehofft, der Rechten ein Drittel der Stimmen und Sitze verschaffen und das Selbstgefühl der 'kompakten Majorität' auf der Regierungsseite unterhöhlen; die Rechte würde diesen Erfolg ausnützen, der erstarkende Nationalgeist würde sie vorwärtsführen, die Regierung würde unsicher werden und bald an dem Punkte stehen, wo ihr nichts mehr gelang, und so würde sich die Lage herausbilden, in der ein schneller starker Stoß, der kaum noch ein Wagnis enthielt, diese Ordnung beseitigen würde. So hatte ich gedacht und zuweilen geschrieben und gesprochen. Nun hatte Rapp mit einem kühnen Schlage diesen Ausgang vorweggenommen. Es war gelungen. Konnte es Bestand haben?

Ich wußte von Rapp nicht viel, hatte zwar manche lange Unterhaltung mit ihm gehabt, nahm aber nicht an, ihm dabei wirklich nahegekommen zu sein. Unsere Beziehungen waren zuerst durch seinen Besuch bestimmt worden, als er bald nach meiner Ankunft in Ostpreußen zu mir gekommen war und mir seine Hilfe angeboten hatte. Es war nicht beim bloßen Angebot geblieben, Rapp hatte mir geholfen, hatte es großzügig und uneigennützig getan, als ich im Sommer die gefährliche Streifheze in Masuren lahmlegen mußte und ohne Geld war. Mit Rappschem Gelde waren Scheubner-Richters Leute nach Masuren gefahren. Später war unser Verhältnis kühler geworden, weil ich als Präsident der Generallandschaft eine seiner Maßnahmen hatte berichtigen müssen. Aber nach einer Zeit des Schmollens hatten wir uns wieder besucht und die Störung vergessen.

Im Dezember war Ludendorff bei Rapp gewesen, doch hatte ich das erst nach einigen Wochen erfahren und Rapp darauf angeredet, da ich gern die Bekanntschaft des Generals gemacht hätte. Ludendorff hatte auf einen Besuch bei mir verzichtet, weil er gefürchtet hatte, mir damit dienstliche Schwierigkeiten zu bereiten.

Wiederum einige Wochen später hatte Rapp eine Besprechung im Oberpräsidium zu einer politischen Unterhaltung benutzt. Wir waren in meine Wohnung gegangen, und Rapp hatte gesagt, es sei ihm mitgeteilt worden, ich hätte ihn im Verdacht, sich mit Aufstandsplänen zu tragen; er hatte hinzugefügt, ein solcher Verdacht wäre falsch — er sei zu klug zu dieser Torheit. Ich hatte ihm erwidert, ein Verdacht dieser Art läge mir ganz fern, weil ich sähe, daß die Rechte ohne Gewaltanwendung in wenigen Jahren zur Macht gelangen würde. Nun hatte Rapp getan, was er damals von sich gewiesen hatte.

Es blieb mir keine Zeit, über Kapp und seine Beweggründe nachzudenken. Hatte er mich getäuscht, so wollte ich es ihm nicht übelnehmen. Unsere Unterhaltung lag vier oder fünf Wochen zurück — in dieser Zeit konnte sich genug zugetragen haben, das ihm ein Recht gab, seine Absicht zu ändern. Aber darauf kam es jetzt nicht an. Worauf ich meine Sorge zu richten hatte, war nur Ostpreußen. Es klang mir noch das Wort im Ohr: du mußt an Deutschland denken. Deutschland lag jenseits der Weichsel. Was dort geschah, wußte ich nicht und konnte ich nicht beeinflussen; dafür trug jetzt Kapp die Verantwortung. Mir war dieses Stück Deutschland anvertraut, wo ich stand und sah und handeln konnte. So sagte ich mir, doch gingen meine Gedanken trotzdem nach Berlin und ins Reich hinein und umschweiften die Reichskanzlei und hätten gern das Ihre getan, um die Dinge dort zum Besten zu lenken.

Die erste Pflicht war die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Provinz; in sieben Wochen hatten wir Volksabstimmung; wenn es jetzt Unruhen gab, was wurde dann aus Masuren? Wenn Masuren verloren ging, was wurde dann aus Ostpreußen?

Noch ehe ich das Generalkommando anrief, ließ mich Estorff um meinen Besuch bitten, und ich fuhr zu ihm. Er hatte schon mehr Nachrichten, als mir Hauser hatte mittheilen können. Das Kabinett war gebildet, die Reichswehr hatte sich größtenteils hinter die neue Regierung gestellt, nur in Schwaben und Baden hatte sie es abgelehnt. Die alte Regierung war nach Dresden gefahren, hatte sich aber dort nicht sicher gefühlt und war jetzt auf dem Wege nach Stuttgart; auch Ebert, Noske und Seeckt waren bei ihr.

Estorff und ich waren nach wenigen Worten einig, daß wir

den Streit um die alte und die neue Regierung von der Provinz fernhalten mußten und nur für Ordnung zu sorgen hätten. Wir waren vom Reiche abgeschnitten und mußten jede Entscheidung hinnehmen, die jetzt dort fiel. Wir freuten uns unserer Einmütigkeit und versprachen uns, daran festzuhalten. Seit Dorpat kannten wir uns, in Riga hatten wir unser Einvernehmen begründet, bis jetzt hatte es alle Anfechtungen überstanden — es sollte auch diese Probe bestehen.

Bei der Rückkehr fand ich ein Telegramm der neuen Regierung vor, es war von Rapp unterzeichnet, bestätigte mich in meinem Amt und verpflichtete mich, für die Ordnung in Ostpreußen einzustehen. Ich hatte Hauser angewiesen, in der preussischen Staatsregierung und in der Reichskanzlei anzufragen und Auskünfte einzuziehen. Das war nicht geglückt. Nun versuchte ich es selber, doch kam kein Gespräch zustande. Einmal meldete sich die Reichskanzlei; ich fragte, wer dort sei, und erhielt die Antwort: Lensch! Aber noch ehe ich weiterfragen konnte, war die Verbindung gestört. Als ich vier Wochen später Lensch danach fragte, hörte ich, daß ein Neffe von ihm, ein junger Marineoffizier aus der Ehrhardtbrigade, zeitweilig den Fernsprecher in der Reichskanzlei bedient hatte.

Bald nach Mittag erhielt ich die Nachricht, ein Ausschuß der Gewerkschaften berate über die Ausrufung des Generalstreiks. Ich fuhr zu ihm. Der Ausschuß bestand zu einem Teil aus Unabhängigen und war schwer umzustimmen; ich fand erst Gehör, als ich erklärte, der Generalstreik werde sofort militärische Maßnahmen zur Folge haben. Man unterließ den Streik.

Erst jetzt kam ich dazu, mich vom Augenblick zu lösen und die Lage in Ruhe zu bedenken. Ich wies Hauser an, meinen Fernsprecher zu bewachen, und ging in die Stadt. Es war

Sonnabend nachmittag. Ich ging wohl zwei Stunden umher und kam dabei zu diesem Ergebnis: Wir werden in den Streit hineingezogen, wenn wir nicht sofort eine Stellung beziehen, die uns davor sichert. Ich werde vor der Öffentlichkeit erklären, daß wir, abgetrennt vom Reich, nicht imstande sind, die Entscheidung zu beeinflussen, und daß wir nur unserer Pflicht zu leben haben, die Provinz dem Reich zu erhalten. Aus diesen Erwägungen unterlassen wir jede Kundgebung des Parteikampfes und unterstellen die Provinz bis zur Klärung der Lage im Reich einem Direktorium. Das Direktorium besteht aus dem Oberpräsidenten der Provinz, dem Militärbefehlshaber und dem Landeshauptmann.

Ich überprüfte diese Gedanken noch einmal und ging dann zum Landeshauptmann, um ihn dafür zu gewinnen. Sobald ich mit ihm einig war, wollte ich mit ihm zusammen zu Estorff gehen, um dessen Einverständnis zu erlangen. Brünneck aber konnte sich nicht entschließen. Der sonst so kluge und sichere Mann tastete mit Fragen und verlegenen Redensarten um sich und war nicht imstande, sich zu meiner Absicht zu äußern, so daß ich unsere Besprechung abbrach und mir vornahm, sie am nächsten Tage fortzusetzen. Ich erklärte mir Brünnecks Zustand aus seinem Verhältnis zu Kapp, das mir als gespannt und friedlos bekannt war. Kapp hatte im Jahre zuvor den ostpreussischen Heimatbund als Geheimbund gegründet, Brünneck aber hatte ihn als Wortführer einer starken Gruppe gezwungen, den Bund in das Vereinsregister einzutragen zu lassen, und war von der gleichen Gruppe als Kapps Gegenspieler in den Vorstand gewählt worden. Es war mir damals noch nicht bekannt, daß Brünneck bei unseren Berliner Verhandlungen von Kapps Absichten erfahren und sich bemüht hatte, ihn zurückzuhalten. Dies erzählte er mir erst

Monate später, und es erklärte mir seine sonst unverständliche Absicht, noch einmal mit der Reichsregierung zu sprechen.

Es trieb mich nun, meinen Plan vorzubereiten, und ich ging wieder zur Behörde und arbeitete an Entwürfen, die ich am nächsten Tage dem Landeshauptmann und dem General vorzulegen gedachte. Darüber wurde es Abend. In dieser Zeit kamen Anrufe und Telegramme, die den Fortgang des Kappschen Unternehmens betrafen. Die alte Regierung war in Stuttgart angekommen, Kapp hatte sein Kabinett gebildet und einen Aufruf an die Bevölkerung erlassen. Gegen zehn Uhr kam ein Anruf aus dem Generalkommando: es seien wichtige Nachrichten eingegangen, Estorff wünsche dringend mit mir zu sprechen; ob er mir einen Wagen schicken könne? Ich sagte zu, der Wagen kam, und ich fuhr hin.

Ich traf Estorff inmitten seines Stabes und in Gesellschaft einiger Männer, die mir von den Frühjahrskämpfen her als Freikorpsführer bekannt waren. Estorff ließ die neuen Nachrichten verlesen, deren wichtigste besagte, daß Kapp mit Vertretern der alten Regierung über eine Koalitionsregierung verhandele und daß der sozialdemokratische Polizeipräsident von Berlin in die neue Regierung eingetreten sei. Als die Verlesung beendet war, erhob sich Estorff und erklärte, daß er sich auf Grund dieser Nachrichten der neuen Regierung unterstellt habe; er bitte mich, das gleiche zu tun.

Ich war überrascht. Dieser Schritt ging gegen unsere Abrede und warf meinen Plan um. Es tat mir leid, daß ich mit Estorff nicht allein war, denn vor seinem Stabe konnte ich ihn nicht umstimmen; ich sah auch wohl, daß er unserer Zusammenkunft diesen großen Rahmen gegeben hatte, um einen solchen Versuch zu unterbinden, ich sah in dieser kurzen Zeit überhaupt den Zustand und die Bedeutung meiner

Haltung so klar, daß ich später nichts zu berichtigen hatte. Ich sah, daß ich, wenn ich den General allein ließ, sofort zu seinem Widersacher werden mußte, und daß sich an unserm Gegensatz der Parteistreit in äußerster Schärfe entzünden würde. In zwei Tagen gab es Generalstreik in Königsberg, am folgenden Tage in allen größeren Orten, dem würde das Eingreifen des Militärs und der Einwohnerwehren folgen; das wäre der Bürgerkrieg; und in sieben Wochen sollte Masuren abstimmen.

Ich durfte mich jetzt nicht von Estorff trennen.

In der Ferne sah ich etwas anderes. Ich wollte es jetzt nicht sehen, aber morgen schon mußte es mir ganz nahe kommen, und dann würde es nicht mehr von meiner Seite weichen. Mir war, als hörte ich schon die Rufe: Verrat! Verrat! Das mochte dann kommen. Ich wollte mir jetzt nicht den Sinn von ihm verwirren lassen.

Ich weiß nicht, wieviel Augenblicke ich schwieg. In dieses Schweigen sprach jemand hinein — es könnte v. Weiß-Plauen gewesen sein, der am dritten März ein schwieriges Kommando gehabt hatte: „Sie haben im vorigen März die Provinz gerettet — jetzt liegt unser Schicksal wieder in Ihrer Hand.“ Es war nur halblaut gesprochen, und es bedurfte dieser Mahnung nicht mehr. Ich sagte zu Estorff: „Wir dürfen uns jetzt nicht trennen. Ich erkenne die Regierung Rapp als den Inhaber der tatsächlichen Gewalt an“, und ließ mir Papier geben, um meinen Entschluß für die Veröffentlichung niederzuschreiben. Unsere Mitteilung ging noch in der Nacht an alle Behörden und Kommandostellen.

Am folgenden Morgen kam Lübbbring zu mir. Man hatte ihn in der Nacht nicht mehr wecken wollen, er hatte die Nacht eben vorgefunden.

„Es ist doch nicht wahr?“ rief er.

„Doch, es ist wahr“, sagte ich.

Wir gingen im Saal auf und ab, und ich sprach von meinen Beweggründen. „Man wird es dir nicht glauben! Du bist erledigt!“ sagte Lübbring.

„Glaubst du es mir?“ fragte ich.

„Ich glaube von dir jede Dummheit!“ erwiderte er.

Am folgenden Tage erschien er mit dem abenteuerlichen Plan, Estorff und seinen ganzen Stab zu verhaften. Fünfzig Mann seiner Polizei hatte er dafür gewonnen, wollte es aber nur tun, wenn ich es ihm anbeföhlen. Dazu riet er mir dringend: dann sei mein Ruf gerettet und mein Ansehen in der Partei wiederhergestellt. Ich riet ihm, sofort Urlaub zu nehmen, damit er mir andere Maßnahmen erspare. Da sah er, daß meine Dummheit Grenzen hatte, ich aber mußte ihm den letzten Freundschaftsdienst erweisen und ihn vor dem Zugriff der Einwohnerwehr schützen, deren Streifen arg hinter ihm her waren. In einem kleinen Zimmer des Oberpräsidiums verbrachte er die Tage, die der Regierung Kapps vergönnt waren.

Es waren ihrer nur wenige. Sonnabends, es war der dreizehnte März, war die Ehrhardtbrigade in der Frühe in Berlin erschienen, am Mittwoch gab Kapp seine Sache verloren und flog nach Schweden, wo er ein Asyl fand, das er nach Jahren freiwillig verließ, um nur noch im Vaterlande zu sterben.

Über uns aber brach das Gericht herein. Estorff erhielt den Abschied. Ich wurde vom Amte ‚suspendiert‘ und in ein Disziplinarverfahren gezogen. Leider verloren zugleich Herr v. Hassel, der Regierungspräsident Freiherr v. Braun und neun Landräte ihr Amt. Gegen die Maßregelung dieser Männer

erhob ich Einspruch: sie seien meinen Weisungen gefolgt, wie es ihre Pflicht gewesen sei, und ohne Schuld. Aber ich konnte die Entscheidung nicht mehr umstoßen.

Die Partei gab mir meinen Ausschluß bekannt und fügte hinzu, daß eine Beschwerde dagegen binnen vier Wochen anzumelden sei; ich antwortete auf einer Postkarte, daß ich keine Beschwerde einlegen würde.

Dann aber hatte die Presse das Wort. Die jüdische Presse tat mich mit wenigen Worten ab: für sie sei ich längst gerichtet gewesen, es habe keinen Reiz, sich mit einem Leichnam zu beschäftigen. Die Blätter des Zentrums wandten mehr Worte auf, um dasselbe zu sagen. In den sozialdemokratischen Zeitungen schien man von einem Butrausch befallen zu sein. Nur Bartel, der das Danziger Parteiblatt leitete, machte eine Ausnahme und meinte, ein Mensch wie ich werde seine Gründe gehabt haben, und da man die nicht kenne, müsse man ein Urteil zurückhalten. Den Gipfel des ärgsten Schimpfs erreichte jener Hirschfeld, der im Sommer hungrig und verzweifelt zu mir gekommen war und meine Hilfe gefunden hatte. Man spürte bei seinen Sätzen die Freude, mit der sie geschrieben waren.

Der gute Franziskus hatte mir die Zeitungen vorenthalten wollen und war bestürzt, als er die inhaltreiche Mappe auf meinem Tisch sah. Er ging als leibhaftige Kummernis leise ein und aus, hielt mich für gebrochen und wagte nicht, von den Ereignissen zu reden. Hätte ich ihm erzählt, wie mir zumute war, er hätte es schwerlich geglaubt.

Der Bescheid der Staatsregierung und der Bescheid der Partei waren zusammen am gleichen Tage in der Morgenfrühe in meine Hände gekommen. Ich las sie und hatte nur die eine Empfindung: ich bin frei! Es war, als hätte sich ein

Gefängnis aufgetan, als wären Tore aufgesprungen und Mauern niedergefallen, und ich konnte mich nach langer Gefangenschaft der Freiheit erfreuen.

Es war ein heller, kalter März morgen mit Wind und eilig ziehenden weißen Wolken, und ich ging zu ihm hinaus und ging und ging, und fühlte nur, daß ich frei geworden war.

Nur wenige Dinge blieben noch zu ordnen. Heine und Südekum sollten wissen, wie es gekommen war, und außer ihnen wollte ich zu Ebert noch gern ein erklärendes Wort sprechen. Vorher hatte ich eigene Dinge zu ordnen und in meiner Wohnung Platz für den Nachfolger zu schaffen. Am letzten Tage meines Aufenthalts im Oberpräsidium, es mochte elf Uhr sein, fühlte ich den Boden unter mir wanken, ein Schrank stürzte um, Bilder fielen von der Wand, ein gewaltiges Dröhnen wogte durch die Räume.

In einer Stunde wußte man, was geschehen war. Das große Munitionslager in Rothenstein war in die Luft gegangen. Ich dachte an *Scapa Flow* und ließ mich die Mühe des Aufräumens nicht verdrießen.

Der erste Bekannte, dem ich in Berlin begegnete, war Heilmann, der an der Ecke der Wilhelmstraße und Linden unversehens vor mir stand. Er überhäufte mich mit Vorwürfen wegen der Unvorsichtigkeit, mich am hellen Tage hier zu zeigen, da doch ein Steckbrief hinter mir laufe und ein Hochverratsverfahren gegen mich eingeleitet sei. Ich hatte in Königsberg unter den Augen der Polizei gelebt und glaubte ihm nicht. „Lesen Sie nur die Plakate: Sie sollen verhaftet werden, wo man Sie trifft!“ Wenige Schritte entfernt war ein solches Plakat zu sehen, es war schon von Wind und Regen mitgenommen, aber noch lesbar. Ein Ausschuß zur Verteidigung

der Republik' hatte es angeschlagen und verkündete darauf, daß die Rapp, Jagow, Traub, Winnig und so weiter ihr Leben verwirkt hätten und als Hochverräter geächtet seien — man solle sie festnehmen, wo man sie finde. Das hatte also nichts zu bedeuten.

Da wir gerade beim Kultusministerium standen, entschloß ich mich, zu Haenisch hinaufzusteigen. Heilmann wollte mich begleiten, ich konnte es nicht hindern.

„Wie konnten Sie sich nur für Rapp erklären“, sagte Haenisch; „Rapp hätte Sie doch sicher nicht in Ihrem Amt gelassen! Jetzt haben Sie gar nichts! Wovon wollen Sie leben?“

Ich erwiderte: „Es ging doch nicht um mein Amt, es ging um Ostpreußen. Ich handelte nicht nach Interessen, sondern nach meinem Gewissen.“

„Gewissen! Machen wir uns doch nichts vor!“ sagte Haenisch.

Hier war jedes Wort von mir vergebens, doch hatte ich auch keins zur Verfügung. Ich hörte von den Ereignissen die sich in Berlin zugetragen hatten. Heilmann erzählte breit und selbstgefällig wie er während der Tage der Rappschen Herrschaft mit Hergt, dem Führer der Deutschnationalen, verhandelt, aber dessen Liebeswerben abgelehnt habe. Als Heilmann gegangen war, sagte Haenisch: „Diese Geschichte erzählt er jetzt überall, um sich weiß zu brennen; er war nämlich mit Hergt schon einig und suchte nur noch Deckung, fand sie aber nicht. Nun muß er die Geschichte umlügen.“

Haenisch kam noch einmal auf die Versorgungsfrage zurück und erbot sich zur Vermittlung: Parvus, der Herr von Schwanenwerder, werde mir eine Freistatt bieten und meine Sache mit dem Parteivorstand ‚arrangieren‘. Ich hatte Konz

rad haenisch bis zu diesem Tage immer für einen Ritter ohne Furcht und Tadel gehalten.

Südekum hatte dem Hochdruck der radikalen Stimmung weichen müssen, doch traf ich ihn noch beim Aufräumen in seinem Ministerium, das er nun, wo er's mußte, doch nicht gern verließ. Mit meinen Erlebnissen waren wir bald fertig. „Ich habe mir gleich gedacht, daß Sie nicht anders hätten handeln können“, sagte er. „Ihr Fall beweist, was für ein unglückliches Unternehmen dieser Putsch war. Das Volk war schon in der Besinnung, jetzt ist der besinnungslose Radikalismus wieder oben auf. Die Sozialdemokratie mußte Kapp ein Denkmal setzen oder doch eine Dankadresse nach Schweden schicken; denn Kapp hat das System gerettet, wenigstens für einige Jahre, denn zugrunde gehen wird es doch!“

Wieder hörte ich manche Einzelheit aus dem Geschehen jener Tage. Es war eifrig verhandelt worden. Von den zurückgebliebenen Ministern und den Berliner Abgeordneten der Linken hatte mancher Neigung verspürt, sich dem Umschwung anzuschließen. Südekum meinte zuletzt: „Diese Sache war improvisiert, sie war ohne jede Vorbereitung begonnen. Unter den Beamten sind doch kaum drei vom Hundert, die nicht schwarz-weiß-rot wären. Aber sie haben nicht mitgemacht, sie sind entweder zu Hause geblieben oder haben sich um den Putsch nicht gekümmert. Sie alle waren überrascht und haben sogleich gemerkt, daß diese Improvisation nicht gelingen kann. Bei der Reichswehr war es ähnlich, dort hat man glatt den Gehorsam verweigert. Man meint jetzt, Kapp sei am Generalstreik gescheitert; das ist falsch: er ist am Streik der Generale zugrunde gegangen.“

Wie Südekum, so hatte auch Heine zurücktreten müssen, doch hielt auch er sich noch zur Abwicklung und Übergabe der

Geschäfte im Ministerium auf. „Ich wartete und wartete auf eine Nachricht von Ihnen“, sagte er; „ich konnte mir doch denken, was Sie zu Ihrem Schritt veranlaßt hatte. Täglich forderte man Ihren Kopf. Da Sie keine Erklärung gaben, konnte ich Ihre Suspendierung schließlich nicht mehr verhindern.“ Geduldig hörte er meine lange Schilderung der Vorgänge an, dann meinte er, die Tatsachen hätten mir recht gegeben, Ostpreußen sei die einzige Provinz, in der jene Tage kein Menschenleben gekostet hätten.

„In Ostpreußen“, sagte ich, „ist keine Stunde gestreift und ist kein Schuß gefallen, aber dafür hat es seine besten Beamten verloren.“

„Solche Opfer sind nicht nur in Ostpreußen gefallen“, sagte Heine; „auch anderwärts sind gute Männer auf der Strecke geblieben. Noske mußte gehen, und hier ist Braun Ministerpräsident geworden. Aber wir wollen von Ihnen sprechen: Sie brauchen für das Disziplinarverfahren einen Verteidiger. Ich werde meine Anwaltspraxis wieder aufnehmen: wollen Sie mir Ihre Verteidigung übertragen? Es soll ein Kameradschaftsdienst sein.“

Ich griff sogleich zu und sagte, daß ich auch für das Hochverratsverfahren einen Verteidiger brauchte.

„Ich habe davon gehört, daß man Sie in das Verfahren hineinziehen will“, sagte Heine; „es sind da dunkle Ehrenmänner am Werke. Man weiß genau, daß Sie nicht verurteilt werden können, aber man würde sich freuen, wenn Sie in Untersuchungshaft kämen. Ich werde das Verfahren verhindern, denn es käme dabei nur eine Blamage für die Regierung heraus.“

Wir sprachen noch mancherlei, und im Fortgang der Unterhaltung fragte ich, ob er mir raten könne, auch Ebert zu be-

suchen. Ja, meinte er, das müsse ich bestimmt tun, denn Ebert sei von meinem Verhalten so sehr enttäuscht, daß er darunter leide.

An einem der nächsten Tage fragte ich an, ob mein Besuch recht sei, und erhielt sogleich Antwort mit Tag und Stunde.

Die Köhle, mit der Ebert mich begrüßte, bestätigte, was Heine gesagt hatte; es schien, als fühle sich Ebert selbst von mir gekränkt. Ich sagte, mir sei der Weg zu ihm nicht leicht geworden, und es lohne nur, wenn er bereit sei, mir eine halbe Stunde zuzuhören. Er gab seine Bereitschaft zu erkennen und ich erzählte ihm, wie sich die Ereignisse am dreizehnten März in Königsberg abgespielt hatten. Ebert fragte, ob ich nicht ein Telegramm von ihm aus Dresden erhalten hätte, und als ich verneinen mußte, meinte er, dann erhalte die Sache für ihn ein anderes Gesicht. Nun hätte ich wohl nach dem Inhalt des Telegramms fragen sollen, aber ich tat es nicht, weil mich ganz andere Dinge bewegten, die ich ihm sagen wollte: Er dürfe meine Haltung am dreizehnten März nicht für sich allein betrachten, sondern müsse fünf Jahre zurückdenken. Denn etwa so lange hätten wir uns nahegestanden, und seit jener Zeit könne er meinen Weg verfolgen. Mein Weg habe seitdem immer ein anderes Ziel gehabt, als der Weg der Partei, er sei auf den Staat gerichtet gewesen, während uns die Partei vom Staat habe wegführen wollen. „Du hast in Weimar von mir gesagt, du sähest mit Schmerz, daß ich mich immer weiter von der Partei entfernte. Ich erfuhr davon und habe viel darüber nachgedacht. Aber es konnte nicht anders sein: ich habe gefühlt, was wir dem Staate schuldig sind, die Partei hat es nicht gefühlt oder hat sich darüber hinweggesetzt. So mußten wir immer weiter auseinander kommen. Ich habe seit den Debatten über Versailles gewußt, daß der Tag

kommen wird, wo meines Bleibens in der Partei nicht länger sein kann. Ich hatte ihn mir anders gewünscht, aber nun ist es so gekommen und nun mag es dabei bleiben.“

„Es braucht nicht dabei zu bleiben“, sagte Ebert. „Gehe zum Parteivorstande und erzähle Müller und Wels, wie es in Ostpreußen zugegangen ist. Sie werden Verständnis dafür haben. Dann kommst du zu uns zurück.“

Ich antwortete nicht darauf, denn ich war entschlossen, es nicht zu tun, sondern meine Freiheit festzuhalten; außerdem hatte ich noch etwas für Ostpreußen auf dem Herzen und wollte die Stunde nützen. Man hätte auch Gayl gern beseitigt und erschwerte ihm die Arbeit. Die Sozialdemokratie hatte ihren Mitgliedern die Teilnahme an der Abstimmungspropaganda verboten und schon einen Mann ausgeschlossen, der sich über dies Verbot hinweggesetzt hatte. Die Volksabstimmung sollte auf Wunsch der Reichsregierung erst Ende Juni stattfinden. In den neun Wochen, die uns noch vom Abstimmungstage trennten, konnten diese Antriebe böse Wirkung tun. Ebert hörte mich aufmerksam an und versprach, sich darum zu kümmern. Dann war er es selber, der bedenklich und mit einem Anfluge von Traurigkeit davon sprach, daß jetzt gerade die Männer ausgeschaltet seien, die der Republik über die eigene Partei hinaus Ansehen gegeben hätten.

Aus diesen Meditationen sprang unversehens der Vorschlag heraus, ich solle mich an die Zentrale für Heimatdienst wenden und dort eine Anstellung suchen. Meine nachdrückliche Ablehnung dieses Vorschlages machte unserer Unterhaltung ein Ende.

Als ich zum Gehen aufstand und ihm Lebewohl sagte, erwiderte er: „Wir sind Kameraden wie früher. Auf Wiedersehen!“

Aber es vergingen vier Jahre, bis wir uns wieder sahen. Das geschah im Flur eines Klubhauses, wo wir uns unverhofft begegneten. Da gingen wir mit stillem Gruß aneinander vorüber.

„Nachdem Sie sich endlich frei gemacht haben, ist nun die Stunde für unsere gemeinsame Arbeit gekommen. Die Vorarbeiten sind beendet, der ganze Apparat ist fertig, ein Stab von Mitarbeitern steht bereit, nun ans Werk! Wir alle werden uns freudig Ihrer Führung unterstellen, doch sollen Sie nicht befürchten, daß wir Ihre Kräfte übermäßig in Anspruch nehmen. Ihre Tätigkeit wird sich fast ganz auf Unterschriften beschränken, für alles andere komme ich auf. Über Ihr Salär werden wir mündlich sehr schnell einig werden, Sie werden uns großzügig finden.“

Der Schreiber dieses Briefes war einmal bei mir gewesen und hatte mir von einem Unternehmen berichtet, das alle politischen und sozialen Gebrechen heilen sollte. Ich war aus seinen Plänen nicht klug geworden und hatte ihn, seinen Namen und sein Anliegen wieder vergessen. Nun meldete er sich an und kam und redete eine Stunde und länger davon, daß Deutschland gesund und frei werden müsse und daß dies nur nach seinem klug erdachten Verfahren zu erreichen sei. Worin sein Verfahren bestand, kam in der Unterhaltung nicht recht an den Tag, nur wurde mir soviel deutlich, daß man Güter kaufen und zur Siedlung aufteilen wollte, und daß man vorhatte, Abgaben von städtischen Geschäftsleuten zu erheben, die dafür der nationalgesinnten Bevölkerung empfohlen würden. Mit den Gewinnen aus diesen und ähnlichen Unternehmungen wollte man eine nationale Volksbewegung schaffen. Die Pläne waren fertig, die Mitarbeiter standen

bereit, an schönen Referenzen war kein Mangel. Man brauchte nur noch einen Mann, den man als den ersten herausstellen konnte, einen Mann, der mit seinem Namen für die Güte der Sache bürgte. Selbstverständlich wollte man ihn gut bezahlen, obwohl er nur Unterschriften zu leisten hatte. Aber ich lehnte es ab, dieser Mann zu werden, und mein Besuch ging enttäuscht davon.

„Wir müssen jetzt die soziale Frage lösen, sonst gibt es für Deutschland keine Rettung. Als Kompanieführer an der Westfront habe ich den Arbeiter kennengelernt und weiß, was die soziale Frage bedeutet. Heute habe ich auch den Weg gefunden, auf dem wir sie zu lösen haben. Alle Betriebe jeder Art müssen jährlich fünf Prozent des Reingewinns an ihre Arbeiter ausschütten. Dieses Geld wird ihnen gutgeschrieben und als Geschäftseinlage verzinst. Meinen Sie nicht auch, daß dieser Weg —“

Der Schreiber dieses Briefes scheute nicht die lange Reise von Stuttgart her, um seinen Plan zu verteidigen. Er war ein vortrefflicher Mensch, und es tat mir leid, daß ich mir seinen Plan zur Lösung der sozialen Frage nicht zu eigen machen konnte.

„Ich will Sie nicht überreden“, sagte Hugo Stinnes, „es soll nur ein Angebot sein. Kalkuliert wird bei mir genug, das können Sie sich denken. Die Löhne zu machen wäre also nicht Ihre Sache. Ich denke an andere soziale Aufgaben, wie sie in großen Betrieben gestellt sind. Ich kann mich nicht mit ihnen beschäftigen und verstehe zu wenig davon; aber der Arbeiter müßte wissen: es ist ein Mann für uns da; und es müßte ein Mann sein, der selber einmal da gestanden hat, wo der Arbeiter steht, damit der Arbeiter weiß, daß der andere etwas von seinem Leben kennt. Überlegen Sie sich den Vorschlag und

schreiben Sie mir in vier oder sechs Wochen, ob Sie wollen oder nicht.“

Ich dankte Stinnes, denn es bedurfte keiner Überlegung. Es war sehr freundlich von ihm, sich meiner jetzt zu erinnern, wo ich nichts mehr war.

Ich war wirklich nichts mehr, ich war nur noch Gegenstand; den einen ein Gegenstand der Schmähung, den andern ein Gegenstand des Mitleids und daneben ein Gegenstand zweifelhafter Spekulationen.

Eins war anders, als ich nach meinen Berliner Besuchen geglaubt hatte. Für viele war ich der Mann, der zu Kapp gegangen war, um sein Amt zu retten. Zuerst hatte ich es nicht für möglich gehalten, daß jemand, der mich kannte, zu solchem Urtheil gelangen würde. Dann mußte ich sehen, daß nur wenige meiner Bekannten anders dachten.

Unser Verband versammelte sich in Karlsruhe zu seiner großen Tagung und wollte dort auch über mich Gericht halten. Ich fuhr hin und hoffte, man würde mir die Möglichkeit geben, mich zu verteidigen. Ich hatte einige Urkunden zusammengestellt und an etwa hundert Bekannte geschickt. Aber sie hatten nicht die Beweiskraft, die ich erwartete. Paepfow sagte: „Ich hatte sie nicht nötig, und den andern genügen sie nicht.“ Aber ich hatte nicht mehr. Ich war früher diesem beschwerlich gefallen und hatte jenem im Wege gestanden. Jetzt konnte er's mich entgelten lassen. „Ich habe den Weirat gefragt, ob er dein Erscheinen zulassen und dir das Wort verstaten will“, sagte Paepfow, „aber die Mehrheit war dagegen. Dein ärgster Feind verdankt es nur dir, daß er hier sein kann. Du hast Brandler in Schutz genommen, jetzt mußt du es büßen.“

Vor zehn Jahren hatte es bei uns einen Fall Brandler gegeben, der unsern Bremer Verein tief aufgewühlt hatte.

Dort war ein Mann dieses Namens erschienen und hatte politische Unruhe in den sonst bremisch-ruhigen Verein getragen, hatte Reden im Geiste Rosa Luxemburgs gehalten und war bald der Führer einer wachsenden Gegenströmung geworden, die der Verwaltung das Leben schwer machte und jede Versammlung mit Tumult erfüllte. Dieser Brandler war österreichischer Staatsangehöriger und empfing eines Tages die Ausweisungsverfügung, begab sich darauf zur Polizei, fragte nach den Gründen und erhielt den Bescheid, daß die Behörde durch eine handgeschriebene Postkarte ohne Unterschrift auf seine politische Tätigkeit hingewiesen worden sei. Darauf trat Brandler mit der Behauptung hervor, diese Postkarte sei von einem Mitgliede unserer Bremer Verwaltung geschrieben; er sei also von einem Verbandskameraden der Polizei angezeigt worden. Solchen Vorwurf konnte der Angeschuldigte nicht ruhig hinnehmen, wir mischten uns ein und zwangen ihn, gegen Brandler Klage zu erheben. Das geschah, und es kam zur Gerichtsverhandlung. Die brachte eine große Überraschung: die Schriftsachverständigen, vier an der Zahl, sagten aus, daß nicht der angeschuldigte Mann aus unserer Bremer Verwaltung, sondern Brandler selber der Schreiber jener Postkarte sei. Danach hatte er also selber die Anzeige gegen sich erstattet, um sie einem andern in die Schuhe zu schieben und diesen damit zu stürzen.

Das Gericht verurteilte Brandler zu einer Gefängnisstrafe von etlichen Monaten. Brandler legte Berufung ein, und es kam zu einer neuen Verhandlung, an der ich als Vertreter des Vorstandes zuhörend teilnahm. Wieder sagten vier Schriftsachverständige sehr bestimmt gegen Brandler aus, aber ein fünfter meinte, zu einer von allen Zweifeln freien Überzeugung sei er nicht gekommen; wohl habe auch er den dringen-

den Verdacht, daß Brandler der Schreiber jener Karte sei, aber volle Gewißheit, die er mit seinem Eide decken könne, bestehe für ihn nicht. Da wurde Brandler freigesprochen.

Unser Vorstand wollte ihn trotzdem ausschließen; das verhinderte ich, weil dieser letzte leise Zweifel an seiner Schuld bestand.

Jetzt war Brandler einer der maßgebenden kommunistischen Führer geworden und hatte in Karlsruhe eine starke Gruppe hinter sich, die sich sogleich stürmisch erhob, als verlautete, daß ich mich mit der Absicht trüge, vor dem Verbandstage zu sprechen. Vor diesem Widerstande wichen meine früheren Vorstandskameraden zurück. Ich gab ihnen eine Erklärung, daß ich ruhigere Zeiten abwarten würde, um meine Rechtfertigung zu suchen, und daß meine Mitgliedschaft bis zu diesem Tage ruhen solle, aber sie hatten nicht einmal den Mut, sie zu verlesen, sondern begnügten sich mit der Angabe, ich hätte meinen Austritt angezeigt, womit mein Fall erledigt sei. Ich verließ Karlsruhe und fuhr in meine Heimat.

Brandler war mit diesem Ausgange nicht zufrieden und wollte meinen Ausschluß erreichen. Zu diesem Zweck dichtete er einen Vorgang zusammen, der später im Druck erschien. Dort nahm er sich so aus:

„Es ist der neunzehnte Dezember 1919, ein grauer stürmischer Sonntag. In Königsberg vor dem Hause des Generallandschaftsdirektors Rapp stehen Wagen in langer Reihe. Oben in einem großen Zimmer mit schweren Möbeln sitzen die Häupter der ostpreussischen Monarchisten. Rapp erstattet Bericht über die Putschvorbereitungen. Sie sind noch nicht fertig, aber bis zum Frühjahr wird alles getan sein. Der Erbkaiser hat ein huldvolles Handschreiben gesandt und hält sich bereit. Mancher äußert Zweifel am Gelingen, aber Rapp weiß sie

zu zerstreuen. Den stärksten Trumpf hat er noch nicht ausgespielt. Es ist fünf Uhr, da erhebt sich Rapp zu einer neuen Ansprache. Er sagt: Meine Herren! Jetzt ist die Stunde gekommen, wo Sie die beiden Männer sehen sollen, in deren Hand wir Deutschlands Schicksal legen. Mancher von Ihnen wird überrascht sein, aber ich bitte keine Überraschung zu äußern. Rapp verläßt das Zimmer. Dann öffnet sich die große Mitteltür, und herein treten Schulter an Schulter General Ludendorff und Oberpräsident Winnig, hinter ihnen Rapp. Die Monarchisten erheben sich."

Da mußten den Leuten in Karlsruhe wohl die Augen übergehen, und als Brandler seines Erfolges gewahr wurde, wählte er klug den rechten Zeitpunkt zu seinem Vorstoß. Am letzten Tage der Verbandswoche, am späten Nachmittage, als schon die Unruhe des Ausbruchs die Ordnung gelockert hatte und Kommen und Gehen war, brachte er seinen Antrag ein: ich sei auszuschließen und dürfe nie wieder aufgenommen werden. Es war niemand im Saale, der dagegen sprechen konnte; man wollte Paeplow herbeiholen; aber ehe das noch gelang, wurde schon abgestimmt, und Brandler hatte die Genugthuung, daß er mit hundertsechzig gegen hundert Stimmen über einen Abwesenden siegte. Es ist des Anmerkens wert, daß dies an dem Tage geschah, an dem ich vor fünfundzwanzig Jahren Mitglied geworden war.

Brandler war eine satanische Natur, ein halber Zwerg mit einem Höcker, er beherrschte einige Jahre die kommunistische Partei, schuf sich in ihr aber so viel Feinde, daß er für sein Leben fürchtete und zu seiner Sicherheit nach Moskau ging. Wenn man ihn dort nicht umgebracht hat, mag er heute noch im russischen Asyl leben.

Der Ausschluß aus dem Verbande meines Berufes war

etwas anderes als der Ausschluß aus der Partei. Was mich einmal mit der Partei verbunden hatte, war nicht mehr da, aber der Beruf hatte mir eine Gemeinschaft gegeben, die mir lieb und wert geworden war und zu meinem Leben gehörte. Mit ihr fühlte ich mich auf eine andere Weise verbunden, und es empörte mich, daß eine ins Politische geratene Verbrechernatur imstande gewesen war, sie mir zu nehmen. Nicht ohne Bitterkeit dachte ich an meine Kameraden, die mich in diesem Augenblick verlassen hatten. Sie schrieben mir entschuldigende Briefe; ich zerpflückte sie und streute die Stücke in den Brunnenbach, dessen tanzende Wellen sie zu Tal trugen. Amt und Partei hatte ich mit Freuden fahren lassen, um wieder frei zu sein, aber mit der Gemeinschaft und Kameradschaft des Berufs hatte ich etwas verloren.

In der Brunnenbachsmühle war ich der erste frühe Gast. Unten im Lande war die Kirschblüte schon vorüber, dort blühten jetzt der Apfel und der Flieder in allen Gärten. Hier oben begannen sich erst die Wiesen zu färben, das Heidelbeerkraut grünte auf, aber an den Tannen regte sich noch nichts; nur wenn man ganz scharf hinsah, bemerkte man hin und wieder die kleinen Knötchen, in denen sich der neue Trieb vorbereitete. Das hätte ich wohl wissen können und war doch enttäuscht. Ich war mit der Vorstellung ins Gebirge gegangen, ich würde hier im Grase liegen und in die Tannen sehen, Stunde um Stunde und Tag für Tag, bis ich eines Tages aufstehen würde, um in die Welt zurückzukehren. Wie sich ein wundes Wild in die Dickung flüchtet, um in der Einsamkeit seine Wunde zu heilen oder an ihr zu sterben, so war ich in die Wälder gegangen und hatte mir diese entlegene Unterkunft gesucht.

Es hätte andere Möglichkeiten gegeben. Aus Ostpreußen hatte ich drei Einladungen erhalten, die mich zu anderer Zeit wohl gelockt hätten. Jetzt kam ein Brief des Meinewirtes, in dem er mir schrieb, er sei nun mit den Stecklingen fertig und habe Zeit, auch ginge der Boock bald auf, so daß ich es recht gut bei ihm haben würde und von der Unruhe verschnaufen könne. Aber dort hätte ich fort und fort von den Ereignissen erzählen müssen, die hinter mir lagen, es hätte Gespräche gegeben ohne Unterlaß, und dazu war ich nicht mehr aufgelegt, denn ich hatte so viel davon erzählt, daß es mir schon fast wie ein Hersagen von den Lippen floß, und das war mir zuwider.

Gleich bei der ersten Wanderung traf ich einen Bekannten, der noch zwei Leute bei sich hatte, von denen ich nichts weiter wußte. Dieser Mann war ein Gefährte meines Freundes Birne gewesen, wir hatten uns oft gesehen, einmal Monate lang zusammen gearbeitet und uns gut verstanden; man nannte ihn den Zunder, weil er noch lange sein ererbtes Feuerzeug mit Stahl und Stein und Zunder benutzt hatte, als das Streichholz schon allgemeiner Brauch geworden war. Ich begrüßte ihn, er erkannte mich, ließ aber meinen Gruß unerwidert. Ich wußte nicht, ob er mich erkannt hatte, und sagte: „Zunder, kennst du mich nicht?“ Da sah er mich böse an und erwiderte: „Zunder bin ich bloß für meine Freunde, für dich bin ich es nicht mehr!“ Ich sagte: „Was fällt dir ein, daß du so redest?“ Er wandte sich mir mit harter Wendung zu und schrie: „Geh mir aus den Augen! Du hast uns verraten!“ Ich blieb ihm zur Seite und hielt ihm vor: „Du weißt nicht, was sich zugetragen hat, und magst mich so anschreien?“ Er nickte vor sich hin und sagte: „Ich weiß Bescheid! Es hat alles in der Zeitung gestanden.“ Ich fragte: „Und das glaubst du alles?“ Ja, Zunder glaubte es, und ich konnte nicht hoffen,

seinen Glauben zu erschüttern, wenn ich ihm erzählen würde, wie es gekommen war. Tunder war ein rechtlich denkender und ehrliebender Mensch, und darum ging es mir nach, daß er eine solche Meinung von mir hatte.

Diese Begegnung hatte die Folge, daß ich begann, den Menschen auszuweichen, sobald ich Bekannte unter ihnen vermuten konnte. Alles, was ich getan hatte, hatte ich mit gutem Gewissen getan. Selbst dort, wo ich nach der Eingebung des Augenblicks gehandelt hatte, waren mir kaum jemals hinterher ernsthafte Bedenken gekommen. Jetzt drangen sie auf mich ein und stellten mir die Vergangenheit vor die Augen. Darüber verging Tag um Tag. Was vor meinen leiblichen Augen stand, war wesenlos und stumm, alles Sinnen gehörte den Erlebnissen im Dsten. Mein Bruder Hermann kam zu mir und sollte eine Woche bleiben. Aber er sah und fühlte, wie es um mich bestellt war, und ging bald wieder. „Du mußt allein sein, die Heimat heilt“, sagte er beim Abschied. Ich suchte die heilende Kraft anderswo, ich hatte den Segen der Arbeit erfahren und rang um ihn. Aber er versagte sich mir Woche um Woche. Bis dann endlich der Tag kam, wo ich seiner theilhaftig wurde.

Meine Jugendgeschichte, der ich den Namen ‚Frührot‘ gegeben hatte, war nun halb fertig; die wollte ich abschließen. Vor fünf Jahren hatte ich sie in Schleswig begonnen. Warum ich sie schrieb, wußte ich nicht, und ob sie jemals Leser finden würde, wagte ich nicht zu erwarten. Was ich von ihr fertig hatte, war einmal in wenig ansprechender Gestalt in einem Parteiverlage erschienen. Nun sollte sie fertig werden. An manchem Tage hatte ich die Arbeit versucht und war jedesmal wieder davongegangen und hatte mir schon gesagt, ich würde nie etwas zu Ende bringen, es würde mir nie das

Glück zuteil werden, etwas zu vollenden und mich seiner zu freuen. Aber dann kam der Tag, an dem ich morgens aus andern Augen sah. Der Brunnenbach hüpfte mit klaren Wellen durch den hellen Wiesengrund, in dem es nun schon gelb und weiß blühte, und die Sonne sandte ihre Lichter in das dunkle Lannengehölz, und die Finken schlugen in den erwachenden Ebereschen. Das machte mir Mut zu einem neuen Versuch, und nun gelang es, und es wurde ein schönes Arbeiten, von dem ich nur auffah, um des Wandels inne zu werden.

Bis zu diesem Tage hatte ich an Dora Umborn nur kurze Mitteilungen gesandt, so wie sie auf einer halben Kartenseite Raum fanden. Jetzt schrieb ich ihr den ersten Brief, der ihr die Landschaft schilderte, die ich von meinem Arbeitsplatze sah, und als darauf eine Antwort einlief, die mehr zu wissen wünschte und nach dem Befinden und Treiben des Briefschreibers fragte, konnte ich ihr eine Handvoll Schreibwerk schicken, die glaubwürdiger als wörtliche Versicherungen bezugte, daß die Erstarrung gewichen war.

In dieser Verfassung traf mich Lübbring, der eines Tages erschien, um sich eines Auftrages zu entledigen. Der Parteivorstand wolle mir eine Brücke zur Rückkehr bauen, doch müsse ich mich den Bedingungen fügen, die er mir auferlege. Die Untersuchung im Disziplinarverfahren lasse meine Haltung in einem besseren Lichte erscheinen, so daß der Parteivorstand glaube, die Aufhebung meines Ausschlusses empfehlen zu können, wenn ich verspräche, mich in den nächsten zwei Jahren jeder politischen Tätigkeit zu enthalten, und wenn ich meinen Aufsatz in der 'Glocke' mit der Bemerkung über die Juden, meine Rede in der Fraktion vor der Ratifizierung des Versailler Vertrages' und meine Rede vom Dezember gegen Scheidemann schriftlich als Verirrungen bezeichnete.

Lübbring erzählte mir einen ganzen langen Abend von seinen Bemühungen. Mein Fall habe die Gemüther sehr aufgeregt. Der linke Flügel der Partei sei froh, daß man mich los sei, im übrigen aber bedaure man es und wünsche meine Rückkehr. Er brachte einige Grüße und von Legien den Rat, mich dem einstweiligen Schweigegebot zu fügen, den Widerruf aber abzulehnen.

Ich fühlte die Versuchung, die in diesem Angebot lag. Hier lockten Frieden und Versöhnung und in weiterer Folge Rückkehr in ein Amt und zu einer Aufgabe. Das lag vor mir, und ich brauchte nur Ja zu sagen und war dann von der Achtung erlöst. Das war eine schöne Aussicht, und ich gab mich ihr gern hin und schlief mit ihr ein. Als aber Lübbring am folgenden Morgen meinen Entschluß hören wollte, vertröstete ich ihn bis zur Stunde seiner Abfahrt, und als die gegen Mittag gekommen war und der kleine Einspanner fahrbereit vor der Thür stand, sagte ich: „Es bleibt so, wie es ist!“ Er brauste auf: „Eine ganze Woche hat mich diese Sache gekostet! Drei Tage bin ich in Berlin gewesen und habe an zwanzig Stellen für dich gebettelt: soll das alles umsonst gewesen sein?“ Aber das Wort war nun gesprochen. Ich wußte nicht, wie ich es rechtfertigen sollte, aber ich fühlte, daß ich es einmal rechtfertigen mußte.

Ich ging wieder an die Arbeit. Einige Male mußte ich sie noch unterbrechen, wenn es Besuch gab. Ein Maurerkamerad kam und sagte: „Du wirst jetzt denken, es gäbe nur Undank in der Welt. Das darfst du aber nicht denken. Ich wollte dir einen Brief schreiben. Da ich aber erfuhr, wo du dich aufhieltest, bin ich nun hergekommen.“ Einer der gemäßregelten ostpreussischen Landräte kam mit seiner Frau. Er lag mit seinen Fähigkeiten brach, mir ein stiller Vorwurf. „Gerade darum

sind wir gekommen“, sagte die Frau; „Sie dürfen sich um uns keine Sorgen machen“.

Ein ostpreussischer Pfarrer schickte mir seinen Sohn, der in Sachsen Oberlehrer war und sich der Sozialdemokratie angeschlossen hatte. Der alte Herr, ein Landpfarrer bester Art, von seiner Gemeinde geliebt und geehrt, der auch dem Zusammenbruch aufrecht standgehalten hatte, war schon in Königsberg ratsuchend bei mir gewesen. Jetzt hatte er seinem Sohne einen Brief vorausgeschickt, in dem er mich bat, jenen zum Wiederaustritt aus der Partei zu veranlassen. Aber der junge Mann hatte nichts von der vornehmen Art seines Vaters geerbt; schon als er sich bei mir meldete, floß ihm eine spöttische Bemerkung über seinen Vater von den Lippen, und als ich ihn fragte, was ihn zum Eintritt in die Partei bewogen habe, zuckte er die Schultern und meinte, irgendwo müsse man heute Anschluß nehmen. Er ließ sich herbei, mir seinen Werdegang zu erzählen; der hatte mit dem Jung-Deutschlandbund begonnen und über den Wehrverein und den Alldeutschen Verband zur Vaterlandspartei geführt. Über all dies sprach er mit unverhohlener Mißachtung. Da er merkte, wie ich darüber dachte, sagte er, man könne seine Entwicklung mit meiner vergleichen. Ich war von dieser Bemerkung betroffen, sie schien mir eine Unverschämtheit zu enthalten. „Ja, es ist der gleiche Weg, nur umgekehrt“; sagte er. Jetzt sah ich, worin die Unverschämtheit oder der Irrtum des jungen Mannes lag und sagte, der Unterschied bestehe nicht nur in der Richtung unserer Wege, es sei noch ein anderer da. „Und der wäre?“ fragte er selbstbewußt. Ich sagte: „Ich habe immer die kämpfende Seite gesucht, Sie die herrschende“. Das brachte meinen Besucher aus dem Gleichgewicht. „Soll das heißen, ich sei immer der Macht nachgelaufen, um ihre Vorteile zu haben?“ rief er.

Ich erwiderte ihm, über seine Beweggründe müsse er sich selber Rechenschaft geben.

Er verließ mich, und ich sah ihn nicht wieder; doch schrieb mir der Pfarrer später, die Unterhaltung habe jetzt ihre Früchte getragen, sein Sohn sei versetzt worden und habe diesen Umstand benutzt, um seinen übereilten Schritt zu berichtigen.

Am Pfingstsonnabend, als das Fest im Regen zu ertrinken drohte, fiel ein Schoort Lerchen in die Waldmühle ein. Lerchen — so nannten sich diese Lehrerinnen, die sich mit Dora Amborn zu einem Pfingstflug vereinigt hatten. Der Name konnte gelten, denn es war eine frohgemute Schar, die sich auch durch den Regen nicht beirren ließ, der bis zum späten Abend niederging. In der Frühe des Pfingstmorgens lag eine himmlische Bläue über dem Gebirge, so daß ich in den Wald ging und eine Last junger Birken holte, um die Türen der Lerchen damit zu schmücken, wie es gern geübter Brauch der Harzleute fordert.

Das wurden drei fröhliche Tage, an denen ich die Lerchen tüchtig steigen ließ, und sie dankten es nach Lerchenbrauch mit bunten Liedern. Darin freilich hatte ich geirrt, daß ich geglaubt hatte, es würde sich mit ihnen ganz unpolitisch leben lassen. Sie waren eine arg politische Gesellschaft und redeten mit tausend Zungen von der neuen Zeit, die der Persönlichkeitskultur gehören müsse und wo es darauf ankomme, alle schlummernden Kräfte zu wecken, wozu es neuer Erziehungsweisen bedürfe, wie man sie jetzt in den Großstädten erprobe. Was bahne sich da alles an! Es sei ein reines Entzücken, so einer Stunde des Selbstunterrichts der Kinder zuzuhören, wie sie sich aus holdem Unsinn zur Wahrheit durchplapperten. Da fliege der Schulstaub davon, und man sehe wieder den Menschen, und das sei gut.

Solche Lobgesänge beherrschten jedoch nicht ganz die Unterhaltung, sondern mußten sich etlichen Widerspruch gefallen lassen. Dora Amborn tröpfelte milde Vorbehalte und Zweifel in die schäumende Begeisterung und wollte, daß man der alten Schule Gerechtigkeit widerfahren lasse, zumal doch die Haltung der Jugend im Kriege ergeben habe, daß ihre Erziehung nicht so schlecht gewesen sei, wie man es jetzt hinstelle. Streitbarer war ihre Freundin Anna Stolberg, die eine Oberlerche war, klein und zierlich von Gestalt, aber eine Kämpfernatur, fest im Ja und Nein und von einer nationalen Leidenschaft erfüllt, die nur durch ihre überlegene Bildung gezügelt wurde. Mit beiden zur Seite konnte ich den Sturm aushalten, der über mich hereinbrach, als man von den bevorstehenden Reichstagswahlen sprach und ich die Voraussage wagte, am sechsten Juni werde die Sozialdemokratie ein Drittel ihrer Wähler nach links abgeben, die demokratische Partei halbiert werden und die Rechte sich verdoppeln. Dies Horoskop, das ich den Wahlen im roten 'Tag' gestellt hatte, war in der Lerchenschar wohlbekannt, und nun stießen sie fast krähenartig nach mir, so daß ich des Schutzes bedurfte.

Zwischen Männern hätte eine solche Unterhaltung nicht ohne Verstimmungen enden können. Hier aber konnte dergleichen nicht aufkommen, weil die Forderungen des sachlichen Ernstes irgendwie unerfüllt blieben.

Mit wirklicher Trauer brachte ich die Lerchenschar nach drei Tagen auf den Weg und sah mit der Wehmut des Verlassenen dem Zuge nach, der sie entführte: Es waren so helle Tage gewesen, nun bedrohte mich wieder das Dunkel, dem ich mich schon entronnen gewähnt hatte.

Die Arbeit stockte. Deutlich stand vor mir, was ich zu erzählen hatte, aber es widerstrebte der Form. Die täglichen

Wege wurden länger und länger, und jeder Tag vergrößerte den Abstand zur Arbeit. Es half nichts mehr, ich mußte sie weglegen und bessere Tage abwarten.

Meine Gedanken gingen wieder nach dem Osten. Dort schien etwas in Fluß zu kommen. Die Sowjets ließen ihre Truppen gegen Polen marschieren. Was konnte daraus werden?

Ich war nichts mehr, und es war darum ganz unbegründet, daß ich daran dachte, nach Ostpreußen zurückzukehren. Aber als ich einen Brief der Studentenschaft der Albertina erhielt, in dem sie mich bat, zu ihrer Johannisfeier auf dem Galtgarben die Feuerrede zu halten, packte ich meine Sachen und fuhr.

Am Tage nach meiner Ankunft in Königsberg ging ich zu Mittag in das Blutgericht. Ich war dort nur selten gewesen und ging unsicher durch die schwacherhellten Kellerräume und sah nach einem freien Tische aus. Da erhob sich rechts von mir eine Tischrunde und eine tiefe Stimme aus ihr rief: „Achtung für Winnig!“ Als ich mich umsah, erkannte ich einen der Brüder Skowronnek, ich weiß nicht, ob Fritz oder Richard. Während ich ihn begrüßte, erhoben sich die Leute an den übrigen Tischen und ließen mich hochleben. Dergleichen war mir noch nicht widerfahren, und ich wußte nicht, wie ich mich verhalten sollte.

Ein anderer ostpreußischer Poet, der alte Robert Johannes, half mir aus der Verlegenheit und holte mich an seinen Tisch.

Solche Zeugnisse einer unvermuteten Anhänglichkeit sollten sich noch mehr ergeben. Der Frieden in der Landwirtschaft war fraglich geworden. Die von mir im Jahre zuvor geschaffene Arbeitsgemeinschaft war durch verschiedene Streitfälle, in denen beide Parteien mit Hartnäckigkeit gegeneinander hoch-

ten, am toten Punkt angelangt und bestand nur noch dem Namen nach. Nun kamen beide Parteien zu mir und wünschten, daß ich sie zur Einigkeit zurückführe. Ich tat es gern und hatte keine große Mühe dabei, weil die Männer, sobald sie an meinem Tisch saßen, sich des Geistes erinnerten, in dem sie einst ihre Gemeinschaft gegründet hatten, und sich ihr wieder gutwillig fügten.

Ein sehr ernster Streit hatte sich im Maschinenbau ergeben. Die Arbeiter in den zwei Großbetrieben Königsbergs waren schon seit Wochen ausständig. Ich bewohnte noch zwei Zimmer im Oberpräsidium. Eines Mittags erschien eine Abordnung der Streikenden bei mir und bat mich um Einigungshilfe. Draußen waren die Streikenden aufmarschiert und füllten die Straßen des Trageheims. Wir gingen hinunter und wurden sogleich umringt, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Einer aus der Menge, ein radikaler Mensch, den ich am dritten März im Jahre zuvor hatte festnehmen lassen, trat auf mich zu und sagte: „Sie sehen, was hier los ist. Wären Sie hier geblieben, es wäre nie zu diesem Streik gekommen!“ Ich fragte: „Dann hättet Ihr wohl nicht gewagt?“ „So nicht“, sagte der Mann, „aber Sie hätten die Direktoren ‚rumgekriegt!‘“ In diesem Falle konnte ich nicht helfen, da der Regierungspräsident, den ich aus diesem Anlaß aufsuchte, von Amts wegen Einigungsverhandlungen führen ließ. Dagegen konnte ich einen langwierigen Streit zwischen den Ärzten und den Krankenkassen, mit dem die Parteien zu mir kamen, auf ordentliche Art beenden.

Während dieser Tage blickte Ostpreußen, zwischen Hoffnung und Sorge schwankend, über seine Grenzen nach Osten und Süden, wo das neue Polen um sein Leben kämpfte. Ich konnte vom Wehrkreiskommando jeden Tag hören, was sich

in diesem Kriege ereignete. Die Rote Armee rückte über alle Erwartungen schnell vor. Auf ihrem rechten Flügel hatte sie zusammengezogen, was sie an Reiterei besaß; es waren etwa vier Divisionen, die mit ungeheurem Schwung vorstürmten, hart an unserer Grenze entlang und so auf ihrer rechten Flanke gedeckt. Der russische Kriegsplan war zum Greifen klar: die im Weichselbogen mit Warschau in der Mitte kämpfende polnische Armee sollte von den Reitermassen im Rücken gepackt, am Ausweichen verhindert und im Zusammenwirken mit der Hauptmacht vernichtet werden. Über alle Widerstände segte der Reitersturm hinweg. Wer sollte ihn aufhalten? Polen schien verloren.

Aber dann wurde man eines Tages an den Russen irre. Daß sie bis Soldau ritten und diese Stadt besetzten, war richtig, denn damit bemächtigten sie sich einer wichtigen Verbindung. Aber daß sie jetzt nicht links einschwenkten, sondern zwei oder gar drei Tage in Soldau verhielten, großartige Aufrufe an die Bevölkerung erließen und sich benahmen, als hätten sie viel Zeit, das war nicht zu verstehen.

Diese zwei oder drei Tage Aufenthalt in Soldau retteten Polen. Gewiß machte nur die tapfere Ausdauer seines schwerbedrängten Heeres vor Warschau die Rettung möglich. Aber diese Tapferkeit wäre vergeblich gewesen, wenn die roten Reitermassen rechtzeitig auf Warschau eingeschwenkt und im Rücken der polnischen Streitmacht erschienen wären. An der hart kämpfenden Front mag es sich dabei um Stunden gehandelt haben.

Die Sowjets hatten ihren Krieg verloren, und ihre stolzen Reiter suchten ihre Rettung in einer wilden Flucht, auf der viele umkamen; ein ermatteter Rest von dreitausend suchte in Ostpreußen Zuflucht.

Fast um die gleiche Zeit ging man in Masuren zur Volksabstimmung. Hunderttausend oder mehr kamen aus der Fremde dazu. Wo sie den Fuß auf die Heimat Erde setzten, begrüßte sie jubelnder Willkomm.

Achtundneunzig von je hundert Stimmen entschieden sich für Deutschland.

Das ganze Land Ostpreußen rauschte in Freude auf, als es diesen Sieg sah. Man hatte nie am Siege gezweifelt, aber keiner hatte ihn in solcher Größe zu erhoffen gewagt.

Später kamen auch Minister Preußens und des Reichs nach Ostpreußen, um das Ereignis zu feiern und um der Bevölkerung, dem verdienten Abstimmungskommissar Herrn von Gayl und meinem Amtsnachfolger zu danken.

Auf dem Galtgarben versammelten sich gegen dreitausend Menschen. Die kleine Samlandbahn hatte es nicht leicht, sie hinzuschaffen, und ein Teil der Jugend hatte es darum vorgezogen, sich bald nach Mittag auf den Weg zu machen und das Ziel im Fußmarsch zu erreichen. Man ist überrascht, wenn man in der Ebene des Landes diese Hügel erblickt. Ich hatte nichts von ihnen gewußt und sie einmal im Winter auf einer Fahrt entdeckt, als der Fahrer sich verirrt hatte. Da war ich hinaufgestiegen und hatte Umschau gehalten, verwundert über die kleine Bergwelt, die mir so lange unbekannt geblieben war.

Es muß sich dort mehr zugetragen haben, als wir wissen und jemals erfahren werden. Ich denke, daß sie eine Kultstätte der pruzzischen Vorbevölkerung gewesen ist. Ihre höchste Erhebung hat einen ansehnlich breiten Rücken, auf dem viel Volk Raum findet. Als das Land unterworfen war, erbaute man hier oben eine Kirche. So wurde aus dem alten Heiligtum ein neues. Die Kirche, in der mancher Bischof des Sam-

landes gepredigt haben mag, ist längst verfallen, doch lassen manns hohe Mauerreste noch ihren Umfang erkennen. Nach den Befreiungskriegen schuf man hier eine Stätte der Erinnerung an die Gefallenen. So ist der Ort wohl dazu angetan, den Zugang zu tieferen Lebensmächten zu vermitteln. Das war es, was diese Jugend suchte. Stilles Wünschen begleitete ihren Alltag, hier aber schuf sie sich eine Feier, die ihr das Recht geben sollte, laut werden zu lassen, was sie in ihrem Herzen bewegte. Ich wußte mich eins mit ihr und suchte es auszusprechen. Der hohe Sommer umgab uns. Das Geheimnis des Lebens stand vor unsern Augen. Es wuchs und wogte auf den Feldern und brauste in den Wipfeln. Wir können das Geheimnis nicht lösen, wir stehen mitten in ihm und tragen es in unserm Blut. Wir wissen nicht, was das Leben ist, und wissen nicht, warum das Leben ist; wir können es nur liebend umarmen und uns in Ehrfurcht beugen vor der Macht, die in ihm wirkt und sich in ihm offenbart. Wir können ihr Namen geben, können ihr Dome und Altäre bauen, und werden ihr doch nie näher kommen. Nie wird unser Verstand sie erfassen. Die nächste Nähe erreichen wir nur in jenen seltenen Stunden, wo ihre Größe uns überwältigt, unser Wille ihr dienstbar wird, daß es höchstes Glück ist, sich ihr hinzugeben.

Der große Reissighausen brannte in hellen Flammen, der Gedenkstein der gefallenen Krieger fing ihr Licht auf, und durch die dunklen Kronen der alten Galtgarbenbäume ging der Abendwind und nahm das Lied mit, das von uns Menschen zum Himmel emporstieg, das Freiheitslied des ostpreussischen Sängers, der aus der gleichen Not gesungen hatte, die jetzt wieder unsere Not geworden war.

Gegen Mitternacht fuhren wir zurück. Hätten uns die Uhren nicht bewiesen, daß es Mitternacht war, wir hätten es

nicht geglaubt. Ich zog die kleine Festschrift hervor, die man zu diesem Tag herausgebracht hatte, und konnte sie ohne Mühe lesen, reichte sie meinen Begleitern, und auch sie lasen. Ich zog die Uhr; es war zwanzig Minuten nach Zwölf. So hell war diese Johannisnacht im Samlande.

Der bleibende Ertrag dieses Tages waren einige Bekanntschaften, die sich in der folgenden Zeit zu Freundschaften verdichteten. Ihnen war es zuzuschreiben, daß ich mich der Jagd zu widmen begann. Ich erhielt freie Büchse in einem guten Revier und ließ mich von einem alten erfahrenen Förster im Waidwerk unterweisen. Zur Begleitung erstand ich mir eine Dackelhündin, die bei mir heranwuchs und den Namen Trolla erhielt. Wir hingen sehr aneinander und waren jedesmal betrübt, wenn wir uns trennen mußten. Ich verbrachte die meiste Zeit still am Schreibtisch. Trolla lag abseits und übte sich in der Geduld des Zuschauens. Hin und wieder ließ sie einen halblauten Bell hören; dann ging ich zu ihr oder rief sie heran und beschäftigte mich einen Augenblick mit ihr. Dreimal mußte sie den Vormittag auf diese Weise unterbrechen. Sie war ein edles Geschöpf mit ausgeprägtem Ehrgefühl; hatte sie eine Zurechtweisung erhalten, so nahm sie den ganzen Tag kein Futter. Da sie ein Dackel war, hatte sie ihre kleinen Listen, die sie anwandte, um ihren Neigungen Genüge zu tun. Sie begleitete mich gern, doch wurden ihr, da sie noch sehr jung war, meine Wege oft zu weit, so daß sie sich hinsetzte und Klagetöne hören ließ. Das Tragen war mir zu lästig, und ich ließ sie zu Hause. Da war sie dann eines Tages, als sie merkte, daß ich mich zum Gehen rüstete, vor mir davongeschlichen und erwartete mich an einer Straßenecke. Ich brachte sie zurück und achtete in Zukunft darauf, daß sie sich nicht wieder heimlich davonmachte. Dann ereignete es sich aber, daß ich

sie, weit vom Hause entfernt, am Oberteich wartend fand. Sie wußte, daß ich diesen Weg ging, und war so weit vorausgelaufen, daß ich sie nicht mehr zurückbringen mochte, sondern bei mir behielt. Waren ihr dergleichen Listen gelungen, so äußerte sich ihre Freude in Bewegungen, die sich deutlich von andern Rundgebungen der Freude unterschieden. Der Jagd war sie allzu leidenschaftlich zugetan, als daß sie mir viel hätte nützen können; fand sie eine frische Fährte, so schoß sie fort und kam gewöhnlich erst nach Stunden abgehetzt zurück. Ich habe manchen Pirschgang nur ihretwegen unternommen. Sie kam durch einen schlechten Menschen ums Leben und ist mir immer unerseßbar geblieben.

Anfang Oktober erschien das erste Heft einer Wochenschrift. Sie nannte sich ‚Morgen‘ und führte eine aufgehende Sonne im Schilde. Ihr Papier war schlecht, ihr Druck war klein und hinter ihr stand nur ein einziger Mensch. Ich wußte wohl, daß man zu solchem Beginnen Mitarbeiter braucht und hatte mich darum bemüht, auch etliche Zusagen erhalten, doch sollte davon wenig in Erfüllung gehen. Lensch, den zu gewinnen ich eigens nach Berlin gefahren war, hatte wieder nach der Idee gefragt. Ich war nicht ohne Zuvertrauen, wagte aber nicht, meinen Bestand an Meinungen und Absichten als eine Idee auszugeben, und konnte nur von der Hoffnung sprechen, daß aus ihnen eine Idee kommen werde. Lensch veröffentlichte seine Aufsätze jetzt im roten ‚Tag‘ und hatte außerdem ein Angebot der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘. Was bedeutete dagegen eine ostpreussische Wochenschrift? Oswald Spengler, dessen Schrift ‚Preußentum und Sozialismus‘ eben eine große Wirkung gehabt hatte, antwortete, er habe noch keine Einladung zur Mitarbeit so freudig begrüßt wie diese und

wolle mir die Bürstenabzüge vom zweiten Bande seines Hauptwerkes zum Vorabdruck schicken. Das unterblieb, doch weiß ich nicht mehr aus welchem Grunde. Nur Herr v. Batocki schenkte mir für das erste Heft einen Aufsatz über die ostpreussische Wirtschaft.

Was ich in diesem ‚Morgen‘ sagte, klingt heute überständig, damals aber war es neu, und wenn es schon jemand vor mir gesagt hatte, so hatte ich es neu erfahren und erarbeitet.

Vom Namen der Zeitschrift sagte ich, er solle eine Hoffnung sein: „Es hat in den zweitausend Jahren, die wir überblicken können, niemals eine Zeit gegeben, in der Deutschland seiner politischen Macht in einem solchen Umfange entkleidet gewesen wäre, in der es härter unter fremdem Willen gelitten hätte, in der es sich schimpflichere Demütigungen hätte gefallen lassen müssen als heute. Deutsche müssen in deutschen Städten vor fremden Soldaten den Hut ziehen. Der deutsche Reichstag muß auf fremdes Verlangen Gesetze beschließen und aufheben. Farbige Sklaven der Feinde dürfen ungestraft in Deutschland deutsche Frauen anfallen. Der Ertrag unserer Arbeit gehört zuerst dem Feinde. Unsere Steuern dienen zuerst der Befriedigung fremder Ansprüche. Wir müssen jedem Willen der Feinde gehorchen. Eine Weigerung — und die Neger Frankreichs marschieren ins Ruhrgebiet, um diese unsere letzte Lebensader abzudrosseln. Das ist das Heute. Es gilt zu schaffen, daß es ein besseres Morgen gibt, daß ein Tag kommt, an dem wir die Fesseln sprengen und befreit aufatmen können.“ —

„Wir können das Ungemach von außen nicht wenden, wenn wir der inneren Verderbnis nicht ein Ende machen. Wir werden nicht eher wieder eine freie Nation sein, ehe wir uns nicht als eine Nation fühlen. Vieles ist heute not: arbeiten, Steuern

zahlen und vieles andere; bei alledem aber zu jeder Zeit, zu jeder Stunde des Tages der Gedanke, daß wir alle, wer wir auch sein mögen, als Bürger dieses Landes zu einer Schicksalsgemeinschaft auf Gedeih und Verderb verbunden sind. . . So will diese Zeitschrift vor allem der Verständigung und dem Ausgleich der inneren Gegensätze im Namen der heiligen Gemeinschaft des deutschen Unglücks dienen. — Sie erhebt nicht den Anspruch, in einem überlieferten Parteisinne sozialistisch zu sein, doch wird sie, soweit meine eigene Arbeit reicht, von einer sozialistischen Grundgesinnung ausgehen, die sich für das Gebiet der Politik mit der Feststellung kennzeichnen läßt, daß ich am 4. August 1914 nicht umzulernen brauchte und im November 1918 nicht umlernen konnte.“ —

„So wende ich mich besonders an den Arbeiter. Wenn ich schreibe, sitzt mir in meinen Gedanken ein Leser gegenüber. Schreibe ich am ‚Morgen‘, so sitzt ein Arbeiter vor mir, ein Arbeiter jener Art, die man heute fast ausgestorben glaubt, die aber noch tausendfach und abertausendfach in Deutschland lebt: ein Mann, dem seine Bewegung eine ernste Lebensfrage ist, der in ihr seine Erfahrungen gesammelt hat, den Lauf der Welt mit Urteil und Besinnung betrachtet und im Wirbel der Gegenwart nicht vergessen hat, daß auch er und seine Klasse Teile eines höheren Ganzen sind — ein Arbeiter, der mehr als ein Staubkörnchen in einer Windwehe sein will, der sich als sittliche Persönlichkeit fühlt und von der Verantwortung weiß, die jeder einzelne von uns für das Schicksal der Nation trägt . . .

„Ich wende mich an den Proletarier, der über sein Proletariat hinaus will; der im August 1914 gelobte: wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich! Diesem Arbeiter will ich sagen: die Stunde der Ge-

fahr ist noch nicht vorüber! Aus der Gefahr ist ein Unglück geworden, größer als unsere Phantasie es ahnte. Wenn uns die Gefahr zum Zusammenhalten zwang, wieviel mehr muß es jetzt die große Not tun?“ —

„Dieser Arbeiter, heute von den Schreibern in den Hintergrund gedrängt und zum Schweigen gezwungen, wird die große Macht von morgen sein . . . Es ist eine Zeitkrankheit, die starke Betonung des nationalen Bewußtseins als kulturfeindlich anzusehen und hinter ihr rückschrittliche, volksfeindliche Absichten zu vermuten. Ich füge hinzu, daß dies eine deutsche Zeitkrankheit ist. Das nationale Bewußtsein kann nie kulturfeindlich sein. Alle Kultur wurzelt in der Sittengemeinschaft, die jedes Volk für sich darstellt. Es gibt eine Weltzivilisation, aber keine Weltkultur. Alle Kultur ist auf dem Boden einer Volksgemeinschaft erwachsen und von diesem Boden nicht zu trennen, sie ist zu vernichten, aber nicht zu übertragen. Straßenbahnen und Kinos, Grandhotels und Tennisplätze, Parlamentarismus und Journalismus, Ballroben, Seiltänzer und Schiebergeschäfte sind Zivilisation und darum übertragbar und internationale Erscheinungen. Der Bauernwagen und das große Drama, die Familienwohnung und die Kinderspiele, die Landesverwaltung und das Buch, die Volkstrachten und Volksfeste, die Schule und die gute Sitte sind Kultur, Schöpfungen des volklichen Eigengeistes, und in ihrer Art nicht übertragbar; sie sind vielleicht nachzuahmen, aber nicht nachzuschaffen. Sie sind ebensowenig übertragbar, wie die Ströme und Seen und Berge aus einem Lande ins andere zu übertragen sind. Sie sind ebensowenig nachzuschaffen, wie wir Moskau oder Paris, oder andere Völker Danzig oder Nürnberg nachschaffen könnten. Die Kultur ist national bedingt, und ein starker Nationalgeist ist weit davon entfernt,

die Kultur zu gefährden, er ist vielmehr ihr einziger Mutterboden. Man streiche die Nationen aus der Welt und man hat die Kultur beseitigt . . .

„Für einen Fehler im amtlichen neudeutschen Denken halte ich die Auffassung, daß wir mit dem Hinweis auf das verletzte Recht eine Revision des Friedens erreichen könnten. Wenn wir nichts weiter gegen ihn ins Feld führen können als unser gekränktes Rechtsgefühl, so wird er ein sehr langlebiges Wesen sein. Auf wie schwachen Füßen steht dieser Glaube an das Recht selbst bei denen, die ihn bekennen! Wie oft ist mir, wenn ich, nicht erst seit heute und gestern, der sozialen Verständigung das Wort redete, entgegengehalten worden, daß hier nur durch Kampf, durch Sieg oder Niederlage die Entscheidung fallen könne! Aber die gleichen Menschen, die eine Verständigung unter Volksgenossen für Unsinn erklären, glauben an die Möglichkeit einer Verständigung über die ungleich größeren Streitfragen in der Außenpolitik. Im Streit der Parteien und Klassen nur Kampf bis zum Weißbluten — im Streit der Völker schmiegsamer Verständigungswille: das ist die geistige Krankheit des republikanischen Neudeutschen!..“

„Ich wende die Fahne und sage: wir müssen dem inneren Frieden allerseits die größten Opfer bringen, um im Frieden jene Kraft anzusammeln, ohne die wir eine befriedigende Lösung der außenpolitischen Fragen nicht erreichen können . . .“

„Zwischen Otto Hue und Hugo Stinnes gibt es heute mehr Gemeinsamkeiten als zwischen Scheidemann und Leon Blum. Der deutsche Landarbeiter und der deutsche Großgrundbesitzer, der deutsche Sozialist und der deutsche Konservative stehen sich heute näher, als der deutsche und französische Bergarbeiter, oder der deutsche und englische Kattunfabrikant . . .“

„Es handelt sich darum, die Begriffe Deutschtum und

Volksgeltung miteinander zu verschmelzen. Das ist bisher nicht gelungen, — auch nicht in der Weimarer Verfassung. Was wir deutsche Demokratie nennen, ist ein aus dem Auslande hergeholtes System, das bei uns ebenso kümmerliche Früchte tragen wird, wie etwa Drangen- und Palmenhaine in ostpreussischen Gärten . . .“

„Hier sei vor den Begriffen fortschrittlich und reaktionär gewarnt. Beide beziehen sich auf ein von uns angenommenes Ziel der Entwicklung. Was uns nach unserer Meinung diesem angenommenen Ziele näherbringt, heißt uns fortschrittlich, was uns davon entfernt, reaktionär. Nun aber erhebt sich die Frage: Was ist das Ziel unserer politischen Entwicklung und in welcher Linie verläuft der Weg zu ihm? Diese Fragen unterstehen sich nur Parteisekretäre, Fortbildungsschüler und Studenten der jüngeren Semester zu beantworten. Wer ihres Mutes ermangelt, kann höchstens sagen, daß die Ausschaltung der Volksmasse bei der Führung des öffentlichen Wesens vielleicht hier und da vorübergehend, aber nicht mehr auf die Dauer möglich ist, und daß für alle absehbare Zukunft der Geist der Masse einen ausschlaggebenden Einfluß auf das Schicksal des Staates ausüben wird. Ob das in den übernommenen Formen der weststaatlichen Parlamentsdemokratie geschehen wird, ist heute fraglicher als je . . .“

„Diese Zeitschrift will mit den Kräften, über die sie verfügt, an der Klärung der heute noch dunklen Fragen arbeiten . . . Da mag es denn wohl sein, daß wir zuweilen zu Lösungen gelangen, die von denen der Parteien weitab liegen, und daß unsere schwache Stimme gegen den Chorus der Parteimeinungen nicht aufkommt. Dann müssen wir uns damit begnügen, das Gute gewollt zu haben, wie wir uns wohl überhaupt damit abzufinden haben, keine schmetternde Trompete

zu blasen, deren Schall Millionen aufmerken läßt, sondern nur eine einfache Menschenstimme zu sein, die so vielen, die gerade zuhören wollen, das sagt, was bedachtsame Einsicht und bedingungslose Liebe zu Volk und Vaterland zu sagen haben . . .“

„Wenn sich aber unser Wünschen erfüllt, wenn es Hunderte, wenn es Tausende werden sollten, die sich um diese Zeitschrift sammeln, und diese dann mehr tun wollen, als einzeln still für sich ihren guten Gedanken zu leben, — nun dann möge dieser Morgen' das Fähnlein werden, das die zersprengten Garden des gesunden Menschenverstandes wieder sammelt, ordnet und ins Treffen führt!“

Kensch, den ich noch einmal um seine Mitarbeit gebeten hatte, schrieb mir zu diesem ersten Heft: „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche! Sie irren sich grundsätzlich über den Charakter unserer Zeit, wenn Sie glauben, die gegenwärtige Parteiherrschaft sprengen zu können, insbesondere wird der Prolet nicht daran denken, es zu tun. Die Leute haben jetzt Blut geleckt. Für den Funktionär gibt es jetzt Minister- und Landratsposten, und für die Masse Sozialpolitik, was die Riemen halten. Da ist also nichts zu machen. Sie müssen jetzt einsehen, was Sie früher nie glauben wollten, nämlich, daß Sie eine Ausnahme sind. Natürlich wird dies System einmal in die Grube fahren, und man wird dann auf seinem Grabe herumtrampeln. Ob es zwanzig oder vierzig Jahre leben wird, das wird von der Behemenz abhängen, die es entwickelt. Je ungehemmter es sich ausleben kann, um so eher ist es am Ende. Zwei Dinge werden in den nächsten fünfzig Jahren nicht möglich sein — die Monarchie und der Sozialismus. Dafür werden wir einen Kapitalismus erleben, daß uns die Augen übergehen; denn es gibt keine Regierungsform, aus

der der Kapitalismus mehr herausholen kann, als aus dem parlamentarischen System. Diese Fakten müssen Sie erst einmal zur Kenntnis nehmen. Wenn Sie sagen: Morgen, so sage ich: Mitternacht. Das ist grausam, aber es ist die Wirklichkeit.“

Ich brauchte drei Wochen, ehe ich darauf antworten konnte. Meine Antwort fiel ziemlich matt aus und beruhte nur auf dem einzigen Einwand, daß man die seelischen Mächte und ihre Wirkungen nicht übersehen dürfe, und daß sich diese gerade bei einem Volke in unserer Lage bald und stark bemerkbar machen würden.

In diesen drei Wochen ging es langsam vorwärts. Herr Hauser hatte sich eingefunden und sich mit Eifer der geschäftlichen Dinge angenommen. Er war in seiner Stellung geblieben, opferte aber seine freie Zeit und wies jede Vergütung dafür zurück. Als abermals drei Wochen vergangen waren, konnte der gute Franziskus mir mitteilen, daß wir mehr als zweitausend feste Bezieher hätten und mit dem Straßenverkauf nahe an dreitausend heranreichten. Das ging besser, als ich erwartet hatte. Freilich war ich nun ein gebundener Mann geworden, hatte tagaus, tagein am Schreibtisch zu sitzen und konnte selten mehr als den Sonntagnachmittag dem Umgang widmen. Der gehörte nach einer fast ausnahmslosen Regel dem Hause Wigge in der Nähe des Doms, wo die Stunden in einer Unterhaltung dahingingen, der niemals Geist und Erfahrung fehlten. Der Sanitätsrat hatte fünfzehn Jahre als deutscher Arzt in Brasilien an der Grenze der Zivilisation gelebt und war jetzt beamteter Arzt der Provinzialverwaltung. Was er dort erlebt hatte und jetzt hier erfuhr, war voller Beziehungen zu den Fragen der Zeit und erhielt durch die Teilnahme seiner ungemein regsamen und gebildeten Frau man-

nigfache Beleuchtung und Deutung. So waren auch diese Stunden ausgefüllt, so daß es kaum ein Zurücktreten und Abstandnehmen von den täglichen Gedanken gab. Wenn ich zuweilen übermüdet von der Arbeit abließ, begann ich mich zu fragen, wofür ich eigentlich diese Last trüge. Eine Antwort konnte ich mir darauf nicht geben und begnügte mich mit der Annahme, daß meine Arbeit irgendwie nützlich werden müsse, weil es eben Arbeit sei.

Ich wußte, daß es eine Meinung in Ostpreußen gab, die hinter meiner Zeitschrift politische Pläne besonderer Art vermutete. Es kamen Leute zu mir, die sich mir „zur Verfügung stellen“ wollten. Einigemal hatte ich dem Gedanken Raum gegeben, mich ihrer zu bedienen, um die „zersprengten Garden des gesunden Menschenverstandes“ zu sammeln, und hatte sie mit Aufträgen dieser und jener Art versehen. Aber in jedem Falle hatte ich schnell erkennen müssen, daß sie nichts-nützige Buben waren, Spekulanten oder Säufer oder Betrüger, die Grund hatten, sich einen Patron mit sauberem Schild zu suchen, oder aber verworrene Köpfe mit schrullenhaften Ideen, denen ich Vorspann sein sollte. Ich hatte kurz zuvor für das ‚Frührot‘ den Satz geschrieben: „Wer unsere Sache anfaßt, soll sich vorher die Hände waschen!“ Das war mir mehr als eine Redensart, es war eine Forderung, von der ich nicht abweichen mochte. Darum gab ich all diesen Leuten den Laufpaß und wirtschaftete mit dem guten Franziskus, wie es eben ging.

Zweimal kam eine Störung an mich heran. Aus dem Oberpräsidium erfuhr ich, daß wieder eine Waffenreserve von vielen tausend Gewehren verraten sei und beschlagnahmt werde, wenn man dem nicht zuvorkomme. Man wolle sie im Einver-

ständnis mit den maßgebenden Stellen des Reichs nach Litauen schaffen und habe mich in deren Auftrag zu bitten, mit der litauischen Regierung die nötigen Vereinbarungen zu treffen, damit keine deutsche Behörde daran beteiligt sei. Ich fuhr nach Berlin, fand die Angaben dort bestätigt und reiste nach Kowno, wo ich mir den jungen litauischen Staat ansehen konnte. Aus der Sache selber wurde nichts, weil die Kownoer Regierung einen jüdischen Händler an der Hand hatte, der verdienendes Zwischenglied sein sollte; wahrscheinlich wollten auch die Leute im Kownoer Kriegsministerium gewinnbringend beteiligt sein; ich war in eine Welt hineingeraten, aus der ich mich schnell zurückzog, doch war es gut, sie einmal kennengelernt zu haben. Der Waffenschmuggel war längst ein Geschäft geworden, bei dem die Händler verschiedener Nationen einträchtig zusammen arbeiteten. Litauen trat fort und fort als Käufer auf und sollte schon so viele Gewehre erstanden haben, daß es für eine Mobilmachung gerüstet sein mußte. Trotzdem sah ich in Kowno litauische Soldaten üben, von denen immer nur der Gruppenflügelmann ein Gewehr trug. Es hieß, die Leute im Kriegsministerium hätten einen Teil der Gewehre an Rußland weiterverkauft, weil ihre Gehälter so niedrig seien, daß sie damit nicht standesgemäß leben könnten.

Eine zweite Unruhe kam von Berlin zu mir. Ein Telegramm rief mich dorthin, wo ich erfuhr, daß man im Reichspressesamt einen neuen Leiter brauche und daß meine Ernennung möglich sei, wenn ich mich bei Ebert melden ließe und zu einer Aussprache mit dem Parteivorstande bereit sei.

Ich erklärte sofort, ich würde weder das eine noch das andere tun, hörte aber doch zu, als der mir wohlwollende Mann

die Art der Stellung schilderte. Ich habe nie festgestellt, ob seine Schilderung zutraf. Danach sollte es die Aufgabe des sogenannten Reichspresschefs sein, den Reichspräsidenten und den Kanzler in täglichen Vorträgen über den Inhalt der maßgeblichsten Zeitungen zu unterrichten und die Vertreter der großen deutschen Zeitungen mit Nachrichten und Hinweisen zu versehen, so daß mit diesem Amt ein erheblicher politischer Einfluß verbunden gewesen wäre. Mit dieser Aussicht vor Augen begann ich zu überlegen. Die Sache drängte nicht und vertrug einige Bedenkzeit. Dora Umborn war nicht zu Hause, ich mußte ohne ihren Rat zur Entscheidung kommen. Ein Zufall sollte sie mir erleichtern.

Auf einem etwas wunderlichen Wege erhielt ich eine Einladung zu einem politischen Bierabend, den ein Geheimer Regierungsrat gab. Ich kannte den Gastgeber nicht und hatte keine Neigung, der Einladung zu folgen, doch wurde sie so freundlich wiederholt, daß ich zusagte und hinging.

Es war ein Abend in einem reichen Hause am Kurfürstendammm, die erste Veranstaltung dieser Art, die ich erlebte. In einer Flucht von Zimmern bewegten sich gegen hundert Menschen, aßen von den kalten Gerichten, die farbenprächtig auf langen Tischen zum Zugreifen bereitstanden, nahmen von den Getränken, die gut gekleidete Diener anboten, und unterhielten sich, in Paaren oder Gruppen stehend, wandelnd oder sitzend. Es war ein heißer Tag gewesen, ein Sonntag des heißen Jahres Einundzwanzig, aber der Abend war von erquickender Frische, die vom Garten her durch die offenen Fenster hereinschwebte und den Duft von Jasmin und Rosen in sich trug.

Es war ein angenehmer Aufenthalt, und dem Gastgeber gebührte alles Lob für die umsichtige und freigebige Art, mit

der er den Wünschen seiner Gäste entgegenkam. Aber ich konnte mich dessen nicht freuen, sondern empfand im Gegentheil ein Unbehagen, das ich nicht abzuwehren vermochte.

Ich war in der besten republikanischen Gesellschaft. Gleich beim Eintritt war ich mit Severing zusammengestoßen, in einem großen Raum hatte ich Konrad Haenisch getroffen, die Hälfte aller Gäste oder mehr war mir bekannt. Die meisten hatten mich freundlich begrüßt und nach meinem Ergehen gefragt, einige hatten verbindliche Worte hören lassen, etwa des Inhalts, daß es recht von mir sei, wieder aus der Zurückgezogenheit aufzutauchen, und daß man mich in Zukunft öfter zu sehen hoffe. Ich hatte bei keinem verweilt und saß mit meinem Unbehagen abseits, wurde zuweilen angesprochen, blieb aber allein und dachte darüber nach, aus welchen Gründen ich gehindert sei, mich so wie die anderen des schönen Abends zu freuen. Mit dem Vorrücken der Zeit war man aufgeräumt geworden, der fruchtig gesüßte kühle Wein tat seine Wirkung, die Räume waren von lauter und fröhlicher Unterhaltung erfüllt. Ich konnte mich manchen Abends erinnern, wo ich solcher Fröhlichkeit vorgeseßen hatte. Hier entfernte ich mich immer mehr von ihr und wurde härter und härter in der Ablehnung alles dessen, was mich umgab. Ich dachte an die Dürftigkeit, in der ich aufgewachsen war, ich dachte an die ewige Armut, mit der meine Mutter gerungen hatte. Jetzt nahm ich an der Üppigkeit eines reichen Hauses teil. Lag darin eine sündige Vermessenheit? Ich konnte sie nicht erkennen; das war die Buntheit des Lebens, wohl wunderbar und fast etwas romanhaft, aber mich nicht schuldig machend. Es mußte etwas anderes sein, das zwischen mir und dieser Geselligkeit stand. Benennen konnte ich es nicht, es war nur ein Gefühl, aber es war so stark, daß ich nur in meine Umgebung

hineinzublicken brauchte, um zu wissen, daß ich nicht zu ihr gehörte.

Damit entschied sich auch die Frage, die ich den ganzen Tag als Unruhe in mir getragen hatte. Mochte ein anderer Reichspresseschef werden, hier waren ihrer zehn oder zwanzig, die es werden konnten und denen das Amt wie angegossen stehen mußte. Ich hätte ein Gefühl preisgeben müssen, das mir mehr wert war als ein Amt.

Als ich gehen wollte, hielt mich Konrad Haenisch an: Wels sitze in einer Trinklaube und sei bereit, mit mir zu sprechen. Ich dankte ihm, lehnte ab und ging, verfehlte aber den Ausgang und geriet in ein kleines Zimmer, in dem eine Gesellschaft von fünf oder sechs Männern saß. Den Mittelpunkt bildete Erzberger, der breit und strahlend allein auf einem Sofa thronte und sich mit den übrigen unterhielt. Ich war von diesem Anblick überrascht. Der große Prozeß zwischen Erzberger und Helfferich lag etwa zwei Monate zurück. Verlauf und Ausgang hatten Erzberger keine Wahl gelassen, er hatte aus der Regierung ausscheiden müssen, und man nahm an, daß er für das öffentliche Leben endgültig abgetan sei. Erzberger selber dachte anders; ich sah und hörte an diesem Abend, wie er seine Rückkehr vorbereitete. Er hat sein Ziel nicht mehr erreicht, zwei Monate später wurde er im Schwarzwald erschossen.

Ich kehrte wieder zu meinem Schreibtisch zurück, um den sich nun Sorgen zusammenzogen, auf die ich nicht im mindesten vorbereitet war. Dora Umborn hatte einmal gesagt, ich sei in Geldsachen ein Kind, hätte darin aber auch das Glück eines Kindes. Jetzt schien mich das Glück verlassen zu wollen. Bisher hatte mir der ‚Morgen‘ weder Gewinn noch Verlust

gebracht. Drei Vierteljahre waren gut vergangen. Ich hatte die Geschäftsführung nie vernachlässigt, um nicht einmal vor bösen Überraschungen zu stehen, jetzt aber kamen Preiserhöhungen, auf die ich nicht vorbereitet war. Das Unglück wollte, daß ich kurz zuvor einen jungen Mann als Hilfschriftleiter angestellt hatte, um wieder zu einiger Bewegungsfreiheit zu kommen. Der junge Mensch hatte daraufhin sofort geheiratet, so daß ich unversehens eine neue Verantwortung bekommen hatte. Das vierte Quartal war noch nicht halb zu Ende, als schon die Bezugsgelder verbraucht waren. Einige Wochen hatte ich wohl Kredit, aber ohne fremde Hilfe konnte ich nicht weiterwirtschaften. Die Geldsorgen drückten mich um so mehr, als ich seit vielen Jahren keine mehr gehabt hatte. Vorher war mir zweimal Geld angeboten worden, ich hatte abgelehnt, weil ich meine Unabhängigkeit nicht einbüßen wollte. Aber nun mußte ich auf die Geldsuche.

Dabei zeigte sich, daß der ‚Morgen‘ mehr Freunde hatte, als ich wußte. Die Geldsuche glückte, und ich übernahm mit dem Gelde keine andere Verpflichtung als die, ihn im bisherigen Geiste weiterzuführen.

Das war gut und schön. Aber nun hatte ich die Freude an der Sache verloren. Ich stand nicht mehr auf eigenen Füßen, das Erscheinen der Zeitschrift hing nicht mehr von mir ab, sondern vom guten Willen des Geldgebers. Daß dieser gute Wille da war, half mir nicht darüber hinweg, und ich fühlte bald, daß ich diesen Zustand nicht lange ertragen würde.

Etwas anderes kam hinzu. Ich war jetzt oft mit meiner Schreiberei wenig zufrieden und schrieb nur, weil der ‚Morgen‘ erscheinen mußte. Es kam zuweilen vor, daß ich einen Aufsatz, wenn ich ihn gedruckt vor mir hatte, innerlich mißbilligte

und verleugnete. Was lag dem zugrunde? Ich war mir selber ein hartnäckiger Frager und ruhte nicht, bis ich mir Antwort gab.

Ich wußte zu wenig. Tatsachen wußte ich in ansehnlicher Menge und lernte ohne große Mühe neue dazu. Wenn ich Lücken bemerkte, so war ich immer schnell bereit, sie auszufüllen. Ich wußte zu wenig, aber was mir fehlte, konnte ich nicht nennen.

Der junge Mensch, den ich zu mir genommen hatte, fragte viel, und ich ging gern darauf ein, denn ich wußte aus meiner eignen Jugend, wie sehr einen Fragen bedrücken können und welche Hilfe eine verständige Antwort sein kann. Viele seiner Fragen galten dem Arbeiter und der Arbeiterbewegung. Da geschah es nicht selten, daß er mehr fragte, als ich beantworten konnte. So oft mich das betraf, drängte sich mir selber die Frage auf: was habe ich dem Arbeiter zu bieten? Wenn ich mich danach umsah, — was fand ich? Ich bot dem Arbeiter den nationalen Gedanken. Aber der war ihm schon in der Schule und war ihm in der Soldatenzeit geboten worden, und er hatte ihn abgelehnt. Ich sagte ihm, daß es ihm nur gut gehen könne, wenn die Nation als Ganzes gedeihe, ich stellte ihm das Hineinwachsen in die nationale Kultur als ein schönes Ziel vor die Augen. War das genug und konnte das der großen Sehnsucht des Arbeiters genügen? Kultur hieß hier am Ende Lohnerhöhung und soziale Fürsorge. Dergleichen konnte den Werkeltag beleben und ausfüllen, aber es konnte nicht die Seelen bewegen.

Ich erhielt bald äußere Ruhe, mich denkend damit zu beschäftigen. Ein kleiner Unfall bei der Jagd trug mir eine Knieverletzung ein, ich ließ es an Sorgfalt fehlen und war in kurzer Zeit so durchseucht, daß ich eine Klinik aufsuchen

mußte, wo das Messer half und fünf Wochen vergingen, ehe die Wunden sich geschlossen hatten. Das waren lange Tage und Nächte, in denen ich nichts weiter zu tun hatte, als stillzuliegen. Vormittags um elf kam der Professor, ein alter tüchtiger Herr, und sah die Wunden an und ordnete den Verband, und wenn ihm etwas Zeit blieb, sprachen wir vom Waidwerk, und danach war ich wieder allein. Nach einiger Zeit durfte ich lesen und las die Geschichte der Heilkunst, eine wunderbare Geschichte von der ärztlichen Kunst zur Zeit der Pharaonen bis zu Karl Ludwig Schleich. Manchmal kam der junge Mann mit Fragen und Neuigkeiten, gewöhnlich blieb er aus, wenn ich ihn erwartete, und kam, wenn ich ihn nicht brauchen konnte. Dazwischen war es sehr einsam.

Einmal wurde die Stille unterbrochen. Vor dem Reichsgericht wurde gegen einige Männer verhandelt, die wegen ihrer Teilnahme an Kapps Unternehmen des Hochverrats angeklagt waren. Kurz zuvor war es dem Brandler gelungen, seine Dichtung in die Presse zu bringen. Jetzt lud mich der Reichsanwalt als Zeugen nach Leipzig. Das Disziplinarverfahren gegen mich hatte man längst eingestellt und den Beschluß auf eine Weise begründet, die mir gerecht wurde, nur hatte die Öffentlichkeit nichts davon erfahren. Darum wollte ich gern nach Leipzig, um unter dem Eide stehend zu sagen, welchen Anteil ich an dem Kappschen Staatsstreich gehabt hatte. Nun wurde die schwierige Reise vorbereitet. Der Reichsanwalt schrieb, man werde jede mögliche Rücksicht auf meinen Zustand nehmen. Zwei Stunden vor der Abreise telegraphierte er, durch Ludendorffs Aussage sei alles geklärt, so daß er auf mein Zeugnis verzichte. Da konnte ich in die Stille zurückfallen.

Als ich in das Leben zurückkehrte, verabschiedete ich den jungen Mann auf rechtliche Art und nahm danach Abschied von den Lesern des ‚Morgen‘. Ich sprach von meinem Beginnen und von diesem Ende:

„Im Vordergrund der Aufgabe stand mir dies: gegenüber den schwächenden und zerlegenden Wirkungen der politischen und wirtschaftlichen Gegensätze die einigende Kraft des Gedankens der Volks- und Schicksalsgemeinschaft zur Geltung zu bringen. Solche Aufgabe ist darum schwierig, weil sie dem, der ihr dient, zwangsläufig die Feindschaft aller Parteien einträgt. Doch beweist das nichts gegen die Notwendigkeit, ihr zu dienen. Frage ich mich, ob ich ihr mit Erfolg gedient habe, so muß ich mir eingestehen, daß der Erfolg geringer war, als ich erwartete. . . Der Geist des Parteibeamten und Parteischreibers beherrscht noch immer die Stunde. Viele tüchtige Leute verlangen nach einer neuen Staatsgesinnung, doch sie sind ohne Zusammenhang und ohne Einfluß und Wirkung. Vielleicht hat diese Zeitschrift ihre Zahl um einige vermehrt — mehr wage ich nicht zu behaupten. . . Die herrschenden Parteigebilde sind Kinder des kapitalistischen Zeitalters, in dem die kalte Nützlichkeit als einziger Gott auf dem Wollsaackthron sitzt. Wie die Zivilisation über die Kultur, die Materie über den Geist, die Meinung über die Gesinnung, so hat die Nützlichkeit über das Gewissen gesiegt. . . Wer diesen Zustand überwinden will, muß Sozialist sein. Wir haben heute keinen Sozialismus. Wir hatten früher den Sozialismus der Erweckung und Aufrüttelung, der Kritik, des Drills und der Verheißung. Der Sozialismus, der kommen soll und kommen wird, wird der Sozialismus der Erziehung und der Erfüllung sein. Wir hatten den Sozialismus der Verneinung und werden den Sozialismus der

Bejahung bekommen. Der alte Sozialismus rief: wir wollen haben! Der neue wird sagen: wir wollen geben! Der alte Sozialismus war geboren aus kapitalistischem Geiste und trug den Geist des Kapitalismus bis in die letzten Hütten der Armen. Der neue Sozialismus wird Kind eines neuen Geistes sein. Er wird zugleich befreien und verpflichten. Befreien wird er den Menschen von den Geboten raffgierigen Eigennuzes, verpflichten wird er ihn zur innigsten Einordnung in die Volksgemeinschaft und zur Arbeit in ihrem Dienste bis zur Selbstaufopferung. Heute stehen wir zwischen Altem und Neuem. Noch sind die alten Begriffe und Schlagworte lebendig und üben ihre Herrschaft aus. Doch offenbart sich ihre Unzulänglichkeit Tag für Tag in der theoretischen Unzulänglichkeit und taktischen Unsicherheit der heutigen sozialistischen Bewegung. Die ersten Vorboten einer neuen sozialistischen Geistigkeit stoßen noch auf eine mit Mißtrauen gepanzerte Ablehnung. Aber der Kampf zwischen altem und neuem Sozialismus hat begonnen. Diese Zeitschrift war sich bewußt, daß sie ein Kämpfer des neuen Sozialismus war. Daß sie nun aufhört zu erscheinen, bedeutet keine Niederlage in diesem Kampfe. Er wird weitergehen."

Das Jahr ging zu Ende. Einige Wochen hatte ich noch zu tun, um meine Dinge zu ordnen, Verbindlichkeiten einzulösen und die Reise vorzubereiten. Dann nahm ich eines Morgens Trolle unter den Arm und fuhr zum Bahnhof. Dort stand verstört und bleich der gute Franziskus. Wir hatten uns schon tags zuvor verabschiedet. Er sagte: „Ich wollte Sie in dieser bitteren Stunde nicht allein lassen.“

Das Wort ging mir auf der Fahrt nach: ich hatte bis zu diesem Augenblick keine Bitterkeit gefühlt; nun sah ich mich, wie ich vor drei Jahren am späten Abend allein und mit dem

Gepäck auf der Schulter Ostpreußen betreten hatte. Es waren drei Jahre vergangen, drei Jahre, von denen kaum ein Tag leer geblieben war. Jetzt verließ ich das Land und nahm nur die kleine Kreatur mit, die sich an mich schmiegte und mich ansah, als ob sie sich mühe, den Sinn dieser Fahrt zu verstehen. Aber das war täuschender Augenschein. Ich nahm mehr mit, als ich hätte aufzählen können: diese ganzen drei Jahre gehörten mir, und es mußte sich zeigen, was sie wert waren.

Heimkehr

Index

Es war zu jener Zeit nicht einfach, ein Unterkommen zu finden. Ich hatte leichtfertig mein Königsberger Wohnrecht aufgegeben, ohne eine Bescheinigung zu fordern, wie sie die mannigfachen Verordnungen vorschrieben. Etliche Wochen vergingen mit erfolglosem Suchen, dann glückte es in Potsdam, wo ich einer alten Dame zwei Zimmer im Stil der siebziger Jahre abmieten konnte. Meine Wirtin hatte früher von einer Leibrente gelebt. Deren Kapital war der Inflation zum Opfer gefallen, und das alte Fräulein Vogelsang sah sich genöthigt, ihre wohlbehüteten Staatszimmer fremden Leuten zu überlassen. Das Unglück hatte gewollt, daß meine Vorgänger elende Schurken gewesen waren, die der alten Dame auf und davon gegangen waren und sich obendrein an ihrem Hausrat bereichert hatten. Ich durfte es ihr daher nicht übelnehmen, daß sie mich mit Mißtrauen empfing und umgab und sich erst nach Monaten einem bedingten Vertrauen öffnete. Sie schien mir als die alt und leider auch sehr taub gewordene Züs Bünzlin aus Kellers ‚Gerechten Kammachern‘, und da es bei ihrer starken Schwerhörigkeit gleichgültig war, wie ich sie anredete, so nannte ich sie die Züs und ertrug ihre Launen mit der Geduld, die ich ihr für alles schuldete, was sie mit ihren alten Händen für mich tat. Ganz unangefochten blieb ich hier zwar nicht; zweimal ließ mich der Magistrat auffordern, die zu Unrecht gemieteten Zimmer zu räumen, aber ich antwortete nicht darauf, und danach stellte der Magistrat seine Bemühungen ein. Vielleicht hatte er sich vom ‚Vorwärts‘ beeinflussen lassen, der seinen Lesern den Wechsel meines Wohn-

ortes mit der Bemerkung mitgeteilt hatte: dort gehört er auch hin!

Auf diese Weise erfuhren manche Menschen meinen neuen Aufenthalt, und da ich nun leichter zu erreichen war, erhielt ich viel Besuch. So erschien eines Tages ein alter Gaubeamter des Verbandes und stellte mir vor, daß man jetzt wohl einmal an einen Ausgleich denken könne, zumal Brandlers Schwindel ans Licht gekommen sei und man sich längst schäme, damals in Karlsruhe darauf hineingefallen zu sein. Der alte Kamerad meinte es gut, doch konnte ich ihm nur sagen, daß ich den ersten Schritt nicht tun könne, sondern ihn dem Verbande überlassen müsse. Damit mußte er sich bescheiden. Ich hatte eine feste Absicht und wollte mich jetzt nicht von ihr abziehen lassen; ich war hierher gegangen, um einige Jahre in Ruhe zu studieren. In der Königsberger Universität, deren Kurator ich als Oberpräsident gewesen war, hätte ich mich gehemmt gefühlt. Berlin schien mir dazu ein passender Ort, und mit dem Sommersemester wollte ich beginnen.

Lensch hatte mir geraten, mich zunächst an einen Ordinarius zu wenden, und hatte Hans Delbrück genannt. Den besuchte ich in seiner Wohnung in Halensee und trug ihm mein Anliegen vor. Seine erste Frage war, ob ich die Absicht hätte, zu promovieren, also den Dokortitel zu erwerben. Von diesem Wunsche wußte ich mich frei. „Dann ist es gut“, sagte Delbrück; „wenn Sie nämlich diese Absicht hätten, so würde ich nichts für Sie tun, aber da Sie der Wissenschaft wegen studieren wollen, will ich Ihnen alle Empfehlungen geben, die Sie brauchen.“ Auf mein Gesuch an den Rektor, es war der Physiker Nernst, erhielt ich bald zustimmenden Bescheid und konnte mir aus dem umfangreichen Ver-

zeichnis der Vorlesungen aussuchen, was mir angemessen schien.

Als ich an einem der letzten Apriltage zur ersten Vorlesung fuhr, erinnerte ich mich, daß es der gleiche Tag war, an dem ich vor dreißig Jahren mit der Maurerlehre begonnen hatte. Es war ein Frühlingstag. Die Kirschbäume blühten und die Drosseln sangen, und die Erde war jung wie damals — nur ich war dreißig Jahre älter.

Ich hörte bei Sternfels deutsche Geschichte in Überblicken, bei Marcks Geschichte im Zeitalter Bismarcks, bei Breyzig Geschichte der Geschichtslehren, bei Vogel Siedlungsgeschichte und hatte außerdem volkswirtschaftliche Vorlesungen bei Sombart und Vorlesungen über öffentliches Recht bei Triepel belegt. Das war bunt und reichlich, doch machte es mir keine ernstliche Mühe, und ich hielt unentwegt aus, obwohl es um mich um so leerer wurde, je mehr das Semester vorrückte. Einmal saß ich sogar allein im Hörsaal, als der Professor erschien. Er wartete noch ein wenig, dann wollte er beginnen, doch da meldete ich mich zum Wort und bat ihn, auf die Vorlesung zu verzichten und einige Fragen von mir anzuhören. Dazu war er gern bereit und schlug vor, daß wir uns dabei draußen ergingen. So schritten wir denn im Kastanienwäldchen auf und ab, und ich stellte meine Fragen, die sich auf die sogenannte karolingische Renaissance bezogen, und der Professor gab Antwort und Belehrung aus der Gründlichkeit seines Wissens.

Die Vorlesungen konnten mich nicht alle gleichermaßen fesseln. Sehr fein in der Form und gedanklich durchgearbeitet waren die Vorlesungen von Marcks, der im neuen Aulagebäude las und viele Hörer hatte. Ein Künstler des freien Vortrags war Sombart, für dessen Zuhörer nicht einmal das

Auditorium Maximum ausreichte, so daß ich oft nur einen Stehplatz in der Nähe der Thür hatte. Aber mehr als diese zogen mich die Vorlesungen an, die sich mit der Frühzeit der deutschen Geschichte beschäftigten oder den ältesten Spuren geschichtlichen Lebens nachgingen. Die Siedlungsgeschichte Europas, die Vogel vortrug, ist mir samt ihren Fragen und Zweifeln lebendig geblieben, der Staat der Karolinger und der Staat der Ottonen wurden mir vertraute Welten, aber was sich im neunzehnten Jahrhundert außerhalb Deutschlands zugetragen hat, muß ich immer wieder nachlesen, wenn ich es wissen will. Mit besonderer Teilnahme hörte ich das Kolleg eines Dozenten über Wirtschaftsgeographie, das ich nebenher besuchte, weil es in eine Stunde fiel, die sonst nicht besetzt war. Da erhielten die Landkarten andere Züge, man sah die Bodenbedingtheit des menschlichen Lebens und kam dem Elementaren näher.

Ich hörte viel und vermochte mir manches davon anzueignen, aber den wesentlichsten Gewinn dieser Zeit fand ich nicht im Hörsaal, sondern in der staatlichen Bibliothek, in der ich, da sie unmittelbar neben der Universität liegt, die ganze freie Zeit verbrachte. Ich fand dort etwas mehr als das übliche Entgegenkommen und konnte mich sehr wohl fühlen. Man gab mir einen ruhigen Platz, und was ich an Büchern wünschte, lag am nächsten Tage bestimmt bereit. Ich hatte nach einigen Wochen des Umschauens den Weg abgesteckt, den ich studierend durchmessen wollte, und ging ans Werk, beflügelt von der Freude an solchem Arbeiten, das ich nie gekannt hatte.

Eines Tages störte mich Konrad Haenisch, der, mit schwarzem Gehrock angetan, in meinen Arbeitsraum trat und erstaunt stehen blieb. Als er einen Blick auf meinen

Tisch geworfen hatte, meinte er, dann könne Stampfer doch beruhigt sein; der habe gefordert, daß man mich unter Beobachtung stelle; Severing habe keine Lust dazu gehabt, aber die Polizei werde es wohl von sich aus getan haben. Ich gab nichts auf dies Gerede, hörte noch von Haenisch, der kurz zuvor sein Ministeramt verloren hatte, daß Heilmann jetzt durch Braun und Severing Preußen regiere und auch ihn geschächtet habe; er wolle nun die Muße benutzen, ein Buch über Gerhart Hauptmann zu schreiben, das zum sechzigsten Geburtstage des Nationaldichters erscheinen solle; dann konnte ich mich wieder den Büchern zuwenden.

Bei meinem Studieren stieß ich oft auf Bemerkungen, die irgendwie das Bauwesen betrafen oder Rückschlüsse auf das Bauen und die Bauleute der deutschen Frühzeit zuließen. Ich begann sie gesondert zu sammeln, und wie sie sich mehrten und hier und da schon zu kleinen Teilbildern rundeten, kam mir der Gedanke, daß ich auf diese Weise, neben den Studien herlaufend, den Stoff zu einer Geschichte der Bauleute zusammenbringen könne. Nachdem der Gedanke einmal aufgetaucht war, verließ er mich nicht wieder, zumal er mir nicht völlig neu war, vielmehr hatte ich schon in den letzten Vorkriegsjahren Auszüge aus den Bau-Urkunden des Kölner Doms und der Marienburg erworben und von einschlägigen Akten des preussischen Staatsarchivs Abschriften anfertigen lassen; unter andern Gesichtspunkten hatte ich gesammelt, was mir vom Schicksal der Bauleute in der Zeit des landesherrlichen Regiments, von ihren Heimlichkeiten, ihrem Verbindungswesen und ihren Aufständen zur Hand gekommen war. Jetzt schöpfte ich aus, was die Kapitularien und die Jahrbücher der karolingischen Zeit, was Einhard und andere

frühe Chronisten über Bauwesen und Bauleute enthielten. Dazwischen lagen nicht nur Lücken, sondern Jahrhunderte, die es noch zu erschließen galt. Vielleicht war das nicht möglich, aber es lohnte doch, dem nachzudenken. Ich hatte die Grundmauern des Harzschlosses der Ottonen mit freigelegt, in Gernrode stand die Ciriakuskapelle, von Gero um die gleiche Zeit wie jenes Schloß Ottos des Großen gebaut, ich hatte in Gelnhausen vor den Resten der staufischen Kaiserpfalz gestanden. War man dem Wesen jener Zeit erst einmal nahegekommen, so konnte man leicht auch diese stummen Steine zum Sprechen bringen.

Aus diesen Gedanken wurde eine Absicht und ein Plan, als sich eines Abends eine Zusammenkunft mit meinem früheren Vorstandskameraden Vaeplov ergab. Mehr als andere fühlte er sich von Selbstvorwürfen beunruhigt, denn er wußte, daß nur ein wenig mehr Wachsamkeit und Mut verhindert hätten, was in Karlsruhe geschehen war. Außerdem wußte er besser als andere, wie jenes rohe Verfahren mich getroffen hatte.

Er hatte sich brieflich angemeldet, und ich hatte zugesagt; und nun saßen wir uns gegenüber, kargten beiderseits mit Worten, und jeder setzte dem andern einen stillen Troß entgegen. So hatten wir schon oft gegessen, wenn etwas zwischen uns gestanden hatte. Meist hatte ich zuerst den Troß abgetan und mit einem Wort den Graben übersprungen. Diesmal mußte ich es ihm überlassen. Es dauerte eine lange Weile, aber es geschah dann doch, daß er begann: wenn es überhaupt zu einer Ausöhnung kommen sollte, so dürfe es nicht allzu lange mehr anstehen, denn es kämen im Verbande immer mehr jüngere Leute in den Vordergrund, die von der früheren Entwicklung nichts wüßten und denen darum meine Angelegenheit gleichgültig sei. Die Verhandlungen vor dem

Reichsgericht hätten Klarheit gebracht und würden als Anlaß genügen, den nächsten Verbandstag um einen neuen Beschluß anzugehen. Er wolle mir nicht zumuten, selber einen Antrag zu stellen, der Anstoß müsse vom Vorstande ausgehen, doch wäre es gut, wenn ich ihm eine Erklärung an die Hand gäbe, daß ich den Zielen der Arbeiterbewegung immer verbunden geblieben sei. Ich fragte: „Welchen Zielen?“ Paeplow sagte: „Darunter kannst du dir denken, was du willst.“ Das konnte ich wohl, aber es schien mir nicht richtig, denn auch der Verband mußte sich etwas dabei denken und konnte mich nachher des Wortbruchs zeihen, wenn ich ihn enttäuschte.

So ging es nicht, und während ich darüber nachdachte, wie ich mich mit meinen Berufskameraden ausöhnen könnte, kamen mir meine Studien in den Sinn. Da öffnete sich ein Weg, der uns beiden gemäß war: man rührte meine Angelegenheit jetzt nicht an; ich setzte meine Studien fort und schrieb ohne Auftrag und Verpflichtung die Geschichte der Bauleute und ließ sie ohne Zutun und Hilfe des Verbandes erscheinen. Das konnte zwei, vielleicht drei Jahre dauern. Dann mochte der Verbandsvorstand, gestützt auf dieses Buch, dem Verbandstage die Frage vorlegen, wie er sich zu dem Buche und seinem Verfasser stellen wolle.

Mit dieser Abrede gingen wir auseinander, jeder zu seinen Dingen, und ich merkte bald, daß sie meinen Studien gut bekam, da in der festen Aufgabe ein Antrieb lag, den ich wohl gebrauchen konnte. Ich wollte in meiner Darstellung von der gegenständlichen Art des Bauens ausgehen und fand sogleich Fragen vor mir, die der Mühe lohnten. Die Germanen hatten in ihrer Heimat in Holz gebaut und sich auch dort, wohin sie auf ihren weltweiten Wanderungen kamen, an die Gesetze dieser Bauweise gehalten. Die Steinarchitekturen Indiens

und Griechenlands verrieten deutlich genug ihre Herkunft aus dem Holzbau, die dorische Säulenordnung war versteintes Balkenwerk. Aber ganz uneingeschränkt galt das nicht, die Germanen hatten auch Steinbauten errichtet, und zwar hatten sie das dann getan, wenn sie ihren Bauten eine längere Dauer geben wollten, als sie dem Holze beschieden war. Wir hatten solche Bauwerke in den Steinkammern vor uns und nannten sie Hünengräber. Ob sie wirklich nur Gräber gewesen waren, blieb eine offene Frage, vielleicht hatten sie zugleich irgendwelchen Mysterien gedient, jedenfalls aber hatten die Germanen zum Stein gegriffen, wenn sie zu kultischen Zwecken bauen wollten. Es hatte also eine ganz frühe Verbindung zwischen Technik und Kult bestanden. Eine andere Frage stellte der Grundriß: war seine Urform der Kreis oder das Viereck? Die Forscher, die ich zu Rate zog, entschieden sich für den Kreis. Die auf der Trajanssäule in Rom dargestellten Germanenhäuser zeigten beide Formen. Ich dachte an die runden Hütten der Holzhacker meiner Heimat, in denen sich früheste Hausformen erhalten haben könnten, und wollte den Forschern zustimmen. Die Viereckhäuser der Trajanssäule konnten auf späteren fremden Einfluß zurückgehen. Aber wie waren die Totenurnen in der Form des Viereckhauses zu erklären, die man zu Hunderten ergraben hatte? Sie mußten eine sehr frühe Hausform darstellen, es mußten beide Grundrißformen gleichzeitig nebeneinander bestanden haben. Welchen Sinn hatte das gehabt? Der Unterschied zwischen Holz und Stein war durch den kultischen Zweck der Steinbauten bedingt. Konnten die beiden Grundrißformen nicht in einem ähnlichen Verhältnis zueinander stehen, konnte der Kreis die profane, das Viereck die sakrale Grundrißform sein?

Während ich mit solchen Fragen über den Büchern saß,

wurde Rathenau im Grunewald von zwei jungen Nationalisten erschossen. Ich schreckte auf: Draußen ereignen sich solche Thaten, und ich sitze hier im Staub der Vorgeschichte!

In meiner Jugend hatte ich manchmal, wenn ein unbedeutender Mann gestorben war, das Wort gehört: Um den bleibt kein Pflug stehen. Das paßte nicht auf Rathenaus Tod; vielleicht blieb kein Pflug stehen, aber es konnte etwas in Bewegung kommen.

An einem Sonnabend, an dem ich üblicherweise in Potsdam blieb, um Briefpost und andere selbstgelegene Dinge zu besorgen, erhielt ich den Besuch eines mir von Ostpreußen her bekannten jungen Mannes. Er war ein kriegsverletzter Offizier, der an den Folgen eines Kopfschusses zu tragen hatte, ich hatte ihn bei der Polizei eingestellt, doch war er später wieder entlassen worden, weil er zeitweilig an Zuständen litt, die ihn dienstunfähig machten. Danach hatte ich ihm geholfen, eine Stellung auf einem Gut zu finden, dann aber war er aus meinem Gesichtskreis verschwunden.

Jetzt teilte er mir mit, daß er im Überwachungsdienst des preußischen Innenministeriums stehe und den Auftrag habe, mich zu überwachen. Der Auftrag habe ihn erst erschreckt, denn er fühle sich mir so zu Dank verpflichtet, daß er sich nie gegen mich gebrauchen lassen würde. Doch habe er ihn gerade darum angenommen, damit er nicht einem andern gegeben würde, der mir feindlich gesonnen sei.

Ich sah den Mann an; sein Blick und sein Mienenspiel waren voller Unruhe, seine Finger in steter Bewegung und vom Zigarettenrauch gebräunt. Er ist sehr krank und hat wieder seine Zustände, dachte ich und glaubte ihm nicht, verschwieg aber meine Gedanken und hörte ihn ruhig an, lobte seine Erkenntlichkeit und geleitete ihn alsbald zur Tür hinaus.

Ich dachte an Konrad Haenischs Bemerkung, daß Stampfer, der leitende Mann am ‚Vorwärts‘, meine Überwachung gefordert habe, und wollte sie mit diesem Besuch zusammenreimen, aber das gelang mir schlecht, weil mir solche Maßnahme allzu töricht schien.

Am Sonnabend der folgenden Woche kam der Mann wieder. Er sagte, er habe wohl gemerkt, daß ich seinen Mitteilungen nicht geglaubt hätte, und komme darum noch einmal, um mir seine Papiere zu zeigen, die er vorige Woche nicht bei sich gehabt habe; sie würden mich überzeugen. Damit überreichte er mir einen Satz von Briefen aus dem Innenministerium. Sie bestätigten alles, was er mir gesagt hatte. Er zeigte mir außerdem eine Liste mit etwa sechzig Namen; es waren die Menschen, deren Überwachung ihm aufgetragen war. Auf meinen Wunsch überließ er mir einen der Briefe, mit dem ich an einem der nächsten Tage ins Innenministerium ging. Ich traf Severing an und fragte ihn, was ihn bewogen habe, mich unter Polizeiaufsicht zu stellen. Seine Antwort ergab, daß er nichts davon wußte. Darauf stieg ich eine Treppe höher und klopfte bei seinem Ministerialdirektor an. Das war ein Beamter namens Abegg, der es später noch zum Staatssekretär brachte. Als auch der nichts davon wissen wollte, verlangte ich, daß er den Rat F. herbeirufe. Da merkte er, daß ich unterrichtet war, und ich sah, daß er mich belog. Leider konnte ich ihn nicht überführen, denn ich mochte meinem Gewährsmann nicht das Brot nehmen. Die Überwachung wurde einstweilen eingestellt.

Inzwischen war das Sommersemester zu Ende gegangen, doch änderte sich dadurch nur wenig an meinem täglichen Tage; ich saß nirgend schöner als in der Staatsbibliothek und

hatte mich an die nur hier mögliche Arbeitsweise so gewöhnt, daß ich sie nicht aufgeben mochte. Draußen geschah dies und jenes, das mich herausgefordert hätte, wenn ich noch für eine Zeitschrift verantwortlich gewesen wäre, es klopfte auch jetzt vernehmbar an meine Thür, aber ich stellte mich taub und hielt meine Arbeit fest, mit deren Fortschritten ich zufrieden sein konnte. Zwar hatte ich die als Einleitung gedachte Abhandlung über die ältesten Spuren und Zeugnisse germanischen Bauens nur in epigrammatischer Form vorbereitet, aber was ihr folgte: der Einbruch der Römer, die Entstehung römischer Befestigungen und Städte in germanischen Landen, der Verfall dieser fremden Siedlungen, das zweite Eindringen römischer Bautechnik im Gefolge der Christianisierung und die erste Blüte christlich-kirchlicher Baukunst war fertig geschrieben und harrte der Hand, die es ins Reine schrieb. Jetzt lag mir in der Entstehung der deutschen Stadt eine neue Frage vor, an die ich mit einigem Zagen herangegangen war, weil ich wußte, welch vielfältige Deutung dieser Vorgang schon gefunden hatte. Die Stadt als erweiterter Fronhof, die Stadt als umhegerter Markt, die Stadt als Zubehör des Bischofsstuhles, die Stadt als wehrhafte Zuflucht in Kriegsnöthen, das alles ließ sich verständlich darstellen und begründen, und es blieb mir nichts weiter übrig, als es zu tun. Aber eigentlich froh wurde ich nicht darüber, denn mir schien, daß gerade diese Vielheit der erkennbaren Entstehungsweisen auf einen gemeinsamen Grund anderer Art hindeute. Wie war er beschaffen, und wo war er zu suchen? Ich hätte ihn gern ans Licht gebracht, mußte ihn aber einstweilen in seiner Verborgenheit lassen, um mich der Bauart der frühen deutschen Stadt zuzuwenden und damit endlich an den eigentlichen Gegenstand meines Buches heranzukommen.

Das war ein überaus dankbares Arbeiten, hier flossen die Quellen schon reichlicher, und ich sammelte aus ihnen mehr, als ich verwenden konnte. Darum fühlte ich mich unangenehm gestört, als ich einen Brief aus Tilsit erhielt, worin mir der Bürgermeister dieser Stadt mittheilte, daß er mit einer memelländischen Abordnung nach Berlin komme, die eine wichtige Angelegenheit betreibe und mich sprechen müsse. Ich dachte mir sogleich, daß es sich darum handeln würde, in den Berliner Ämtern irgendwelche Hilfen und Maßnahmen für das Memelland zu erbitten. Es gab nichts Widerwärtigeres für mich, als Bittgänge zu den Regierungsämtern. Aber es war das Memelland; da konnte ich nicht nein sagen.

Die Abordnung besuchte mich in Potsdam und trug mir vor, daß die Memelländer mit der Vertretung des Reichs in Memel unzufrieden seien und einen Wechsel anstrebten. Alle Parteien von der äußersten Rechten bis zu den Gewerkschaften hätten sich darauf geeinigt, die Reichsregierung zu bitten, mich zum Geschäftsträger in Memel zu ernennen. Sie seien im Außenministerium und beim Reichspräsidenten angemeldet, müßten aber vorher die Gewißheit haben, daß ich eine Ernennung nicht ablehnen würde.

Ablehnen konnte ich nicht. Wenn man mich zu einer nationalen Aufgabe rief, der ich mich gewachsen fühlte, so mußte ich bereit sein. Aber ich wollte nichts dazu tun. Damit waren die Männer zufrieden und fuhren nach Berlin zurück. Schon nachmittags baten sie mich telegraphisch in die Reichskanzlei. Das Außenministerium lehnte ihren Wunsch ab, weil mein Name nach Blut rieche und bei den Franzosen, die jetzt das Memelland besetzt hatten, schlecht berufen sei. Ebert aber habe ihren Wunsch freundlich aufgenommen und ihnen einen Bescheid für den nächsten Tag zugesagt. Der Staatssekretär

meinte, es sei nur noch nötig, daß ich zu Ebert ginge; dann würde er sich über die Bedenken des Außenministeriums bestimmt hinwegsetzen. Das wollte ich vom Staatssekretär selber hören, wurde dort mit lebhafter Freundlichkeit empfangen, erhielt bestätigt, was mir die Abordnung gesagt hatte, und die Zusicherung, daß mein Besuch am nächsten Tage willkommen sei.

Als ich am folgenden Vormittag kam, genügte mir ein Blick auf den Staatssekretär, um zu erkennen, daß etwas anders war, als am Tage zuvor. Ich hörte, daß ganz unvermutet äußerst wichtige Besprechungen nötig geworden seien, deren Ende sich nicht absehen lasse, und da er, der Staatssekretär, mir nicht zumuten wolle, im Vorzimmer zu warten, solle ich angeben, wo ich schnellstens zu erreichen sei. Ich war über die Veränderung der Lage nicht im Zweifel und hielt diese Angabe für überflüssig, überdies wußte man, wo ich wohnte. Auf meine Frage, was dies bedeute, sagte der Staatssekretär, daß er darüber nicht sprechen könne. Die Aufklärung gaben mir die Memelländer; sie waren, um etwaige Widerstände der Partei aus dem Wege zu räumen, zum Parteivorstande gegangen, den sie für ihre Absicht zu gewinnen hofften. Naturgemäß hatten sie damit gerade das Gegenteil erreicht, und Ebert hatte sich unter dem Drucke des Einspruchs der Partei anders entschieden.

Der Haß, mit dem die Sozialdemokratie mich verfolgte, war in seiner Art merkwürdig, und das Verhalten ihrer Führer zu mir so widerspruchsvoll, daß ich es niemals habe erklären können. Sooft einem dieser Leute mein Name in die Feder kam, mußte er ihn mit einer Schmähung verbinden. Das war zu verstehen. Wenn ich aber dem gleichen Manne auf der Straße begegnete, so zog er den Hut. Andere, mit

denen mich eine ältere Bekanntschaft verband, blieben stehen, um mich nach meinem Ergehen zu fragen, und nicht selten entschloß sich einer, mich ein Stück Weges zu begleiten. Einmal hielt ich mich einen Tag in der Bibliothek des Reichstages auf, wurde dort von einem Abgeordneten der Partei gesehen und erhielt nacheinander fünf Besuche. Ich grüßte keinen zuerst, wie ich mich auch niemals wegen der Angriffe beklagte. Kam es dazu, daß die Unterhaltung mein Verhältnis zur Partei berührte, so hieß es, es sei furchtbar schade; gehörte der Mann dem sogenannten rechten Flügel an, wurde gewöhnlich ein Vorwurf laut, daß ich sie in ihrem Kampfe gegen die Linke allein gelassen hätte. Ich wollte dies Verhalten damit erklären, daß der Haß nicht mir, sondern den Gedanken gelte, die ich im Streit mit der Partei entwickelt und ausgesprochen hatte, aber wenn sich die Unterhaltung einmal auf diese Gedanken ausdehnte, stellte sich heraus, daß man gar nicht merkte, wie unvereinbar sie mit dem Geist und den Lehren der Partei waren. Ich sah dann eine Verhaltensweise, die immer fünfe gerade sein ließ, es in keinem Punkte mehr genau nahm und in einem Sumpf von Opportunismus versank.

Nach jeder Unterhaltung solcher Art war ich meines Alleinseins doppelt froh.

Mein alter Freund Franz Laufkötter war endlich Abgeordneter geworden, machte sich bald bei mir bemerkbar, und wir sprachen freimütig miteinander wie früher. Aber auch er war diesem Opportunismus verfallen und sprach wie einer der vielen andern. Die Sozialdemokratie wollte sich mit den Unabhängigen wieder vereinigen, man hatte verhandelt und hatte sich schnell gefunden, im Herbst sollten die beiderseitigen Parteitage darüber beschließen. Ich dachte an die Kämpfe der

Kriegsjahre, an die Tiefe des Abgrundes, der uns damals voneinander getrennt, an die ungeheure Feindschaft, die zwischen uns bestanden hatte. Mit dieser Wiedervereinigung gab die Sozialdemokratie alles preis, was ihr damals nationale Pflicht gewesen war; die Erhebung des deutschen Arbeiters für Volk und Staat, die ein gewaltiges geschichtliches Ereignis gewesen war, wurde verleugnet und zur taktischen Finte herabgewürdigt. Ich sprach davon und gebrauchte starke Worte. Franz Kauffötter meinte, damit müsse man sich abfinden. Ich fragte: „Kannst du das?“ Ja, er konnte es, weil ihm nichts anderes übrig bleibe. Als wir uns trennten, sagte ich, der Abend sei trotz alledem eine Freude für mich gewesen. Er sah mich zweifelnd an und fragte, worin die Freude bestehe. Ich sagte, er habe mir bestätigt, daß ich recht getan habe, mich von der Partei zu lösen; ich hätte in dieser Luft nicht atmen können. „Ja, ja“, sagte er, „es ist grauenhaft!“

Von allen Gefährten der Kampfzeit war mir nur Lensch geblieben. Der hatte sich mit Stinnes gefunden, den er als Unternehmerpersönlichkeit bewunderte, und die Leitung der Deutschen Allgemeinen Zeitung übernommen. Der Parteivorstand hatte ihn darauf aus der Partei ausgeschlossen. Ich schrieb zuweilen einen Aufsatz für das Blatt und ging auf Lenschs Bitten nach Augsburg, wo der Parteitag die Wiedervereinigung mit den Unabhängigen beschließen sollte. Aber dort nahm man eine letzte Rache und verweigerte mir die Einlaßkarte, so daß ich nicht unmittelbar erlebte, wie eine Bewegung der Zukunft auswich und entsagte, die einst eine große Hoffnung gewesen war. Ich sah nur den Widerschein des Vorganges in einigen Menschen, die an ihm beteiligt waren. Ich wohnte im Hause der ‚Drei Mohren‘, das sich auch der Parteivorstand als Quartier ausgesucht hatte, und sah und hörte

dort, wie und in welcher Gesellschaft seine Leute die Abende und Nächte verbrachten. Eines Tages ringelte sich Heilmann an mich heran und sagte: „Nicht wahr, Sie werden doch diese privaten Dinge nicht breittreten?“ Ein Abgeordneter Hildenbrandt, ein redlicher Schwabe, kam zu mir und sagte: „Sie haben es gut; ich muß es ansehen und mitmachen!“ Ein anderer ehrenhafter Mann, der Oldenburger Hug aus Wilhelmshaven, besuchte mich, weil es ihn trieb, mit mir zu sprechen. „Ich überblicke mehr als du“, sagte er, „ich habe noch die schlimmen Jahre des Sozialistengesetzes miterlebt und sehe nun dies Ende. Ich habe mein Haus immer sauber gehalten. In der Revolution überwältigte uns der Mob, und wir sind ihn nicht wieder ganz los geworden. Jetzt stellen wir uns ihm gleich. Du bist jung und kannst noch Hoffnung haben, aber worauf kann ich noch hoffen? Wir werden uns schwerlich noch einmal wiedersehen, aber der alte Paul Hug wird oft an dich denken.“

Solche Äußerungen konnten dazu verführen, an eine Krisis der Sozialdemokratie zu glauben. Aber ich glaubte nicht daran, weil ich sah, daß es auf Menschen dieser Art nicht mehr ankam. Sie hätten ohne Schaden für die Partei gehen können, denn die Zeit war vorüber, wo sie als werbende Vorbilder ihren Wert gehabt hatten. Es ging jetzt ohne sie, weil man nicht mehr um das Volk, sondern um die Masse warb, nicht mehr an Ideale, sondern an Einnahmen dachte. Außerdem waren es alte Männer, die des Kampfes satt waren und der Partei nicht mehr gefährlich werden konnten. Womit auch hätten sie kämpfen sollen? Lensch hatte recht: es fehlte die Idee.

Ich grub mich wieder in meine Studien hinein und förderte das Buch, doch sah ich meine Arbeit jetzt mit andern Augen

an. Die Gewerkschaften waren dem Geiste der Partei wieder so hörig geworden, wie sie es nur je gewesen waren, und mein alter Verband war davon nicht ausgenommen. So verlor die Abrede, auf der das Buch beruhte, für mich ihre Kraft, und ich dachte mehr an die Arbeit als an den Weg, den sie einmal gehen würde. Sie war mir darum nicht weniger wert, und ich betrieb sie so ernsthaft wie zuvor, doch sah ich mich nun mehr und mit größerer Freiheit um. Ehe das neue Semester begann, ging ich auf eine Reise, um unmittelbare Eindrücke von einigen Bauwerken zu gewinnen. Jetzt konnte ich aus dem Vollen schöpfen, es war die schönste Zeit, die ich an dieser Arbeit hatte. Ich lebte in der Formenwelt des romanischen Baustils und sah die ruhige Festigkeit seiner Säulen und Pfeiler, die Rundung seiner Bogen und die gehaltene Mannigfaltigkeit seiner Kapitäle, obwohl ich fern von ihnen an einem Schreibtisch amerikanischer Machart saß. Dabei war es, als dränge sich der Stil zu mir herein, nähme von mir Besitz und überigne mir den Geist seiner Maße und Gestalten; und Worte, Bewegungen und Gedanken unterwarfen sich ihm. Doch es gab kein Verweilen in dieser Welt. Das in den romanischen Formen gebändigte Leben entrang sich ihnen zu kühnerer Offenbarung. Was geschah hier?

Einstweilen konnte ich das auf sich beruhen lassen, denn ich hatte noch andere Dinge zu beschreiben. Es war betrüblich, daß ich den Maurer nicht als einen der ältesten Handwerker ansprechen konnte, der etwa dem Zimmerer und dem Schmied gleichzustellen sei. Der Maurer ist bei uns leider eine jüngere Erscheinung und ist nicht einmal sogleich als Maurer entstanden. Das Versehen der Werkstücke war kein besonderer Beruf; das besorgten die Steinmehzen so nebenher und ließen sich dabei von Knechten zur Hand gehen. An den kleinen zier-

lichen Kapellen und den großen Domen hat der Maurer keinen sichtbaren Anteil. Die in der Erde steckenden Grundmauern aus rohem Bruch wurden der Baukunst nicht zugerechnet und von Knechten hergerichtet, denen Bauleute auf die Finger sahen. In der Stadt gab es neben dem Zimmerer einen vorerst nicht sonderlich geachteten Beruf; das war der Lehmer oder Leimer, der das Fachwerk mit Hecke und Lehm ausfüllte und die Wände außen und innen mit einem Brei aus Lehm und Stroh bestrich und glättete. Aus diesen beiden, diesem Leimer und jenen untergeordneten Leuten, ist der Maurer entstanden. Es tat mir leid, daß ich ihm keine bessere Herkunft nachweisen konnte, doch beschrieb ich dann mit um so größerer Freude, was aus ihm wurde, als der deutsche Norden in die Baugeschichte eintrat und seine gotischen Tore und Kirchen aus gebrannten Steinen schuf. In Tangermünde und Neubrandenburg, in Prenzlau und in Marienburg und in hundert andern Orten stehen die Zeugnisse der Kunstfertigkeit, die der junge Beruf so schnell erwarb.

Drei Monate jubilierte ich Tag für Tag ob der schnell fortschreitenden Arbeit, und Dora Amborn fragte, ob es denn durchaus zwei Bände werden müßten?

Diese Zeit lag wie ein Kausch hinter mir, aus dem ich erwachte und mich zur Wirklichkeit zurückfand. Es gab ein Verhalten, eine Pause, von der ich glaubte, daß sie nur kurz sein würde. Ich stand am Ende der Gotik. Eine neue Bauweise kam auf. Es war gut, ein paar Wochen mit der Arbeit auszusitzen, Abstand zu nehmen und Kräfte zu sammeln, um danach frisch die neue Aufgabe anzugreifen.

So redete ich mir zu. Aber hinter diesem Zureden lag eine Ungewißheit, und es regte sich dort ein Zagen, von dem ich wußte, aus welchem Grunde es kam. Ein wenig hatte ich

schon in das der Gotik folgende neue Bauzeitalter hineingesehen und wahrgenommen, daß man damals mit der Vergangenheit jäh gebrochen hatte. Es mußte eine große Kühnheit dazu gehört haben, eine dreihundertjährige Übung aufzugeben und in den neuen Formen zu bauen, die, wie die Lehrbücher beweiskräftig ausführten, eine Wiederbelebung hellenistischer Formen waren. Ich stand vor diesem Wandel wie vor dem größten Ereignis der Baugeschichte und fühlte, daß ich ihm eine Deutung schuldig war. Ich konnte unmöglich schreiben: ‚Um das Jahr fünfzehnhundert kam eine neue Bauweise auf, welcher wir uns nunmehr zuwenden.‘ So konnte ein Leitfaden zum Schnellunterricht von Bautechnikern den Vorgang abtun, aber ich mußte sagen, woher die neue Bauweise kam. Ich fühlte mich vor eine Entscheidung gestellt, deren Bedeutung ich noch nicht übersah, die ich aber als ernst empfand. Aus diesem Grunde stieg eine Beklommenheit auf, die mich hinderte, der bewältigten Dinge wirklich froh zu werden, und mich außerdem geneigt machte, die Arbeit für etliche Wochen zu unterbrechen.

Ich hatte bei Kensch ein zweistündiges Kolleg belegt, das er zwischen sechs und acht Uhr las, worauf wir zusammen nach Hause fuhren. Wenn mir danach zumute war, stieg ich in Neubabelsberg aus und blieb den weiteren Abend bei ihm. Auf diese Weise erfuhr ich, was in den Hintergründen der Politik geschah. Zuweilen erhielt ich einige Mitteilungen von Scheubner-Richter, der jetzt Adjutant Ludendorffs war oder zu Ludendorffs nächster Umgebung gehörte. Anfang Dezember — wir schrieben das Jahr zweiundzwanzig — empfing ich von ihm einen langen Brief, der mich über Bayrisches unterrichtete und außerdem die Andeutung enthielt, das kom-

mende Jahr werde schwer bewegt sein. Frankreich hole zu einem neuen Schlage gegen uns aus. Etwas später, aber noch vor Weihnacht, hörte ich von Lensch, daß Stinnes nach Paris fahre, um dort von einem Einmarsch abzumahnern.

Es ging um die uns auferlegten Tribute. Das Gold hatte man uns bis auf einen geringen Rest abgenommen. Jetzt zahlten wir in Sachen und hatten die vorgeschriebene Menge an Kohlen und Nutzholz nicht ganz aufbringen können. Wir waren nur wenig schuldig geblieben, doch war der französischen Regierung diese Wenigkeit ausreichend, um die härtesten Zwangsmittel gegen uns anzuwenden. Bei uns war die Entwicklung nicht recht beachtet worden; erst als im Herbst die Linksregierung im Reich zurücktrat und Ebert einen unpolitischen Mann, den Direktor Cuno von der Hamburger Paketfahrt, zum Reichskanzler ernannte, konnte man sich denken, daß irgendwelche neuen Schwierigkeiten bevorständen. Wie nahe sie waren, wußten bei uns nur die Wenigen, die in die Hintergründe blicken konnten.

Die Einzelfragen der Politik begannen für das Volk ihre Bedeutung zu verlieren. Was vor drei Jahren so wichtig gewesen war, daß es selbst ruhige und stumpfe Menschen in Wallung gebracht hatte, war jetzt aus dem Gesichtskreis der Allgemeinheit verschwunden. Die täglichen Gedanken und Sorgen galten fast allein dem schrecklichen Vorgange, den man Inflation nannte. Begonnen hatte er sogleich bei Kriegsbeginn, als ein Gesetz die Reichsbank von der Verpflichtung befreite, die von ihr ausgegebenen Banknoten auf Verlangen in Gold einzulösen, und gleichzeitig eine Darlehnskasse gegründet wurde, die Papierkleingeld ausgab. Das waren notwendige Kriegsmaßnahmen gewesen, die eher beruhigt als erschreckt hatten. Bedenklicher war es, daß das Reich von Stund

an jede Leistung höher bezahlte als vorher. Ich erinnere mich eines Händlers, der als verunglückter Maurer mit Arbeitsfleiß handelte und mir hocheifrig erzählte, daß er einen Militärauftrag erhalten habe und viertausend Hemden liefern müsse, die man unbesehen mit vier Mark bezahlte, während ihr Ladenpreis bis dahin wenig mehr als zwei Mark betragen hatte. Das war nicht Ausnahme, sondern allgemeine Übung und ein erster Schritt auf einer abschüssigen Bahn. Als man für den Wiederaufbau Ostpreußens einige tausend Bauleute suchte und mit uns über deren Beschaffung verhandelte, bot man aus freien Stücken eine Lohnerhöhung doppelt so hoch an, als wir erwarteten und für berechtigt hielten. So ging es vier Jahre weiter, alle sollten gut verdienen, damit sie bei guter Laune blieben. Eine starke Hand hätte dem bei Kriegsende Einhalt tun können. Aber wir waren ein geschlagenes Volk, das jede Verfügungsgewalt über seine Wirtschaft verloren hatte, mußten aus unserer Armut unglaubliche Mengen an Sachwerten und das Gold der Reichsbank den Feinden ausliefern und hatten Regierungen von kleinen Leuten, denen für so große Aufgaben Augenmaß und Sachverstand fehlten. Die konnten der aus der Kriegsnot geborenen Entwicklung nicht Einhalt tun, gaben ihr vielmehr den Weg frei, den wir immer schneller hinabglitten. In der letzten Kriegszeit zahlten wir statt einer Mark deren zwei, zur Zeit der Nationalversammlung vier, auf meiner Sommerreise zu den alten Bauwerken hundert. Jetzt gegen Ende des Jahres galt ein Tausendmarkschein soviel, wie früher etwa fünf Pfennige. Aber eine Woche später war er nur noch halb so viel wert.

Das Leben war aus jeder Ordnung geraten. Es gab Leute, die darüber den Verstand verloren. Auch meiner Wirtin, der alten Züs, fiel es schwer, ihn zu bewahren, und sie

hätte ihn wohl verloren, wenn ich ihr nicht geholfen hätte, sich in den Zehn- und Hunderttausenden zurechtzufinden. Einmal klagte sie, wie schwer es ihr falle, das viele Petroleum zu beschaffen, das ich abends verbrannte: „Hier am Nauener Tor“, sagte sie, „kostet das Liter jetzt sechzehntausend; am Alten Markt soll man es noch für vierzehntausend kriegen. Aber der Weg ist für mich zu weit, ich bin doch nun auch schon vierundsiebzigtausend!“ So ging es alten Leuten; sie hatten sich einst im Besitz ihrer Leibrenten, Konsols, Hypotheken und Kriegsanleihestücke sicher gefühlt und sahen jetzt, wie dieser solide Grund ihres Daseins dahinschwand, ohne daß sie begriffen, wie es geschah und wo er blieb. Alles, was einst fester Geldeswert gewesen war, wurde von der steigenden Papiergeldflut erfaßt und entführt, und diese alten Leute wurden bettelarm; dafür gab es einige tausend andere, die es verstanden, den Strom auf ihre Flug angelegten Rieselfelder zu leiten, wo sich sein Goldgehalt wieder niederschlug. Sie wurden die neuen Reichen. Das ergab einen bösen Tausch.

Gegen Jahresende fuhr ich in die Heimat. Es war mir doch nicht möglich, ganz untätig zu sein, und da ich die Geschichte der Bauleute etwas ruhen lassen wollte, nahm ich mir mit, was ich zuletzt zum ‚Frührot‘ geschrieben hatte, um bereit zu sein, wenn es mich etwa gelüsten sollte, diesen alten Faden wieder aufzunehmen.

Ich ging in jenes Gasthaus, das die Leser des ‚Frührot‘ als die Meine kennen, in dieses einsame Haus, in das vor einem Vierteljahrhundert mein wohlbelesener Kamerad Knust eingeheiratet hatte. Der war schon seit manchem Jahre nicht mehr dort und lebte, wie ich erfuhr, als Witwer in einem kleinen Städtchen. Das Haus war wenig verändert,

und ich ging erinnerungsfroh durch seine Räume; der neue Wirt aber war ein mißlicher Mensch, der mir mit unangebrachter Vertraulichkeit entgegenkam, eine mir nicht zusagende Sprache führte und seine Leute beschimpfte und drangsalierte, so daß ich ihn mir nach Kräften vom Leibe hielt. Der Widerwille, den er mir einflößte, hatte aber eine gute Wirkung, indem er mir den früheren Geist des Hauses eindringlich vor Augen führte und dadurch Anlaß gab, das ‚Frührot‘ gerade dort fortzusetzen, wo die zu diesem Hause gehörigen Erlebnisse begannen. Die Verehrung für das, was einmal war, lenkte mich dabei und ließ mich die Form finden, die jenen Erlebnissen angemessen war.

Doch blieb die Arbeit den langen Abenden vorbehalten, die Tage gehörten einer Hantierung, die ich bis dahin nie geübt, der ich mich aber von Kindesbeinen an verbunden gefühlt hatte. Ich arbeitete mit den Holzhackern am Einschlag. Das tat ich, weil es hoher Winter war und der Körper nach Arbeit drängte, weil das Holzhacken zu meiner Sippe gehört hatte und weil es mir Freude machte, mich unter diesen Männern zu bewegen. Sie waren ihrer neun und hatten zwei schul-entlassene Jungen als lernenden Nachwuchs bei sich. Der Förster, ein ehemaliger Viktorianer aus Potsdam, mit dem ich bekannt geworden war, führte mich bei ihnen ein, und ich wurde in ihre Gilde aufgenommen, doch wußte ich nicht, was die Leute dabei dachten. Manchmal schien es mir, als hielten sie mich für einen Mann, der in höherem Auftrage ihre Arbeit erkunden sollte. Fast zwei Wochen war ich bei ihnen und legte manchen stolzen Baum mit ihnen nieder, arbeitete mit der Schrotsäge, mit dem Klobbeil und scharfem Gezäh, trug etliche Rißwunden und Blutquersen davon, war aber bei allem wohlthun und ließ mich vom Winter durchdringen.

Die Gilde stand unter doppelter Führung, die ich als geistliche und weltliche empfand. Die weltliche war der verordnete Haumeister, der die Weisungen des Försters empfing und danach die Arbeit vergab. Er war ein ordentlicher Mann, der seinen Wald und seinen Beruf kannte, gerecht und kameradschaftlich, doch kamen wir uns nicht näher, und er brachte es nicht einmal über sich, anders als hochdeutsch mit mir zu sprechen. Die geistliche Führung lag bei einem alten Hauer, der Issegrimm genannt wurde. Es gab im Dorfe viele Grimms, die es zu unterscheiden galt; dieser trug seit fünfzig Jahren den Namen Issegrimm. Er hatte ihn verdient und er paßte zu ihm. Ich unterstellte mich der geistlichen Führung, wurde der besondern Ehre theilhaftig, an Issegrimms Schlachtfest teilzunehmen und traf dort einen Bekannten. Da ergab es sich, daß Issegrimm mehr von mir erfuhr, als ich bis dahin gesagt hatte, und daß ich ihm erzählte, wie ich von meinem Vater und meinen älteren Brüdern her der Holzhackerei verbunden sei. Darauf meinte er: „Dat herwe eel schon aan ersten Dage markt: dei kann noch nich Holt hacken, awer hei het et in seele. Art lett nich von Art.“

Den letzten Tag beendete ich schon um die Mittagsstunde. Wir hatten den Vormittag Knorrholz gerückt und saßen in der Röhre am Feuer, etwas abgeschlagen, aber lüstern nach der Scheibensuppe, die dort die Jungen für uns bereiteten. In diesen Augenblicken des Wartens trat der Förster ein, sprach ein paar Worte und gab mir einen Wink. Ich ging mit ihm hinaus. Draußen sagte er: „Die Franzosen sind ins Ruhrgebiet eingerückt.“

Wir gingen ein Stück bis an den Rand der Hauung, und der Förster erzählte, was er aus den Zeitungen wußte. Ich sagte: „Dann ist meines Bleibens hier nicht länger. Ich kann nicht Holzhacker spielen, wenn solche Dinge geschehen.“

Ich ging zurück und nahm die Scheibensuppe in Empfang, die nun fertig geworden war, aber ich fühlte, daß die Leute auf etwas warteten.

Einer war darunter, der nicht hier hergehörte, ein zänkischer Mensch, dem schlimme Dinge nachgesagt wurden; man nannte ihn Dickstiel.

Dickstiel war in Kriegsgefangenschaft gewesen, und es ging die Rede, er habe es so gewollt. Aber Genauus wußte keiner.

Bei den Morgenbrotgesprächen riß er manchmal das Wort an sich, und ich hatte aus seinen Äußerungen geschlossen, daß er eine Zeitung der Unabhängigen lesen müsse. Damit hatte ich recht gehabt.

Dieser Dickstiel wandte sich jetzt an mich und fragte, was geschehen sei. Ich wartete mit der Antwort, bis alle Ohren offen waren, und sagte dann: „Ihre Freunde sind da. Die Franzosen haben das Ruhrgebiet besetzt. Gehen Sie jetzt zu ihnen und rufen Sie: Nie wieder Krieg!“

Zehn Löffel waren unterwegs und standen bei diesen Worten still. Ich weiß nicht, was dieser oder jener sagte, ich weiß nur, was Dickstiel antwortete.

Er sagte: „Ja! Nie wieder Krieg! Aber mit den Franzosen? Ich war in Marokko. Mein Bruder war auch in Marokko. Man hat uns gepeitscht bis aufs Blut. Wir haben hungern müssen, daß uns schwarz vor den Augen wurde. Mein Bruder ist daran gestorben. Vor diesen meinen Augen ist es geschehen, daß man ihn geprügelt hat, bis man ihn als tot wegtrug. Ja! Nie wieder Krieg! Aber wenn es gegen Frankreich geht? Ich schmeiße das Beil weg, wo ich es in der Hand habe, und gehe mit!“

So sprach Dickstiel, und es hat wohl keiner etwas dagegen zu sagen gehabt.

Nach dem Essen verabschiedete ich mich. Der Haumeister sagte: „Dank ook for de Hilfe! Laaten Sei seef mal wedder seihn!“ und Segrimm ging mit bis an den Hohlweg, wo einer der Jungen seine schöne Warte verkrant hatte, die er durchaus wiederfinden mußte, weil es keinen Schmied mehr gab, der ein solches Beil hätte schmieden können.

Vierundzwanzig Stunden später saß ich in der Reichskanzlei und bat den Vertreter des Kanzlers um Zuweisung einer Aufgabe. Das Gespräch kletterte mühsam von Satz zu Satz.

„Jetzt kann unser Volk wieder zusammengebracht werden“, sagte ich.

„Ja, die Begeisterung ist da“, sagte Dr. Hamm.

„Man muß ihr jetzt ein Ziel geben.“

„Das wird erwogen!“

„Ebert hat gestern gesagt, mit diesem Einmarsch habe Frankreich den Vertrag gebrochen. Damit ist das Ziel gesetzt: Los von Versailles!“

Dr. Hamm dachte noch über die Begeisterung nach und sagte: „So groß wie neunzehnhundertvierzehn darf die Begeisterung aber nicht werden!“

Ich wußte nicht, ob er dies Wort bedacht hatte, und schwieg, damit er es berichtigen könne. Aber er schränkte es nicht ein und erklärte es nicht. Da fragte ich, wieviel Prozent Begeisterung von neunzehnhundertvierzehn angemessen und erwünscht seien.

Darüber hatte das Kabinett wohl noch keinen Beschluß gefaßt.

Ich war enttäuscht und wollte gehen, als der Staatssekretär mich aufforderte, selber eine Aufgabe zu nennen. Ich

sagte, es werde ein enges Zusammenwirken mit den Arbeiterverbänden des Ruhrgebietes nötig werden, dafür brauche die Reichsregierung einen Mittelsmann, sie solle mich zu ihrem amtlichen Vertreter in dieser Angelegenheit ernennen; ich würde sofort ins Ruhrgebiet fahren. Dr. Hamm fand diesen Vorschlag erwägenswert und versprach mir Bescheid.

Die Unterhaltung hatte mich kleinlaut gemacht: zum erstenmal in meinem Leben hatte ich mich angeboten und beworben und fühlte, daß man mich nicht wollte. Es überraschte mich nicht, daß ich keinen Bescheid erhielt. Die einzige spürbare Wirkung dieses Schrittes war, daß ich wieder unter stille Polizeiaufsicht kam. Ich hatte in Ostpreußen zu tun und sprach in Königsberg beim Regierungspräsidenten vor. Der empfing mich mit den Worten: „Ich wußte, daß Sie kommen würden, die Polizei hatte Sie schon avisiert.“ Danach fuhr ich nach dem Westen und besuchte die in Bielefeld eingerichtete Hauptstelle unserer Abwehr. Ich hatte sie eben verlassen, als ein Fahnder aus Berlin dort eintraf, der den Auftrag hatte, meine Beziehungen festzustellen und mich im Guten oder Bösen dort zu entfernen. Ich vermutete nicht nur Preußen, sondern auch die Reichsregierung hinter diesen Maßnahmen; der Kanzler Cuno hat jedoch nichts davon gewußt und hat nicht einmal von meinem Anerbieten erfahren.

Ich kehrte zum Schreibtisch und zu den Büchern zurück, hörte wöchentlich zwanzig Vorlesungen und suchte mich zu beruhigen.

Diesmal ging es über meine Kraft. Es gab keine Ruhe, es gab nur Jörn und Schmerzen. Denn ich lebte nicht nur aus den Zeitungen, ich erfuhr, was in dem Abwehrkampfe geschah, und hörte täglich, wie dieser Kampf in Berlin betrogen und verraten wurde. Was Cuno vormittags den

Fractionsführern mitteilte, war am nächsten Morgen in Paris bekannt.

Es war am Abend eines heißen Maitages, als ich beim Verlassen des Zuges erfuhr, daß Schlageter am kommenden Morgen erschossen werden solle. In den Berliner Ämtern hatte man mit der Begnadigung gerechnet. Es war eine lange Nacht, und es blieb mir kein Gedanke und keine Vorstellung erspart, die bei solchem Wissen kommen können. Dergleichen kann man keinem Zweiten mitteilen; ich trug es allein, als ich am Morgen wie sonst im Zuge saß, durch das Brandenburger Tor zur Universität ging und unter hundert anderen Menschen dem Professor zuhörte.

Ich könnte fast den Tag angeben, wo über Cunos Kopf hinweg der Frieden mit den Franzosen gesucht wurde. Ende Mai hatte Poincaré das Angebot der deutschen Linken in der Hand, aber er ließ die Leute noch warten.

Cuno warb um die Unterstützung Englands und war damit auf gutem Wege, denn England konnte nicht dulden, daß die Franzosen, denen die Saarkohlen auf fünfzehn Jahre überantwortet waren, jetzt noch das Ruhrgebiet in ihre Hände brachten. Nie und nimmer konnte England den Franzosen einen solchen Machtzuwachs gönnen. Darum war es richtig, daß Cuno sich um englische Hilfe bemühte. Doch lag es im englisch-französischen Verhältnis begründet, daß man dabei nur an diplomatische Hilfe denken durfte. Eine Handhabe hatte sich die englische Regierung alsbald geschaffen, indem sie den Einmarsch der Franzosen durch den höchsten englischen Gerichtshof als einen Rechtsbruch erklären ließ.

Aber Cuno kam zu langsam vorwärts, zumal alle seine Schritte früher in Paris bekannt waren, ehe sie in London wirken konnten. Mit der Besetzung des Ruhrgebiets war der

deutschen Wirtschaft die Pulsader geöffnet, es kam auf Tage an, und es verging Tag um Tag, ohne daß Cuno merklich vorwärtskam. Seine Feinde ließen die Zeit nicht ungenützt. Mitte Juli hatte sich eine Front von Breitscheid bis Stresemann um Cuno geschlossen, er war politisch eingekreist und wußte es nicht einmal.

Um diese gleiche Zeit hatte er den ersten Erfolg, eine Erklärung der englischen Regierung, in der Hand und rief die Fraktionsführer zusammen, um sie von dieser günstigen Wendung zu unterrichten. Er erwartete die Glückwünsche der Fraktionsführer und mußte erleben, daß man ihm das weitere Vertrauen verweigerte und seinen Rücktritt forderte. Er ging zu Ebert, aber der hielt ihn nicht. Stresemann bestieg den Stuhl. Ein langes Trachten ging in Erfüllung.

Jetzt war ich bereit, Verschwörer zu werden. Bis zu diesen Ereignissen hatte ich mich an einen Spruch gehalten, den ich als Schuljunge übend abgeschrieben hatte:

Des Vaterlandes echter Sohn
Spricht niemals dem Gesetze Hohn,
Fern sei's, daß er es je verleg',
Er selbst ist lebendes Gesetz!

Dieser alte Spruch unbekannter Herkunft hatte mir oft mahnend vor Augen gestanden. Jetzt verwarf ich ihn. Aber ich fand keine Verschwörung, die mich aufgenommen hätte. Der um die Zeitschrift 'Gewissen' gescharte Kreis kam über Zusammenkünfte zur Anhörung guter und schlechter Reden nicht hinaus. Leute des Jungdeutschen Ordens meinten, die Stunde sei noch nicht gekommen. Im Osten, in der Neumark und Grenzmark und bis nach Pommern hinauf, gab es halbsoldatische Ansammlungen, ich lernte sie, als das Sommersemester überstanden war, auf Reisen kennen und suchte Ver-

kehr mit ihren Führern. Aber die hüteten ihr Geheimnis, und ich machte mich ihnen nur verdächtig, als ich danach forschte. In Berlin beobachtete ich den schnell fortschreitenden Verfall der staatlichen Ordnung. Die Währung raste jetzt den letzten Steilhang hinab. Der Millionenschein lag schon hinter uns, einige Wochen zahlten wir mit Milliarden, dann kam die Billion. Die Regierungsparteien wagten sich nicht mehr öffentlich zu zeigen. Reichstagsabgeordnete erröteten, wenn sie im Zuge ihre Freikarte hervorziehen mußten. Der weimariſche Staat war am Ende. Die Macht lag in Berlin auf der Straße. Aber es war keiner da, der sie aufhob. Was die Ansammlungen im Osten etwa geplant hatten, verpuffte Anfang Oktober in Küſtrin als ein kleines Abenteuer, das einige Menschen ins Gefängnis brachte, denen ich helfen konnte, es bald wieder zu verlassen.

Nun blickte ich nach Bayern. Scheubner-Richter hatte seit Monaten geschwiegen. Ich schrieb ihm, es gehe zwar gegen den Zug der deutschen Geschichte, von Bayern entscheidende Taten für das Reich zu erwarten, doch seien die Dinge in solcher Bewegung, daß man selbst das für möglich halten müsse; jedenfalls sei Bayern jetzt unsere einzige Hoffnung, und er möge mir schreiben, ob er mir raten könne, nach Bayern zu kommen.

Der Brief blieb ohne Antwort.

Dafür kam ein Brief des frühern Meinewirtes, der mich auf das freundlichste einlud, ihn für ein paar Wochen zu besuchen. Das Leben war schwierig geworden. Ich hatte meinen kleinen Besiß an Silber verkauft und nur behalten, was ich der ihm anhaftenden Erinnerungen wegen nicht missen mochte. Meine gute Büchse hatte ich bei einem wucherischen Waffenhändler gegen Papier eingetauscht, um den leeren Kohlen-

keller der alten Züs zu versorgen, was leider nur mangelhaft gelungen war. Wie sollte ich das Fahrgeld zu einer solchen Reise beschaffen? So gern ich gefahren wäre, ich mußte wohl darauf verzichten.

Anderntags kam die alte Züs mit der Frühpost herein, legte mir einen Brief vor und sagte, sie möchte gern die fremden Marken dieses Briefes. Er war aus Schweden, und als ich ihn öffnete, zog ich fünf Zehnkronenscheine heraus. Ich kam gar nicht dazu, den Leichtsinn zu tadeln, der so großes Geld einem gewöhnlichen Briefe anvertraute, denn die Freude über solchen Reichtum ließ derartige Gefühle nicht aufkommen. Es war ein unerwarteter Segen, denn ich hatte nicht wissen können, daß „Evenska Dagblad“ meinen Aufsatz über Deutschlands Lage nach dem Ruhrkampf der Übersetzung und des Abdrucks würdig befunden hatte. Fünfzig schwedische Kronen waren ein gewaltiges Geld. Dafür konnte ich den Keller der alten Züs mit Kohlen füllen bis obenhin und konnte Deutschland durchreisen von einer Grenze zur andern. Nun konnte ich auch zum Meinewirt fahren und tat es ohne Säumen, so daß ich vor ihm stand, noch ehe er eine Antwort hatte erwarten können.

Wir kannten uns seit fünfundzwanzig Jahren, und in dieser Zeit war, obwohl wir uns selten gesehen und nicht viel öfter Briefe geschrieben hatten, aus dieser Bekanntschaft eine Freundschaft geworden. Wir waren weder durch Sippe noch Beruf verbunden, hatten von Haus aus an verschiedenen geistigen Orten gestanden und gehörten doch irgendwie zusammen. Das beruhte nicht nur auf Achtung und Zuneigung, denn die verband mich mit vielen Menschen, ohne daß es mir je in den Sinn gekommen wäre, sie auf Tage und Wochen zu besuchen. Das Besondere unserer Freundschaft war, daß

wir nie von ihr sprachen und daß sie jahrelang ruhen konnte, ohne darunter zu leiden.

Das kam uns zum Bewußtsein, als wir uns begrüßt hatten und über den Hof ins Haus gingen. „Es ist noch alles wie früher“, sagte der Meinewirt; „da stehen die Giebel, die du gemauert hast, und im Garten ist dein Ruheplatz, er ist ein bißchen dichter geworden seitdem, und nun bist du wieder hier. Zwischen den Giebeln und dem Ruheplatz liegen fünfzehn Jahre, und zwischen dem Ruheplatz und heute sechs; das sind lange Zeiten, aber ich habe doch oft an dich gedacht. Eigentlich gehen wir uns gar nichts an; aber jedesmal, wenn ich von dir las oder hörte, mußte ich denken: wann wird er einmal wieder über den Hof gehen und unter den Büschen liegen?“ Ich pflichtete ihm bei: „Ja, was haben wir im Grunde miteinander zu tun?“ Der Meinewirt legte mir die Hand auf die Schulter: „Aber wir freuen uns, daß du gekommen bist.“

Frau Regina erwartete mich in der Haustür: „Du bist noch immer die Königin und die Schönste allhier!“ sagte ich, als ich die drei Stufen der Freitreppe hinaufgestiegen war. Sie wußte, daß es trotz ihres leichtergrauten Haares nicht gespottet war, und nahm mich freundlich auf. „Königin!“ sagte sie. „Jetzt denkt man bei diesem Wort wirklich an Märchen. Aber die Zeit der Märchen ist vorüber.“

Draußen auf dem Felde war man beim Kartoffelroden. Als wir am Kaffeetisch saßen, fragte ich, ob ihr Sohn Eberhard bei den Leuten sei. Der Meinewirt lachte trocken auf: „Nun wirst du dich wundern. Eberhard sitzt!“ Ich wunderte mich wirklich. „Ja, er hat sich nicht halten lassen“, sagte der Meinewirt. „Nun sitzt er. Erst saß er in Küstrin, jetzt haben sie ihn nach Glogau gebracht. Er war beim Bunde Oberland

in Schlessien, lungerte dann hier herum und ist uns im Frühjahr davongelaufen, ins Ruhrgebiet. Wo was los war, mußte er dabei sein. Im Ruhrgebiet hatten ihn die Franzosen geschnappt, aber er hat sich losgeschwindelt und ist dann zur Schwarzen Reichswehr gegangen. Von der Geschichte in Küstrin hast du gehört; er ist selbstverständlich dabei gewesen. Was meinst du, wie lange die Kerls werden sitzen müssen, — ich rechne auf zwei Jahre?“

Frau Regina war ob dieser Worte bestürzt, sah mich mit erschreckten Augen an und fragte, ob auch ich das für möglich hielte. Darauf konnte ich ihr keine Antwort geben, doch merkte ich mir die Sache; wenn ich auch fern der Regierungsgewalt lebte und von ihrer Polizei mißtrauisch beobachtet wurde, so konnte ich doch hier und da noch einiges ausrichten, und ich zögerte in diesem Falle nicht, es zu tun.

Der Meinewirt erzählte, wie Eberhard im Ruhrgebiet den Franzosen in die Hände gefallen und wieder entschlüpft war: er hatte es im Plane der Zerstörungen dort übernommen, eine wichtige Schleusenanlage in die Luft zu sprengen, war mit dem nötigen Sprengstoff in das Schleusenwerk eingestiegen, hatte seine Eier dort gelegt und zur Zündung vorbereitet und war dann durch das Mannloch von einer französischen Streife bemerkt und festgenommen worden. Sie brachte ihn nach Recklinghausen, wo der Divisionsstab lag. Dort wurde er sofort verhört. Man hielt ihm vor, daß jede Annäherung an die Schleusenanlagen streng verboten sei. Eberhard sagte, das wisse er, doch könne es für ihn nicht gelten, da er der Schleusenmonteur sei und nach seiner Dienstweisung jeden Tag in die Schleuse hineinsteigen und sie nachsehen müsse. Er habe nur seine Dienstpflicht erfüllt, von der ihn noch niemand entbunden habe. Die Franzosen konnten

seine Erzählung nicht nachprüfen, sie konnten ihm nur glauben oder nicht glauben, und entschieden sich nach stundenlangem Verhör dahin, ihn wieder laufen zu lassen, bedeuteten ihm aber, daß er sich künftig nicht wieder bei der Schleuse blicken lassen dürfe, sonst käme er vor das Standgericht. Darauf ließ man ihn durch ein paar Soldaten zurückbringen.

Eberhard war nach diesem Ausgang dreist genug geworden, seinen Begleitern unterwegs klarzumachen, daß sie ihn einmal noch in die Schleuse hineinlassen müßten, denn er sei am Vormittag mitten in der Arbeit gestört und abgeführt worden und müsse noch ein paar wichtige Hebelverbindungen anziehen, sonst könne es schon am nächsten Tage ein großes Unglück geben. Da die Soldaten seine Harmlosigkeit für ausgemacht hielten, gingen sie darauf ein, ließen ihn, als man bei der Schleuse angekommen war, einsteigen, warteten sein Wiedererscheinen ab und führten ihn noch bis zu dem befohlenen Punkte. Da war Eberhard frei, und die Soldaten gingen zurück.

Eine Stunde später flog die Schleuse in die Luft, und Eberhard konnte seinem Truppführer melden: Befehl ausgeführt! Den Franzosen muß der Sachverhalt bald klar geworden sein. Nach diesem Streich war Eberhards Verbleiben im Ruhrgebiet unmöglich, doch hatte man ihn zu Hause nicht halten können, er war zur Schwarzen Reichswehr gegangen.

„Und nun sitzt er im Gefängnis!“ sagte der Meinewirt. „Verstehst du das?“

Gegen Abend gingen wir aufs Feld zu den Kartoffelrodern. Vor der Schenke, an der wir vorüber mußten, stand der Wirt, ein häuchiger Mann, der wenig einladend ausah. Mein Freund grüßte ihn nicht. „Das ist unsere Obrigkeit“, sagte er,

als wir vorüber waren. „Früher war er im Kriegerverein, jetzt ist er rot. Der und der Dorffschuster regieren uns, die beiden schofelsten Kerle, die aufzutreiben waren.“

Als er noch davon sprach, erblickten wir zwei Männer, die aus einem Seitenwege herauskamen und wie wir dem Felde zustrebten. Sie hatten uns nicht bemerkt und gingen nebeneinander vor uns weiter, „Sieh dir diese beiden an!“ sagte der Meinewirt. „Der links ist ein Zimmerer namens Zacharias. Er ist ein ordentlicher Mann, hat ein kleines Haus am Brink und führt ein rechtliches Leben. Ich habe ihm zwei Morgen Kartoffelland verpachtet, was ich sonst nicht tue; aber der Mann hat fünf Kinder. Rot ist er bis auf die Knochen und ist es schon seit langen Jahren. Er hat immer in Halberstadt gearbeitet; da mußte er wohl rot werden. Der hätte unser Vorsteher werden müssen! Aber er war im Kriege bei Mackensen in der Walachei und kam erst gegen Weihnachten zurück, als die Posten schon alle verteilt waren. Nun muß er mit seinem ehrlichen Namen die Gaunerwirtschaft der anderen decken und ist leider dumm genug dazu.“

Das war das alte Lied und mir wohlbekannt.

„Sieh dir den andern an: das ist Athenstädt, alter Adel. Du kennst das Dorf hier in der Nähe, das ebenso heißt. Die Familie ist dort einmal begütert gewesen, aber das ist schon lange her, und es ist nichts davon übriggeblieben. Dieser war in seiner Jugend ein Weltreisender und ist ein gelehrter Mann, aber jetzt so arm, daß er nicht einmal zu Mittag ißt. Er hat sich auf einem Hofe eingemietet und wird dort so halbwegs unterhalten, aber mit vieler Politesse, denn er kann mächtig grob werden, wenn ihm einer etwas anbietet. Sieh dir die beiden an: der rote Zimmerer und der alte Edelmann! Ist das nicht ein schönes Bild?“

Wir bogen bald zum Felde ab und musterten die Ernte, türmten das mit Eggen zusammengeschleifte Kraut auf, setzten es in Brand und warfen ein paar Hände voll Kartoffeln ins Feuer, wo sie gar werden sollten. Die Leute machten Feierabend, und wir waren allein und saßen vor der heißen Asche, aus der wir die angekohlten Kartoffeln hervorholten. Dabei sprachen wir vom Acker und der Ernte, vom Regenschatten des Brockens, der dem guten Boden dieses Landstriches so oft die nöthigen Niederschläge vorenthält, von den Sorgen und dem Arger des Landmannes, und gerieten von dort, ehe wir uns dessen recht versahen, in das Gestrüpp der politischen Dinge.

Ich wußte wohl, daß es nicht anders ging, und verschloß mich nicht den mancherlei Fragen und fragweisen Bemerkungen des Meinewirts, doch nahm unsere Unterhaltung einen Lauf, der mich wenig befriedigte. Es schien mir schon bei diesem ersten Gespräch politischer Art, als ob er Ansichten und Urtheile zurückhalte, die sich irgendwie gegen mich richteten, und als ich seine Bemerkungen genauer aufnahm, klangen sie mir, als wolle er mich irgendwelcher Unterlassungen zeihen und mich für mehr verantwortlich machen, als von allem Ungeratenen auf mich entfiel; auch später, als wir im Hause unsere Unterhaltung fortsetzten, fühlte ich mich von unausgesprochenen Vorwürfen beschwert. Das wurde an den folgenden Tagen nicht anders.

Die Woche verging in solcher Umschattung unseres Zusammenseins. Ich nahm die Flinte und den Hund des Meinewirts und spürte den Hühnern und Fasanen nach, die seine Weidlust übriggelassen hatte, schoß aber wie verhext immer vorbei und konnte damit das Mißbehagen nur noch vermehren. Es war sehr freundlich gedacht, daß man zum Sonntagabend

einige Nachbarn und Bekannte zu einem Essen einlud, doch saß ich ziemlich dumm und steif zwischen den Gästen, die alle eine Selbstzufriedenheit herausstellten, von der ich nichts wußte; ich trug an der Schwere der Zeit und nahm ihnen Behagen und Fröhlichkeit übel, so daß ihr feistes Lachen in meiner Nähe einfrohr.

Frau Regina fühlte das bald heraus und wußte es einzurichten, daß ich mich nach dem Essen mit dem alten Athenstädt zusammenfaßte.

„Wir haben etwas gemeinsam“, sagte er; „wir sind beide weite Wege gegangen, Sie im Geistigen und unter den Menschen, ich im Raum; Sie sind im Leben von der Tiefe zur Höhe aufgestiegen, ich habe das auf unserer lieben kleinen Erde getan.“

So war gleich eine Brücke zwischen uns geschlagen, und wir gingen hinüber und herüber, jeder dem andern gern das Wort gönnend, um zu hören, was ihm selber neu und fremd und doch gut und nützlich zu wissen war.

Ich vernahm erstaunliche Dinge von seinen Reisen, die ihn erst nach Afrika, später nach den großen Sundainseln und schließlich nach Indien und dem innern Asien geführt hatten. Zuerst, wie er sagte, nur auf Zeitvertreib bedacht, war in ihm der Forscherdrang aufgebrochen, und er hatte ihm nachgegeben und sich weit in das unbekannte Asien ziehen lassen. Mehr als zwanzig Jahre hatte er auf Reisen zugebracht und war erst wieder seßhaft geworden, als er fühlte, daß er seine Kräfte verbraucht hatte.

Es klang mir, der ich dergleichen noch nie gehört hatte, wie ein Märchen, was er mir von seinen Erfahrungen mit den Vogileuten in Indien offenbarte. Das waren so seltsame und widerwärtige Dinge, daß mich immer etwas abgehalten

hat, sie weiter zu erzählen. Auf eine andere Weise erstaunlich waren seine Beobachtungen unter den Völkern Innerasiens. Wieder und wieder hatte er dort einzelne hellhäutige blonde Menschen vom Aussehen der Nordeuropäer getroffen, zuerst, ohne solchem Vorkommen Bedeutung beizumessen, dann aber ihrer Verbreitung nachspürend, und hatte sich danach zu den kühnsten Schlüssen berechtigt geglaubt. Jahrtausende vor der geschichtlichen Völkerwanderung, so nahm er an, müßten Nordeuropäer in großer Zahl Asien durchzogen und auf ihren Wanderungen den fernsten Osten erreicht haben. Dabei meinte er Zusammenhänge zwischen diesen Zügen und den asiatischen Kulturen zu sehen, zu denen ich doch zweifelnd den Kopf schütteln mußte.

An einem Nachmittage besuchte ich ihn in seiner Unterkunft, blätterte in den Zeichnungen und Lichtbildern, deren er Hunderte besaß, und folgte auf der Karte den Linien, die das Wandern der Nordeuropäer veranschaulichen sollten. Sie waren für meine Augen ein unentwirrbarer Knäuel, er aber wußte sie in jeder Einzelheit zu begründen und erging sich in den gewagtesten Vermutungen über die Folgen solcher Durchtränkung Asiens mit arischem Geblüt. Wo eine nennenswerte Kultur entstanden war, konnte sie nur auf arische Befruchtung zurückgehen. Ich widersprach nicht, denn ich kannte nichts davon, und hörte still zu und sah in seinen Worten die Bilder dieser Kulturen aufsteigen und niedergehen.

„Und dies ist das Ende: dieser Metökenstaat mit seiner Zerknirschung und Jämmerlichkeit! Der ganzen Erde sind wir das Salz gewesen und sind jetzt das elendeste Volk auf ihr!“ sagte Athenstädt, ordnete seine Mappen und warf sie mit der Gebärde der Verzweiflung in ihre Lade zurück.

„Wie können Sie so sprechen?“ fragte ich. „Es ist oft mit

uns hinuntergegangen, und jedesmal haben wir aus der Erniedrigung die Kraft zu neuem Aufstieg gewonnen!"

„Sie hoffen noch?“ sagte er.

„Hätte ich keine Hoffnung, so würde ich nicht mehr leben“, antwortete ich.

„Geben Sie mir Ihre Hoffnung!“ sagte Athenstädt.

Ich versuchte es, aber es ist mit der Hoffnung ein eigen Ding; sie folgt nicht immer unserm Rufe, wenn wir sie hervorlocken und ihr Dasein beweisen wollen, sie ist eigenwillig und verhält sich zuweilen wie jene Kinder, deren frühe Künste man dem Besucher gern zeigen möchte, und die gerade dann wie dumme Putten dastehen. So war es diesmal mit meiner Hoffnung; ich konnte sie dem andern nicht beweisen, soviel ich von ihr sprach.

Als ich mich von Athenstädt verabschiedete, sagte er: „Wir haben etwas gemeinsam, aber es besteht zwischen uns auch ein Unterschied: Sie sind ein Anfang, ich bin ein Ende. Verstehen Sie das?“

Er mußte es deutlicher sagen.

„Nun, ich bin ein alter dürrer Stecken, ich bin der zwei- undsiebzigjährige Athenstädt, soweit ich weiß, der Letzte dieser Sippe, die ums Jahr sechshundert mit einem Zuge edelfreier Schwaben hierherkam und ihr Haus baute. Mit mir ist der Faden zu Ende. Ich bin nur noch eine Faser, die der Wind vor sich hintreibt. So, wie mit mir ein Haus verschwindet, so geht der Adel überhaupt dahin. Was vom Adel in den Städten lebt, zählt nicht mit. Der Adel gehört aufs Land, ohne Acker kann kein Adel bestehen. In hundert Jahren wird der Landadel verschwunden sein, wenn man ihn nicht etwa zuletzt unter Denkmalschutz stellt. Also das bin ich: ein Ende. Sie sind etwas anderes. Sie kommen von unten, Sie sind ein Anfang.“

In der Thür nahm Athenstädt noch einmal das Wort: „Ich will Ihnen noch etwas sagen. Es soll das Abschiedswort sein, damit Sie es gut behalten. Wenn Sie jemals aus diesem Metökenstaat wieder einen ehrlichen Staat machen, so vergessen Sie nie, daß der Staat eine aristokratische Angelegenheit ist und nur in den Händen einer Aristokratie gedeihen kann. Aber nun halten Sie mich nicht für einen Narren! Aristokratie ist Charakter, kein Name. Ein Staat ist immer soviel wert, wie die Menschen, die an seiner Spitze stehen. Behalten Sie das!“

Es regnete. Der Brocken hatte es nicht verhindern können, daß ein schwerer Wolkensack über diesem Lande hing und sich nach einigem Zögern öffnete. Nun strömte es mächtig nieder, und der Meinewirt lachte und sagte am Abend, es seien schon zwanzig Millimeter Regen gefallen. Am andern Morgen waren es vierundvierzig, und jetzt hätte es aufhören sollen. Aber der Regen hörte nicht auf, sondern änderte nur seine Weise, indem er nicht mehr in rauschenden Garben, sondern als feiner Wasserstaub niederging, der im Winde ein schwermütiges Lied summt.

Einen zweiten Tag in der Stube zu versetzen wollte auch mir nicht gefallen, und so stimmte ich gern zu, als mein Gastgeber eine Fahrt in den Wald vorschlug, wo sich müde Pferde auf einer Koppel erholten.

Wir fuhren im Einspanner und kamen nur langsam vorwärts, so daß ein paar Stunden vergangen waren, als wir an den Rückweg dachten. Aber ehe wir das freie Feld erreicht hatten, kam es dem Regen in den Sinn, die stärkere Weise wieder aufzunehmen, der wir weder das Pferd noch uns selber aussetzen wollten, so daß wir unter den Schirm hoher Saum-

tannen lenkten, um hier ein Nachlassen des Regens abzuwarten.

Man kommt dem Walde selten so nahe wie bei solchem Warten, wenn draußen der Regen rauscht, der in den dichten Tannen sich verfängt, wo es von ihm nur ein wenig stäubt und rieselt, so daß man sich leidlich geborgen weiß und ganz frei ist für die eigenen Gedanken oder für die Worte des andern. Dazwischen hat man ein offenes Auge für das kleine Getier, und wenn das Glück es will, sieht man auch etwas von den großen Waldgeschöpfen und ihrem natürlichen Treiben. Von dieser Art war unser Aufenthalt; wir hatten das Pferd versorgt und saßen unter den Tannen, und das Wort ging hin und her, kreiste um die Schrecknisse der Geldentwertung und suchte zu ertasten, was nach ihnen kommen mochte. Da es aber keinen Anhalt fand, kehrte es um und begann den Ursprüngen des Unheils nachzuspüren.

Meine Gedanken fühlten sich von der Vergangenheit angezogen, und ich ließ sie schweifen und laut werden und sprach von den Spannungen der Vorkriegszeit, die ich mit einem Siedeverzug verglich. Der Meinewirt wollte das Wort erklärt haben, und ich gab die Erklärung, daß man Wasser bei ruhiger Erwärmung auf den Siedepunkt und darüber hinaus bringen könne, ohne daß es sich im geringsten bewege. Das sei der Siedeverzug; in diesem Zustande genüge eine leise Erschütterung, um das Wasser in die heftigste Wallung zu bringen.

Wir sprachen über die Schwächen und Grenzen dieses Gleichnisses; doch da geschah es, daß der Meinewirt sich halb aufrichtete und fast gewaltsam die Worte herausstieß: „Hier liegt dein großer Fehler!“

Ein wenig ahnte ich, was er meinte, war aber doch betroffen und fragte, worin mein Fehler bestehe.

Noch ebenso heftig sagte der Meinewirt: „Du hättest müssen zum Kaiser gehen!“

„Zum Kaiser gehen!“ wiederholte ich. „Glaubst du, daß ich zu ihm gekommen wäre?“

„Vielleicht wärst du zu ihm gekommen“, sagte der Meinewirt. „Du warst doch Arbeiterführer: wenn du damals, als ihr in der großen Aussperrung standet, hingegangen wärst, hättest gesagt: ich bin der und der und will den Kaiser sprechen, — ich glaube, man hätte dich nicht zurückgehalten!“

„Und was wäre dann geschehen?“

„Das weiß ich nicht! Aber du hast es ja nicht getan! Du hast gewußt, wie es stand, und hast es nicht von dir gesagt. Das ist dein Fehler.“

Diese Gedanken waren mir nicht fremd. Es hatte vor dem Kriege eine Zeit gegeben, wo ich wieder und wieder erwogen hatte, ob ich einen solchen Versuch unternehmen sollte. Aber der Kaiser hatte sich die Schwarzseher verboten; ich hatte es unterlassen. Als wir später sahen, wie schwer der Krieg wurde, war mir der Gedanke wiedergekommen, und da hatte ich es gewagt, dem Kaiser eine lange Schrift zu senden. Das Hofamt hatte mit anderthalb nichts sagenden Zeilen geantwortet, eine Wirkung hatte sich nicht gezeigt.

Aber davon wußte mein Freund nichts, es hatte kein Mensch davon gewußt, bis man in Hamburg meine Briefe gefunden und durchforscht hatte. Es war mir übel angestrichen worden. Und nun hewies mir der Meinewirt, wie schuldig ich war: „Du warst der Mann, der hätte sprechen müssen! Was nützen deine Einsichten, und was hat das Volk von deinem guten Willen, wenn du schweigst?“

Ich ließ ihn reden, bis er von selber aufhörte. Dann erzählte ich, und er hörte mich ruhig an, und ich sah, daß ihm sein

Vorwurf leid tat. „Es ist mir eine Grenze gesetzt“, sagte ich; „manches kann ich, aber eins kann ich nicht: ich kann mich nicht herandrängen. Das ist meine Schuld. Aber wenn der eine Schuld trägt, der eine Mahnung unterläßt, so trägt auch der andere eine, der von der Mahnung abschreckt.“

Eine Weile sahen wir still in den grauen Regenschleier vor uns; dann sagte der Meinewirt: „Regieren ist doch furchtbar schwer, und am schwersten ist die Hauptsache, nämlich, daß der Regent immer die Wahrheit erfährt!“

Es war weit über Mittag, als wir zum Hofe zurückkamen. Frau Regina hatte uns mit Ungeduld erwartet, doch zürnte sie nicht, sondern zeigte uns das fröhlichste Gesicht, so daß der Meinewirt fragte, ob sie etwa das Große Los gewonnen habe.

Sa, Frau Regina hatte ein großes Los gewonnen, und sie zog es hervor und hielt es dem Manne unter die Augen.

Es war ein Telegramm: Eberhard war frei und meldete seine Ankunft für den späten Nachmittag an. Da schloß der Meinewirt seine Frau Regina in die Arme, und Frau Regina konnte der Freude nicht Herr werden und weinte, wie eine Mutter bei solcher Freude wohl weinen muß.

Ich ging in die Stube. Aber dann hörte ich den Meinewirt rufen: „Das ist er gewesen!“ Und dann kamen sie beide herein und wollten wissen, wie Eberhard frei geworden war. Das war leicht und einfach zu erzählen.

Obwohl es noch immer regnete, wollte doch keiner zurückbleiben, als der Zweispänner angeschirrt war. Alle drei kletterten wir in den Wagen, und der Meinewirt schwang die Peitsche, daß die Pferde mit Ungestüm ins Zeug gingen. Die Leute im Dorfe sahen uns nach, wie wir an ihnen vorüber-

jagten, und einige riefen: wohin? Aber sie bekamen keine Antwort. Was bedurfte es der Worte? Sie konnten es doch der Frau Regina ansehen, daß sie ihrem Jungem entgegenfuhr.

Als wir in Halberstadt in die Bahnhofstraße einbogen, rasselte schon der Zug über die Weichen, und als wir vor dem Bahnhof hielten, sahen wir, wie Eberhard sich durch das Gedränge arbeitete, um nach draußen zu sehen, denn er hatte sich wohl gedacht, daß man ihn abholen würde.

Nur wenige Tage nahm ich noch an der Freude teil, dann mußte ich zurück. Das Wintersemester begann, und ich ging an meine gewohnte Arbeit.

Es war der fünfte Jahrestag der Novemberrevolution. In der Eingangshalle der Universität hielten einige Verbindungen Stehkonvente ab, auch das kleine Häuflein der sozialistischen Studenten steckte in einer Ecke die Köpfe zusammen. Ich hatte schon zwei Vorlesungen hinter mir und mußte hinüber zum Aulagebäude, wand mich durch die überfüllte Halle, und stand, als ich hinaus trat, vor Dora Amborn.

Ich war verwundert, denn es war eine Zeit, in der sie zu unterrichten hatte.

Sie hatte Urlaub genommen, weil sie nicht unterrichten konnte, ihr Herz war zu voll der Freude über das, was am Abend zuvor in München geschehen war. Ich hatte noch keine Zeitung gesehen und wußte nichts davon. Sie gab mir das Blatt mit dem Bericht, ich las ihn, während wir langsam die Linden hinuntergingen. Der Bericht enthielt nur die Abendereignisse im Bürgerbräu, die in dem Bündnis Hitler—Ludendorff—Kahr gipfelten. Dora Amborn zeigte auf eine Stelle in Hitlers Rede und sagte: „Ist es nicht herrlich, daß

solche Worte wieder gesagt werden? Vielleicht gelingt nicht alles so, wie es gedacht ist. Aber daß ein solcher Wille da ist und daß er vor Tausenden laut wird —“

Ich schwieg, denn ich war betrübt, daß ich nicht dabei war. Ich hatte doch fünf Jahre auf diese Stunde hin gekämpft und gelitten! Aber davon mochte ich nicht sprechen.

Die folgenden Tage begruben alle Hoffnungen. Man mußte es aushalten, man mußte sich einen Ruck geben, damit man stark wurde, dem Zusammenbruch aufrecht standzuhalten und den Glauben zu retten.

Erst nach einer Woche las ich, daß Scheubner-Richter an Ludendorffs Seite gefallen war. „In fünf Jahren haben wir ein neues Deutschland!“ hatte er in Riga gesagt. Nun war er tot. —

Meine Arbeit am Buch der Bauleute lag seit langer Zeit still. Ich hatte viel zusammengetragen, weit mehr, als ich nötig hatte, und stand schon bei den landesherrlichen Reglements und Lohntaxen, die der erstarkende Teilstaat als ein Stück seiner Sozialordnung auszubilden begann.

Das war eine neue Welt. Die Macht der Einungen und Gilden war gebrochen. Die anmaßlichen Gesellenverbände, die im vierzehnten Jahrhundert entstanden und bald zu gewaltiger Bedeutung angewachsen waren, hatten die harte Hand fürstlicher Polizei fühlen müssen und waren ihr in die Heimlichkeit entwichen. Dort wirkten sie wie eine Feme unentwegt, obzwar sie es schwer bezahlen mußten, wenn man sie dabei ergriff. Die Bauhütten, die hohen Schulen zur Zeit der Gotik, waren verfallen, und ihr Wissen war mit ihnen untergegangen, wie auch der Geist edler Kameradschaft und Zucht, der ihr Anteil an der hohen Lebensordnung des Mittelalters gewesen war. Das alles war nicht mehr. Der neuen Zeit fehlte die Buntheit, der Reichtum und die Tiefe der

gotischen Vergangenheit, sie war hart, kalt, arm und nüchtern.

Die Frage nach dem Grunde dieser Veränderung war noch immer unbeantwortet. Lange war ich ihr aus dem Wege gegangen und hatte zusammengetragen, was der neuen Zeit angehörte. Dann hatte ich sie mit dem Rüstzeug des historischen Materialismus angegriffen. Wie fruchtbar hatte ich oft diese Erklärungsweise gehandhabt; aber hier versagte sie. Es war schlechthin unmöglich, den Übergang von der Gotik zur Renaissance aus irgendwelchen wirtschaftlichen Gründen und Antrieben zu erklären. Ich spannte den Zirkel über das ganze Abendland und suchte ab, was er umgriff. Der Saaldiener in der Staatsbibliothek sah mich sonderbar an, wenn er mir eine neue Bücherlast zutrug. Aber alles Forschen blieb ungelohnt. Ich stieß zuweilen auf die Ansicht, daß die Verührung mit der arabischen Welt in den Kreuzzügen morgenländisches Gedankengut zu uns gebracht habe, und ging diesen Einflüssen nach, doch war es ganz vergeblich, hier nach Beziehungen zu meiner Frage zu suchen.

Ich hatte etwa drei Monate mit solchen Untersuchungen verbracht; dann empfand ich es als lächerlich und beschämend, diese Wandlung auf solche Weise erklären zu wollen.

Der Balte Max Hildebert Boehm hatte mir eine Studie geschickt, die in der deutschen Geschichte einen Wechsel zwischen staatlich und körperschaftlich bestimmter Ordnung zu sehen glaubte: auf die Zeit der Königsmacht von den Ottonen bis zu den Staufern folge die Zeit der körperschaftlichen Verbindungen, der Einungen und Gilden und Orden, die nach drei Jahrhunderten abgelöst werde von einer Zeit der erneuerten Staatsgewalt, um aber jetzt als die Zeit des Verbandswesens wiederzukehren. Ich beschäftigte mich mit der kleinen

Schrift und fand sie in manchem Punkte bestätigt, doch half sie mir nicht, meine Frage zu beantworten, sondern stellte sie nur in anderer Form.

Ich hatte mehr zu erklären als den Untergang der Einungen und Zünfte, es war zu beantworten, warum sich das ganze Abendland von einer dreihundert Jahre geübten Bauweise abwandte, und warum diese Abwendung mit einer Änderung des Gesamtcharakters der Zeit verbunden war.

Vor dieser Frage stand ich, als ich nach den erschütternden politischen Ereignissen zur Arbeit zurückkehrte. Ich war tief aufgewühlt, aber nicht enttäuscht und erst recht nicht entmutigt, sondern im Gegenteile so zuversichtlich und arbeitsfroh wie nur je in meinem Leben. Die Umstände hatten es mit sich gebracht, daß ich zu vielem Verkehr gekommen war. Da war ich oft unter Entmutigten und Ratlosen der einzige Mensch, der noch an eine größere Zukunft glaubte. Wir hatten eine Schlacht verloren. Das war gut: jetzt konnten wir lernen, was zum Siege nötig war. Es hatte keinen Sinn, nach dem Führer und Retter zu rufen, sondern es kam darauf an, den Zustand in der Tiefe des Volkes zu wandeln. Jetzt mußte die Politik der verständigungsbereiten Wehrlosigkeit freie Bahn haben, ungestört von uns mußte diese Politik alle in ihr liegenden Möglichkeiten erschöpfen. Die liberale Illusion, die zur Weltanschauung der Massen geworden war, mußte regieren, allein und von uns unbeeinträchtigt, damit sie als Illusion erkannt wurde. Das Volk mußte jetzt den ganzen Weg bis zum Ende gehen. Erst am bitteren Ende, aus der Fülle der schmerzlichsten Erfahrungen konnte es für eine neue Einsicht reif werden. So konnte und mußte sich ein neuer Tiefenzustand bilden, der den kommenden Führer tragen konnte und den der Führer brauchte. Wir mußten die Gedan-

fen und Losungen schaffen, mit denen einst die Tiefe in Bewegung zu bringen war.

Wir müssen einen langen Atem haben und arbeiten! So sprach und schrieb ich, wo ich zu Worte kam, und in dieser Verfassung nahm ich meine Arbeit wieder auf.

Was ich nun erlebte, läßt sich nur andeuten und in Bildern sagen. Irgendwann berührte mich, flüchtig wie ein verlorenes Wehen in der Sommernacht, eine neue Einsicht; sie war verschwunden, als ich sie greifen wollte. Das wiederholte sich einmal, zweimal, doch konnte ich nachher nicht zurückrufen, was sie mir gezeigt hatte. Es ereignete sich, während ich in der Universität zuhörte oder in der Bibliothek über den Büchern saß. Es war ein Vorgang, als säße ich in einem dunklen Zimmer, in das unversehens ein Lichtschimmer hereinbrach, so daß ich für kurze Zeit die Umrisse einiger Gegenstände erkennen konnte; aber der Schimmer verschwand, ehe sich mir einprägte, was ich sah, und ich saß wieder vor dem Dunkel. Dann gelang es einmal einer eindringlichen Bemühung, die Einsicht herbeizuzwingen und solange zu bannen, bis ich sie in den Händen, das heißt auf dem Papier hatte: „Im Anfang war der Geist“; mehr hatte ich in dem kurzen Augenblick nicht schreiben können, aber dieser Satz glich einer Zauberformel, mit der ich die neue Einsicht jederzeit rufen und mir dienstbar machen konnte.

Indem ich das tat, sah ich sonderbare Dinge und wurde still vor ihnen. Bald stellte ich den Besuch der Vorlesungen ein, ging seltener zur Staatsbibliothek und blieb meist in Potsdam. Darüber verging die Zeit, und es begann wieder zu weihnachten.

Dora Amborn merkte die Veränderung und wartete, daß ich sie erklären würde. Ich hätte gern gesprochen, aber ich

fürchtete, es würden mir die Worte fehlen und es würde mir nicht gelingen, mich verständlich zu machen.

Eines Sonntags empfing sie mich mit der Frage, wie es eigentlich meiner Arbeit gehe. Das kleine Wort eigentlich war nur leise mitgesprochen, aber ich überhörte es nicht, und es verriet mir die Ungeduld und Sorge, mit der sie die Antwort erwartete. Ich sagte, ich hätte die Arbeit seit Wochen nicht mehr angerührt und würde sie nicht zu Ende bringen. Dora Amborn sagte: „Ich habe gemerkt, daß du vor einem Hindernis stehst. Wollen wir darüber sprechen?“

Ich hatte früher oft vom Fortschreiten der Arbeit erzählt, aber verschwiegen, vor welche Frage mich der Untergang der Gotik gestellt hatte. Jetzt konnte ich ihr nicht ausweichen. Ich sagte, es sei viel damit vermacht, und sie müsse Geduld haben.

Es dämmerte, und Dora Amborn zündete den Adventskranz an. Der grüne Kranz mit den weißen Lichtern stand zwischen uns. Ich begann zu erzählen:

„Ich habe an meiner Arbeit eine Revolution erlebt und glaube, es ist die größte Revolution, die ein Mensch erleben kann. Du hast mein Elternhaus nicht gekannt, hast auch meine Mutter nicht gesehen. Es war ein frommes Haus und wollte fromme Kinder haben. Dieser Wunsch erfüllte sich nicht, die Kinder gingen alle den Weg der Welt, und kein anderes Kind ging ihn so früh wie ich. Ich weiß nicht, wie früh ich ihn ging, doch erinnere ich mich des Ostersonntags, als ich elf Jahre alt war. Ich ging zur Kirche — nicht aus Antrieb, sondern weil ich mußte, und meine Mutter hatte mir das schönste Hemd und einen neuen Kragen gegeben und mich beim Anziehen überwacht, so daß ich in guter Verfassung vor ihr stand. Sie entließ mich mit den Worten: Nun sei recht andächtig! Ich erwiderte nichts, aber ich dachte: Wenn ich das

nur könnte! Ich wußte, ich konnte es nicht. Mit diesen Gedanken ging ich die Treppe hinunter.

Ich glaubte also schon mit elf Jahren nicht mehr. Zuerst verbarg ich das vor meiner Mutter, später aber machte ich kein Hehl mehr daraus. Das muß für meine Mutter ein großer Kummer gewesen sein, doch mag sie einigen Trost darin gefunden haben, daß ich niemals spottete und lästerte, wie das dann unter unserart Leuten üblich wurde. Ich hatte manche Stunde, wo mir mein Unglaube leid tat und ich mir einen so festen Glauben wünschte, wie ihn meine Mutter hatte. Aber aus dem bloßen Wunsch kann kein Glaube entstehen. Bei mir war es außerdem so, daß ich einen großen Haufen naturwissenschaftlicher Bücher gelesen hatte, die ohne Ausnahme den Glauben sehr von oben herab als eine Sache der Unmündigen behandelten, und du kannst dir denken, wie das auf einen jungen Menschen meiner Art wirken mußte. Ich wollte doch nicht zu den Unmündigen zählen! Ich redete mir allen Ernstes ein, das Dasein eines Gottes sei mit den Naturgesetzen unvereinbar, und man könne an keinen Gott mehr glauben, sobald man über die Naturgesetze soviel wisse, wie ich eben wußte.

Ich habe dir einmal von einem merkwürdigen Erlebnis erzählt, wie mir auf einer Wanderung das Dasein Gottes zur unmittelbaren Gewißheit wurde. Das Erlebnis liegt fast elf Jahre zurück. Es hat in seiner Erinnerung bis heute nichts von seiner Stärke verloren, aber ich habe seltsamerweise nichts damit ausrichten können; weder meine Ansichten vom Leben, noch mein Verhalten haben sich danach geändert. Mein Glaube war ein vergrabenes Pfund. Gott war da, aber er hatte mit der Welt nichts weiter zu tun, als daß er sie einmal erschaffen hatte. Die Welt war ganz auf sich gestellt und mußte sehen,

wie sie mit sich fertig wurde. In der Welt regierte nicht Gott, sondern der Mensch; und der Mensch war mir vor allem ein Gefäß der gewöhnlichsten Triebe und Begierden. Ich sage das jetzt, ohne die Einschränkungen zu erwähnen, damit dir meine Ansicht ganz deutlich wird. Du weißt, daß es Einschränkungen gab: ich nannte manches Fügung und dachte dabei an Gottes Eingriffe in das Menschenleben; ich sah, daß es Menschen gab, die über den gewöhnlichen Trieben und Begierden standen und von ganz andern Kräften beherrscht wurden. Aber diese Einschränkungen galten nur für die letzten Jahre, etwa für die Zeit, seit wir uns wieder kennen, und für meine Arbeit hatten sie nichts zu bedeuten.

Ich sah die Menschenwelt so, wie die materialistische Philosophie sie uns gezeigt hat, und als ich im vorigen Jahre begann, die Geschichte der Bauleute zu erforschen und zu beschreiben, gab es für mich keine andere Arbeitsweise als den historischen Materialismus. Gleich im Anfang stutzte ich und fühlte mich etwas gehemmt; es stellte sich nämlich heraus, daß die eigentliche Baukunst nicht von den materiellen Bedürfnissen des Menschen ausgeht, sondern von einem metaphysischen Bedürfnis — vom Totenkult und von der Gottesverehrung. Daran ist gar nicht zu zweifeln, die Baukunst ist aus dem Kultus hervorgegangen. Unser Haus ist der überbaute Herd und soll das Feuer schützen, das dort zu Ehren der Gottheit brennt. Wäre der Herd für die Zwecke entstanden, denen er heute dient, also um Suppe zu kochen und Fleisch zu rösten, so hätte man ihn niemals heilig genannt. Sein ursprünglicher sakraler Sinn wird noch von der Sprache unserer Zeit bezeugt, wenn wir vom ‚heiligen Herd‘ sprechen, wie die Verbindung ‚Haus und Herd‘ noch erkennen läßt, daß beide als eine untrennbare Einheit empfunden wurden.

Das hätte vielleicht nichts zu bedeuten, wenn nur allein die Baukunst auf solchen Ursprung zurückginge. Es ist aber ganz anders. Da ist beispielsweise unsere Schrift. Ihre Entwicklung ist größtenteils noch unerforscht, aber über ihren Ursprung besteht kein Zweifel mehr. Die Urzeichen, aus denen später die Schrift als Mitteilung entstand, waren Heilszeichen, in denen der Mensch das Göttliche gleichnishaft darstellen und vielleicht ansprechen wollte. Vielleicht hat der frühe Mensch die Gottheit mit diesen Zeichen anrufen, beschwören und sich geneigt machen wollen; jedenfalls ist aber auch die Schrift nicht aus Nützlichkeits erwägungen, sondern aus einem metaphysischen Bedürfnis entstanden.

Einen ähnlichen Ursprung haben wir für die Malerei und wahrscheinlich auch für die Bildhauerkunst anzunehmen. Wo die Forschung auf Völker stößt, die noch in den Formen der Frühzeit leben, findet sie das Bild als Hilfsmittel der Magie. Vielleicht ist es erst dazu herabgewürdigt worden, vielleicht war es ursprünglich ebenfalls ein Heilszeichen im Sinne des Totemkultes.

Hier ist es nur wahrscheinlich, daß wir die Anfänge in der Gottesverehrung zu suchen haben, aber für die Musik, für die Dichtkunst und für den Tanz besteht wieder die volle Gewißheit, daß sie als Gottesdienst entstanden sind. Die frühesten Nachrichten über Musik zeigen sie uns als kultische Handlung. Wir hören von Tempeltänzen und Tempelgesängen. Es ist aber schlechtthin undenkbar, daß Tanz und Gesang als profane Übungen auf den Gottesdienst übertragen wären — es kann nur umgekehrt gewesen sein, so daß ihre Herkunft aus dem metaphysischen Bedürfnis des Menschen gesichert ist.

Ein vollständiges Dunkel umgibt den Ursprung der Zahl, und es ist nicht zu hoffen, daß die Forschung jemals wirklich

Licht bringen wird. Hier ist nur die Entwicklung, aber nicht der Ursprung erschließbar. Wir müssen uns damit begnügen, daß es heilige Zahlen gibt. Die Zahlen von eins bis zwölf haben ohne Ausnahme symbolischen Wert; noch wir sprechen von der heiligen Drei, von der bösen Sieben, von der heiligen Acht, aber wir wissen nicht, was sie den frühen Menschen heilig machte und können sie nur als einen Hinweis ansehen, daß auch die Zahl aus dem heiligen Bezirk des Lebens stammt.

Es war für mich eine große Überraschung, als ich erfuhr, daß der Mensch das Kind ursprünglich nicht als Nutztier, sondern als Opfertier gezähmt und gehalten hat. Auch hier ging also der sakrale Zweck dem profanen voraus. Ich vermute, daß für den Pflug das gleiche gilt. Frobenius hat in Afrika ackerbautreibende Menschen getroffen, bei denen der Häuptling die Feldbestellung eröffnet, indem er mit einem hölzernen Hakenpflug eine einzige Furche zieht; erst wenn er das getan hat, machen sich die andern daran, das Feld mit der Hacke zur Aufnahme des Saatkorns aufzulockern. Der Pflug dient also nur einem kultischen Akt, der vielleicht den Sinn eines Opfers hat. Eine ähnliche Bedeutung mag dem alten chinesischen Brauch zugrunde gelegen haben, daß der Kaiser in eigner Person bei Beginn der Feldbestellung mit einem heiligen Pflug eine Furche pflügte. Unser Schullesebuch enthielt ein Stück über China, in dem dies berichtet wurde. Zur Erklärung hieß es dort, der Kaiser tue das zu Ehren der Feldarbeit, auf der das Leben des Volkes beruhe.

So hat man früher gedacht, man hat alles menschliche Tun auf Nützlichkeits erwägungen zurückgeführt, wohl weil man selber keine andern kannte. Das hat in der Zeit der Aufklärung begonnen, und aus dieser Art der Lebensdeutung ist schließlich die materialistische Philosophie und Geschichtsauf-

fassung entstanden. Im allgemeinen denkt man heute noch nicht anders. Wenn ich das, was ich hier erzähle, als Aufsatz schreiben und einem Professor der Geschichtswissenschaft zeigen würde, so würde er mir ernstlich abraten, es zu veröffentlichen, obwohl ihm die Tatsachen ebenso bekannt sein könnten, wie sie mir bekannt geworden sind. Er würde mir in bester Wohlmeinung abraten, weil er weiß, daß es gegen den Zeitgeist geht.

Du siehst, was diese Tatsachen bedeuten: Was wir an Kultur besitzen, ist nicht aus physischen Bedürfnissen entstanden. Man kann es so ausdrücken: Alle Kultur stammt aus dem Kultus, Gottesverehrung und Gottesdienst sind die Grundlagen unserer Gesittung. Damit aber ist der historische Materialismus abgetan, der die Gesittung aus der physischen Notwendigkeit herleitet und in der Geschichte nur den Kampf um die Verteilung der stofflichen Güter sieht, und damit ändert sich unser ganzes Geschichtsbild.

Wenn du noch zuhören magst, so will ich noch erzählen, welche Schlußfolgerungen sich für meine Arbeit ergeben haben. Ich stand schon vor einem Jahre vor der Frage, was in der Geschichte der Untergang der Gotik bedeutet, und habe vergeblich versucht, sie nach der alten Methode zu beantworten. Ich habe mich mit aller Kraft darum bemüht, denn ich hatte keine andere Deutungsweise und glaubte, es müsse sich auf diese Weise erklären lassen. Heute sehe ich ein, daß mein Bemühen vergeblich sein mußte; denn wie kann etwas aus dem Stoffe erklärt werden, wenn es aus der Seele stammt? Ich vermutete Nützlichkeitserwägungen und fand Gottesverehrung!

Damit vollendete sich die große Revolution, in der ich seit Jahren lebte. Nun wurde es mir klar, daß die Kultur für alle

Zeiten mit unseren Beziehungen zum Göttlichen verbunden bleibt und in ihrer Art ausdrückt, wie der Mensch zu Gott steht.

So müssen wir die großen geschichtlichen Baustile ansehen. Es gibt einen gewaltigen Streit um die Herkunft des romanischen und des gotischen Stils, immer spürt man irgendwelchen Einflüssen von außen nach und stellt dabei manch törichte Behauptung auf. Die Wahrheit ist aber die, daß beide Stile Ausdruck germanischer Gottesverehrung sind. Beide Stile sind auf der Erde nur dort zu finden, wo einmal germanische Völker gewohnt und geherrscht haben. Warum man ums Jahr zwölfhundert den romanischen Stil aufgab und den gotischen ausbildete, ist eine offene Frage und wird niemals geklärt werden, aber ich will doch sagen, was ich vermute. Ich sehe im romanischen Baustil die Sicherheit und Festigkeit des Glaubens jener Zeit. Es waren die ersten Jahrhunderte nach vollendeter Verchristlichung unseres Volkes. Man kannte noch keinen Zweifel, keinen Lehrstreit. Diese Sicherheit des Glaubens wurde im romanischen Baustil steinerne Form. Stelle dir einen romanischen Dom vor: da ist keine gewagte Überbrückung und Ausragung, da ist keine Fragwürdigkeit, sondern nur erhabene Sicherheit und Ruhe. Das ist die Sicherheit des jungen Glaubens.

In der Gotik meldet sich etwas Neues an. Die Bauweise wird kühner, die Geschlossenheit gliedert sich auf, die Formen werden reicher. Da ist nichts mehr von erhabener Ruhe, sondern immer mehr von Bewegtheit und verströmender Unruhe. Der Mensch der gotischen Zeit muß anders zu Gott gestanden haben als die Geschlechter vor ihm. Es muß etwas Neues in der germanischen Christenheit wach geworden sein, sonst hätte sich dieser Wandel des Baustils nicht ereignen können. Ich

sehe hier das Aufkommen des Zweifels. Der Glaube steht nicht mehr so fest wie vorher. Aber man will den Zweifel nicht dulden, man will sich seiner erwehren und ruft alle Glaubenskräfte gegen ihn auf. In der Gotik will der Glaube über den Zweifel triumphieren. Es ist die gleiche Zeit, die den Teufels- und Herenglauben emportreibt, in der die Büßer und Geißler in Scharen umherziehen, in der die Scholastik die Zweifel wegdisputieren will und die Mystiker neue Glaubenskräfte in der Tiefe suchen.

Aber die Zweifel werden nicht überwunden, sie breiten sich aus, durchdringen das tägliche Leben und bald die Kirche selber. Ihnen werfen sich die Glaubenserneuerer entgegen, Ketzer und Reformatoren stehen auf. Der Glaubenskampf beginnt, die Kirche wird zur Walfstatt.

Nun siehe, wie die Baukunst diesen Vorgang begleitet: die gotischen Formen werden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewagter, lockerer, unruhiger. Sie werden zu einer Zeittafel, an der man ablesen kann, wie weit der Verfall vorgeschritten war. Achte einmal auf die Gewandfalten an den Bildwerken der Apostel, Heiligen und Patrone, so wirst du es erkennen. Das ist das Ende der Gotik. Die Gotik stirbt an der Erschöpfung der Glaubenskraft.

Was sich da vollzieht, ist also viel mehr als die Änderung der Bauweise. Hier endet ein Zeitalter, es bricht eine Welt, es bricht eine ganze Lebensordnung zusammen. Die Menschen sind aufgewühlt bis in die letzten Tiefen, so daß die Tiefen sich erheben und alles ins Wanken bringen. Der Bauernkrieg ist eine Erhebung gegen die Gottlosigkeit, wie auch Luther nicht nur Protestant gegen Rom, sondern zugleich gegen die Verweltlichung des Lebens ist. Aber davon will ich nicht sprechen, weil ich zu wenig davon weiß. Was ich sagen will,

bezieht sich auf das Allgemeine. Unsere Geschichte steht unter dem Gesetz Gottes. Gott offenbart sich nirgend stärker als in der Geschichte des Menschengeschlechts. Es ist für mich eine feste Gewißheit geworden, daß wir alles, was wir als Menschen vor allen andern Geschöpfen besitzen, von Gott empfangen, das heißt in seinem Dienst erworben haben. Das eigentlich Menschliche ist dies, daß der Mensch sich seiner Herkunft aus der Hand des Schöpfers bewußt ist. Kein anderes Geschöpf weiß das. Der Rang des Menschen besteht allein darin, daß er dies weiß und daß er darum der Religion fähig ist. Das Bibelwort ‚Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde‘ will dies ausdrücken. Gott gab uns nicht sein Wesen, wir sind keine Götter, aber er gab uns dies Wissen, und dadurch sind wir Menschen auf eine andere Weise mit ihm verbunden, als alle andern Geschöpfe. Aus dieser Urbeziehung zu Gott ist alle Menschengeschichte entstanden. Wir wären geschichtslos wie die Tiere, hätten wir nicht diese Urbeziehung.

Daraus ist nach meinem Dafürhalten zu schließen, daß der Bestand aller menschlichen Gesittung an unsere Beziehung zu Gott gebunden bleibt. Es gibt nur so lange ein sittlich geordnetes Leben, wie sich der Mensch dieser Gebundenheit bewußt ist. Menschliche Gemeinschaft beruht auf dem Recht. Das Recht, so, wie es als Brauch oder Gesetz erscheint, ist Menschenwerk. Aber der Mensch hätte niemals die Idee des Rechtes erfassen können, wenn er nicht zuvor die Idee einer rechtslegenden Macht gehabt, wenn er nicht an einen Richter geglaubt hätte. So beruht alles geordnete Leben auf dem Glauben, und darum muß es zerfallen, wo der Glaube schwach wird.

Diese Erkenntnis hat unmittelbare Bedeutung für die Gegenwart. Wir stehen entweder vor dem Aufbrechen einer

neuen Glaubenskraft oder vor dem ‚Untergang des Abendlandes‘, den Spengler kommen sieht. Spengler hat uns die Augen geöffnet für Zusammenhänge, von denen wir vor ihm nichts ahnten. Aber er sieht nicht die Möglichkeit einer Erneuerung aus einer erneuerten Glaubenskraft. Ich sehe diese Möglichkeit und glaube an ihre Erfüllung. Begründen kann ich das nicht, aber doch ist mein Glaube mehr als ein Wunsch. Ich sehe die Vorboten einer neuen Gläubigkeit. Wir beginnen wieder an Wunder zu glauben, sonst wäre die junge nationale Bewegung überhaupt nicht möglich. Die deutsche Hoffnung hat nur den einen Grund, daß Gott uns helfen wird!

Dann sehe ich meinen Weg aus dem tiefsten Unglauben zu dieser Gewißheit und sehe, wie unser Volk bewegt und aufgewühlt ist, anders und mächtiger als irgendein Volk, wie es vor den größten Fragen steht, die einem Volke gestellt werden können, und wie es sucht und sucht. Da ist es doch nicht Vermessenheit, zu glauben, daß Millionen den gleichen Weg gehen werden, den ich gegangen bin, den Weg vom Unglauben zur Glaubensgewißheit.

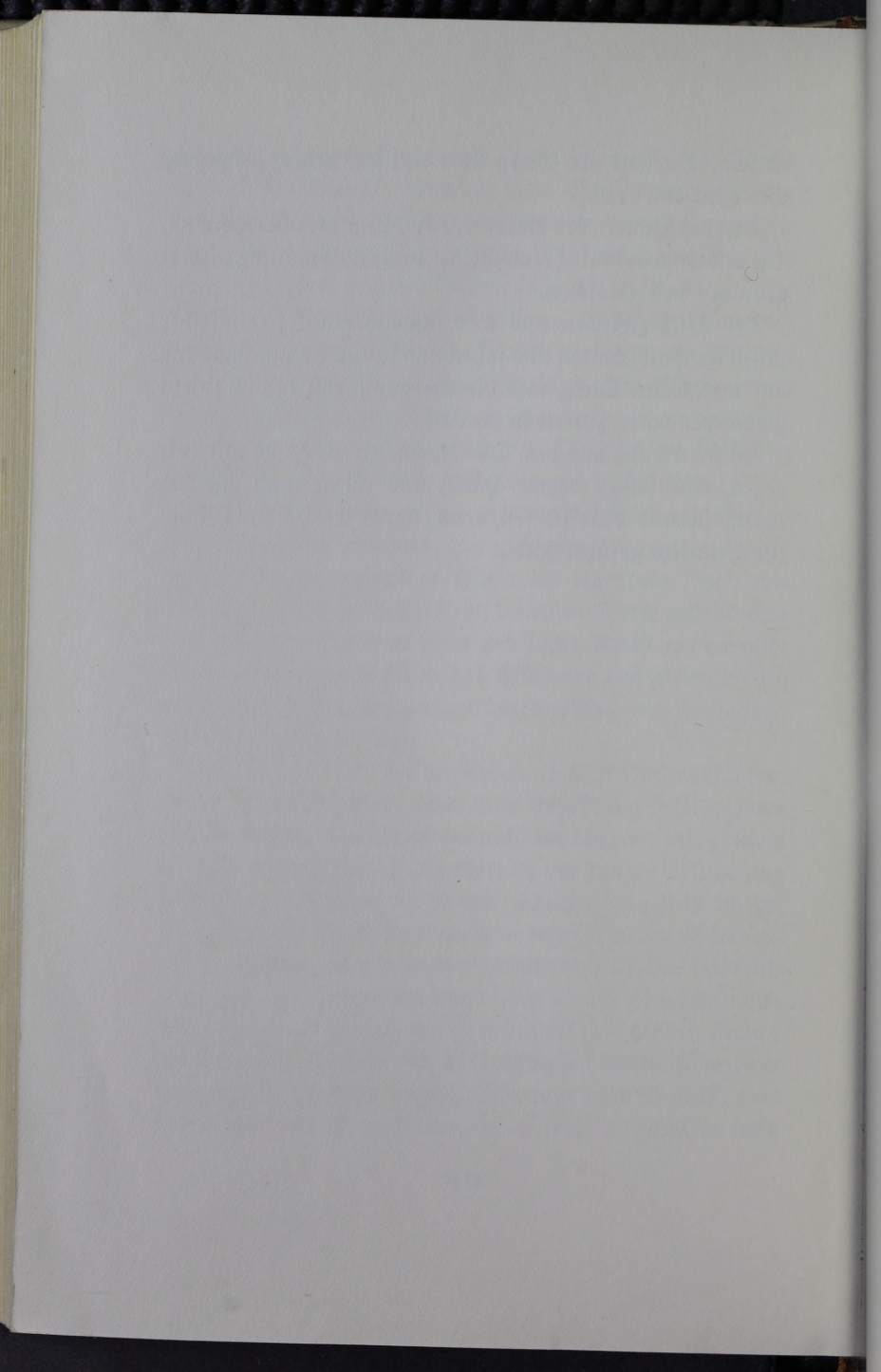
Sieh, das habe ich bei der Arbeit an dem Buche erfahren. Nun lasse ich sie ruhen, denn diese Erfahrung stellt mir andere Aufgaben. Du kannst dir nicht denken, wie mir zumute ist: so froh und feierlich, als wäre ich von langer Wanderung heimgekehrt. Wirklich, so ist mir zumute. Nun stehe ich da, wo einst meine Eltern standen. Aber wieviel mußte ich lernen, um zu erfahren, was sie immer gewußt haben! Das soll keine Klage sein. Ich klage nicht und bereue nichts. Es wird immer Menschen geben und es wird sie geben müssen, die den Kampf der Zeit ganz allein in sich auszukämpfen haben. Wer dazu bestimmt ist, muß es tragen. Ich trage es und weiß, was damit vermacht ist, und doch bin ich froh, und auch du sollst

es sein. Du hast als Stern über meinem Leben gestanden, und ohne dich . . .“

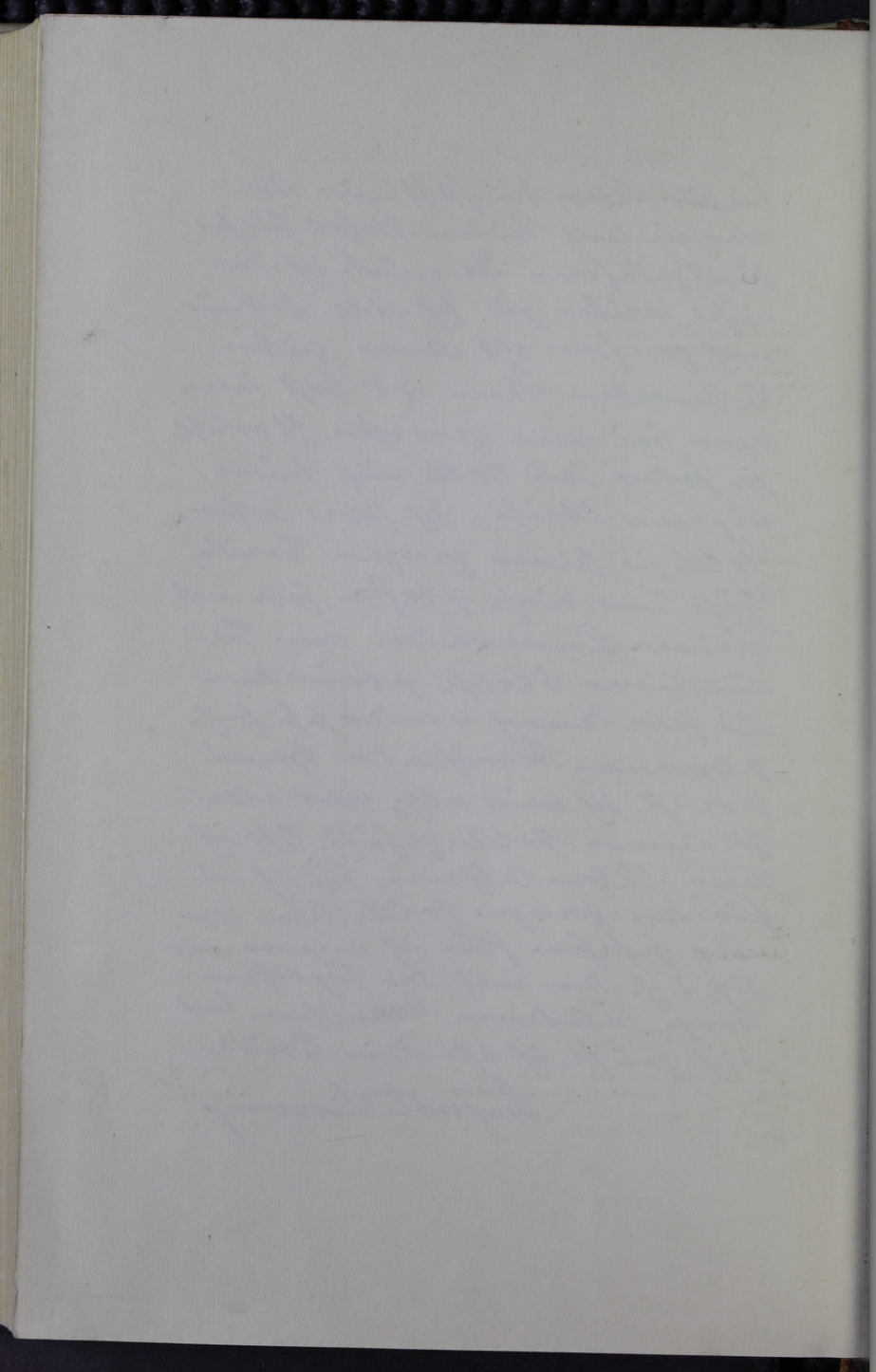
Von den Lichtern des Adventkranzes brannte nur noch eins. Die andern waren während meiner langen Erzählung nieder=gebrannt und erloschen.

Der Tisch zwischen uns war schwach erhellt; wir selber saßen im Halbschatten und sahen uns kaum. Meine Hand lag auf der blauen Decke, und die Erregung, mit der ich zuletzt gesprochen hatte, zitterte in ihr nach.

Da streckte sich aus dem Dunkel eine zweite Hand mir entgegen, eine feine, warme Hand, und rührte mich an. Ich ergriff sie und hielt sie fest, denn es war die Hand, die mich zur Heimkehr geführt hatte.



Einmal haben, die sich um die
viereckige Pisten dieses Hauses
hinweglaufen - Im Grunde ist die
nicht anders zu. Ich will dir nur
aufpassen als einem guten
Erkennenden. Denn die Gift im-
mer bei mir gesessen. (Aber hat
in jener Zeit wohl auf keine
eigene Arbeit. Ich habe immer
wohl in einem ganzem Hause,
Häse und diese Gefasse, habe mit
meiner Leidenschaft vom Gan-
zen aus Flecke gekannt
und habe immer wieder so fort-
zu kommen. Vielleicht die Gegend
erweist. Ich weiß nicht, was alles
zu einem Wille geführt. Als ich
meine Eltern gekannt, hat ich so
für das ganze Wohl. Aber nur
mit Gefasse habe ich immer nur
die, d. h. die mit der höchsten
Dinge verbunden. Und
die Größe ist die die Größe
Meyner Meinung



**Von August Winnig erschienen
in der Hanseatischen Verlagsanstalt**

Heimkehr

20. Tausend. Leinen RM. 5,80

In Winnigs Weg spiegelt sich das deutsche Schicksal. Sein Buch muß man seiner Bedeutung nach in einem Atemzuge mit Hans Grimms „Volk ohne Raum“ nennen. Die „Heimkehr“ ist darüber hinaus auch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Nachkriegszeit, weil es die Vorstellung von dem persönlichen Wert und Unwert der damaligen Machthaber vervollständigt.
Nordische Rundschau, Kiel

Der weite Weg

66. Tausend. Leinen RM. 5,80

Mit steigender Teilnahme und zuletzt mit tiefster Erschütterung erkennt man durch die Erdnähe der Erzählung hindurch ein Stück Schicksalsgeschichte des deutschen Volkes und der deutschen Seele. Wir haben ein großes Buch zur Selbsterkenntnis der deutschen Dinge.
Prof. Dr. Eugen Kühnemann

Die ewig grüne Tanne

Zehn Novellen. 33. Tausend. Leinen RM. 3,50

Die Geschichten kann man zum Seltensten zählen, was ein sinnender Geist, eine tief im Heimatboden wurzelnde, von Ahnungen, Gesichten, ja von Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, von Gottes- und Menschenliebe erfüllte Natur wie eine Blüte aus sich hervortreibt.
Zeitwende

Vom Proletariat zum Arbeitertum

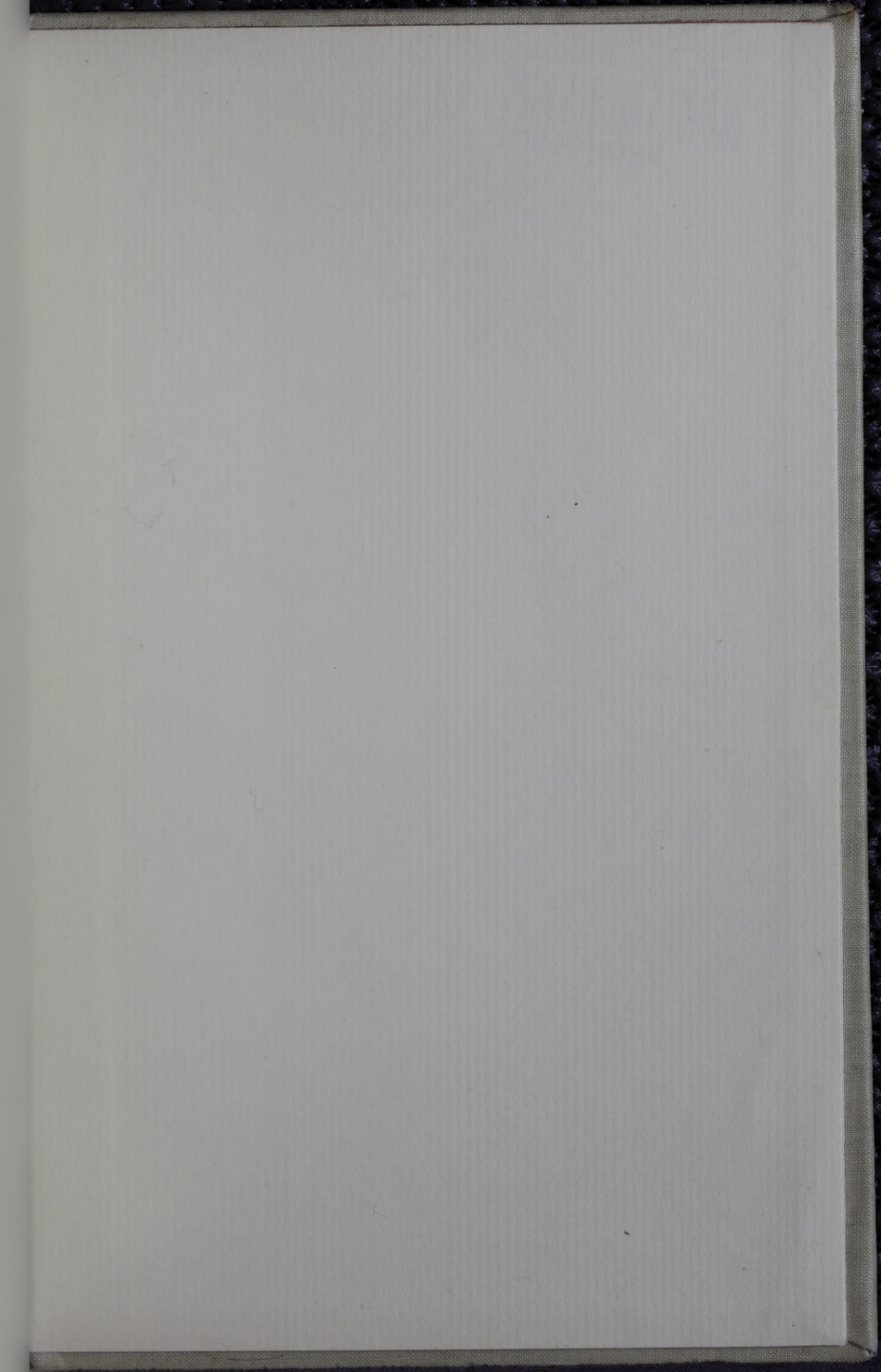
34. Tausend. Leinen RM. 4,50. Sonderausgabe kartoniert RM. 2,40

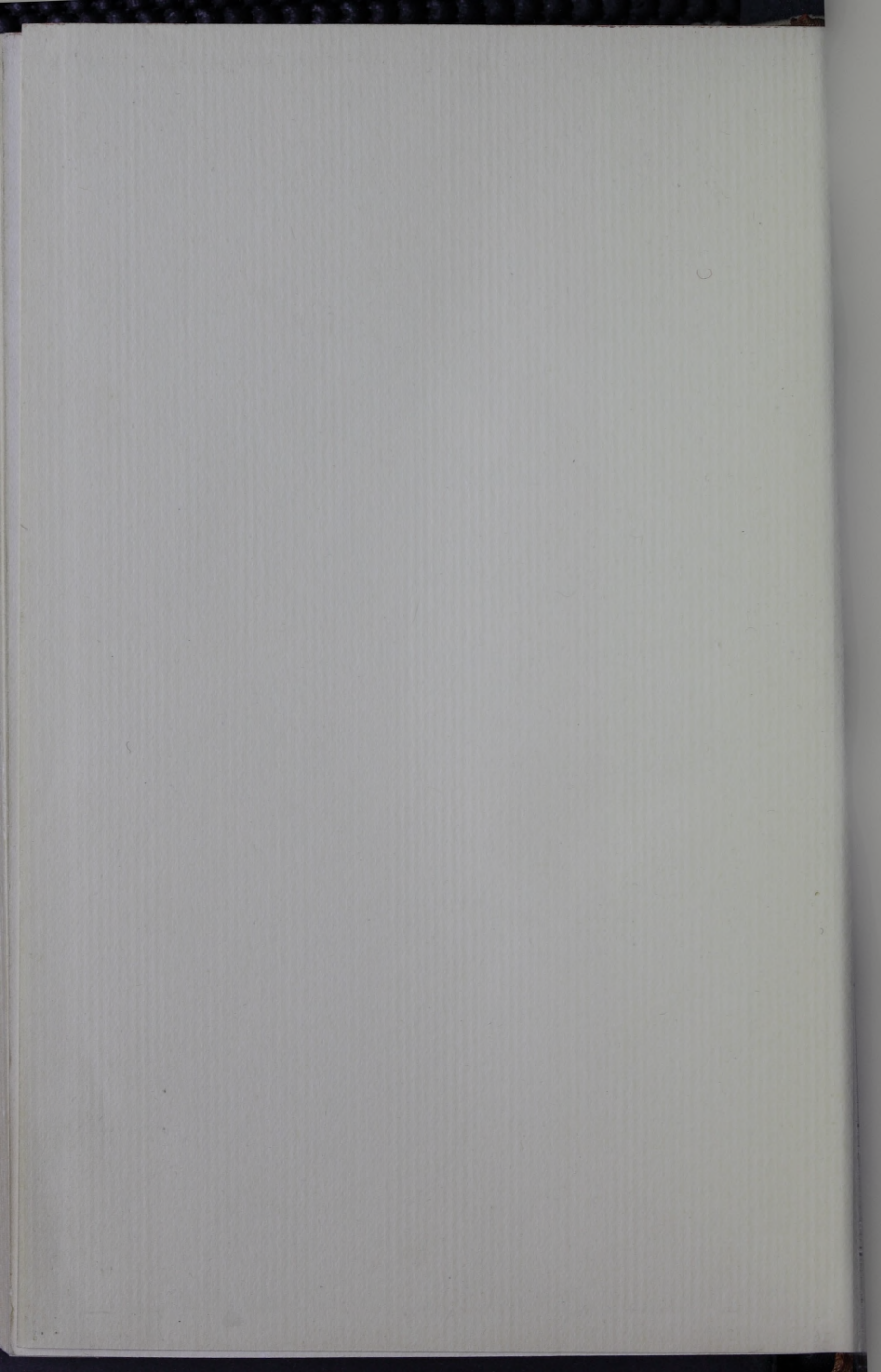
Die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung wird unter Winnigs Hand völlig neu. Ein Mann, der selber vom Proletariat zum Arbeitertum emporgestiegen ist, gibt wie ein Stück eigenen Lebens die Entwicklung der deutschen Arbeiterschaft als erschütternde Seelengeschichte unseres Volkes.
Schlesische Zeitung

Wir hüten das Feuer

Aufsätze und Reden aus 10 Jahren. 7. Tsd. Kart. RM. 4,80. Ln. RM. 5,80

Was August Winnig uns mit seinem vorliegenden Werk gibt, ist das politische Essay, jene seltene Kunst politischer Meinungsäußerung, in der ein kluger, überlegener Geist zeitliche Dinge vornehm zu durchdringen und in straffer Form zu sagen vermag.
Deutsche Kultur in der Welt





30. -DM

10, 17. 4.-

LATVIJAS NACIONĀLA BIBLIOTEKA



0306115764

C

12P2

